DER SPIEGEL



NR. 6 | 2009

GESCHICHTE

Die Habsburger

AUFSTIEG UND FALL DER MÄCHTIGSTEN FAMILIE EUROPAS

KAISER KARL V.
Weltreich auf drei Kontinenten

MARIA THERESIA
Die machtbewusste Herrscherin

HOFLIEFERANTEN
Kommerz mit Nostalgie

Österreich €7,20 Schweiz sfr 13,– Benelux €7,80 Finnland €11,– Frankreich €8,50 Griechenland €9,50 Italien €8,50 Norwegen NOK 95,– Portugal (cont) €8,50 Slowakei €11,62/SKK 350,– Slowenien €8,50 Spanien €8,50

PRINTED IN GERMANY

Hütet diese Familie ein Geheimnis – oder haben die Habsburger einfach seit dem Mittelalter sehr viel Glück gehabt? Wie konnte ein Grafengeschlecht aus dem Aargau zu einer weltweit mächtigen, jahrhundertelang regierenden Herrscherdynastie aufsteigen? In vielen Porträts, Geschichten und natürlich Stammbäumen sucht dieses Heft nach Erklärungen – auch mit der Hilfe namhafter Kenner wie Brigitte Hamann, Sigrid Löffler und Eberhard Straub. Einmal standen die Redakteure Dietmar Pieper und Johannes Saltzwedel, der dieses Heft konzipierte, bei der Vorbereitung dem Phänomen Habsburg persönlich gegenüber: Sie trafen in München den Chef des Hauses, Karl von Habsburg, 48, der souverän zu begründen weiß, warum es „nur logisch" ist, „dass ein Habsburger sich als Europäer versteht" (Seite 22).



Pieper, Habsburg, Saltzwedel

Wenn es um Sisi, die vorletzte Kaiserin, geht, glauben die meisten dank Ernst Marischka und seiner schnulzigen Filme mit Romy Schneider in der Hauptrolle ganz gut Bescheid zu wissen. SPIEGEL-Redakteurin Karen Andresen erging es nicht anders. Sehr süßlich sei das Thema, fand sie zunächst. Aber je gründlicher sie sich dann in das Leben dieser unglücklichen Monarchin vertiefte, desto mehr entdeckte sie eine auf faszinierende Art moderne Frau, die belesen war und sportlich, aber auch dem Schönheitswahn verfallen. Mit ihrem Protest gegen Konventionen passte sie nur schwer in das 19. Jahrhundert und schon gar nicht an den Wiener Hof, den sie nach Kräften mied – bis sie an diesen Widersprüchen zerbrach (Seite 126).

Bei der Spurensuche an den Rändern des Habsburgerreichs bekam SPIEGEL-Reporter Walter Mayr vertrauten Boden unter die Füße. Im Bosnien-Krieg, später als Korrespondent in Wien und Moskau hatte er viele Außenposten der einstigen k. u. k. Monarchie kennengelernt. Diesmal ging es, mit Büchern von Roth oder Rilke bis Karahasan und Albahari im Gepäck, auf mühsamen Wegen vom Dnjestr-Ufer bis an die Adriaküste. Nach über zwei Wochen Expedition quer durch die Kulissen des einstigen Österreich-Ungarn zog Mayr Bilanz: „Das Vielvölker-Erbe der Habsburger droht, noch ehe in der EU eine Idee von Mitteleuropa entsteht, für immer verlorenzugehen" (Seite 108).



Mayr in Lemberg

BETHEL FATH (O.); HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS (U.)



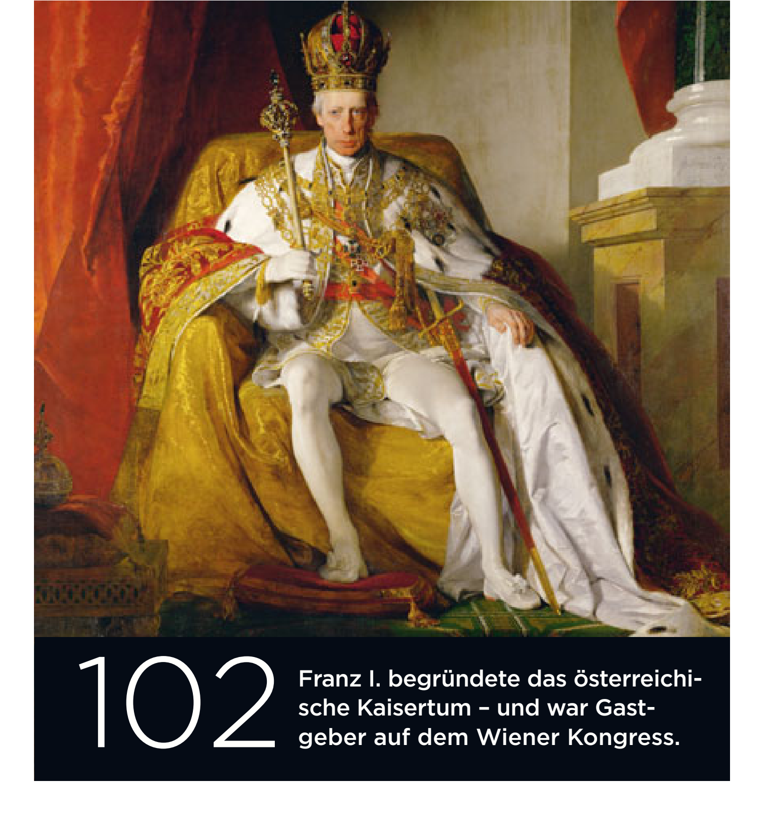
40 Kunstsinn und Turnierfreude dienten Kaiser Maximilian I. als prächtiges Beiwerk seiner Machtpropaganda.



60 Das fürstliche Zeremoniell der Habsburger schuf nebenbei Institutionen wie die Hofreitschule.

IN DIESEM HEFT

ERICH LESSING/AKG (L.); P. RIGAUD/LAIF (L. M.); IMAGNO/GETTY IMAGES (R. M.); HILDENBRAND/NATIONAL GEOGRAPHIC SOCIETY (R.)



102 Franz I. begründete das österreichische Kaisertum – und war Gastgeber auf dem Wiener Kongress.

108 Von Galizien bis zur Adria – Österreich-Ungarn war eine bunte Welt der vielen Kulturen.





Titelbild: Hofburg in Wien; im Hintergrund: Maria Theresia (Porträt von Andreas Möller, um 1727), Kaiserin Sisi (Gemälde von Franz Xaver Winterhalter), Doppeladler des alten Reiches, Kaiser Franz Joseph (Gemälde von Heinrich Wassmuth, 1915), Attentat auf Franz Josef, 1853 (zeitgenössisches Votivbild), Schlacht bei Belgrad 1717 (Gemälde von Ilario Spolverini).
Fotos: AKG (2), Artothek, Interfoto (2), Laif





BRIDGEMANART.COM

Christliche Herrscherideale und weltliche Expansionsinteressen waren schon für die frühen Habsburger kein Widerspruch. Durch kluge Heiratspolitik, Erbverträge, aber oft auch mit Gewalt sicherte sich die Sippe erst das Mitspracherecht in Europa, dann sogar die Vormachtstellung.

HERRSCHER-KNIEFALL VOR ST. GEORG
Kaiser Friedrich III. und sein Sohn Maximilian (mit schwarzem Adler auf dem Mantel) huldigen mit weiteren Herrschern Europas dem Drachentöter-Heiligen. Die symbolische Szene aus einem Stundenbuch, etwa 1492, das heute in London aufbewahrt wird, könnte im Rahmen des Friedensvertrags von Étaples zwischen England und Frankreich entstanden sein.



Im Raster von religiösem Kult und höfischem Zeremoniell überhöhten die Monarchen sich selbst und ihre Dynastie – nach diesem Rezept übten die Habsburger in Österreich wie in Spanien ihr strenges, prächtiges Regiment aus.

ESCORIAL BEI MADRID Das legendäre Schloss mit großer Laurentius-Märtyrerkirche, erbaut 1563 bis 1584 von Philipp II., verkörpert das rigide Formbewusstsein der streng katholischen spanischen Habsburger.



FUSTE RAGA / AGE / FIONLINE



Die Völkervielfalt Österreich-Ungarns, jahrhundertelang von Wien aus gebändigt, wurde mit dem Aufkommen nationalistischer Ideologien im 19. Jahrhundert zum Problem. Dennoch hielten die Habsburger am überkommenen Staatsideal fest.

BOSNIERIN IN LANDESTRACHT
Aufnahmen wie dieses frühe Farbbild sollten um 1890 die kulturelle Harmonie in Franz Josephs Doppelmonarchie beschwören.



RUDOLFS KRONE
Seit 1424 wurde die Krone des Heiligen Römischen Reiches in Nürnberg aufbewahrt und nur zu Krönungen verwendet. Kaiser und Könige ließen sich für repräsentative Zwecke Privatkronen anfertigen. Die 1602 vollendete Krone Rudolfs II., ein Meisterwerk der Prager Hofwerkstatt, wurde 1804 von Franz I. zur österreichischen Kaiserkrone bestimmt.

GALERIE BILDERWELT (L.); KUNSTHISTORISCHES MUSEUM, WIEN (R.)



Weltfirma mit Charakter

Was machte Habsburg groß? Maßgeblich für den Erfolg war wohl die gelassen österreichische Mischung aus Pracht und Menschlichkeit, in der Nostalgie und Spott gleichermaßen erlaubt sind.



Das Grabmonument Maximilians I. in der Innsbrucker Hofkirche beeindruckt mit 28 überlebensgroßen Standbildern. Die Bronzeporträts zeigen Vorfahren und Vorbilder des großen Habsburgers. (historisches Foto, um 1875)

Eine Familie von kontinentaler Bedeutung

Habsburgs Machtbasis vom Spätmittelalter bis zum Ersten Weltkrieg



Von JOHANNES SALTZWEDEL

Ein Gedränge wie an diesem Morgen des 12. Juni 1908 hatte die Ringstraße noch nicht erlebt. Karten wurden verkauft, Tribünen füllten sich, auf Balkons prüfte man die Sicht, während 24 Militärkapellen Stimmung verbreiteten. Tausende waren angereist, so manche Familie hatte seit Mitternacht auf ihrem Ausguckposten kampiert. Schließlich säumte über eine halbe Million Menschen Wiens majestätischen Boulevard. Alle wollten miterleben, wie sich Habsburg feierte.

Fast ein Jahr war der „Kaiserhuldigungsfestzug" zum 60. Thronjubiläum des greisen Franz Joseph akribisch geplant worden; neben den Wünschen des Monarchen hatten Organisatoren und Künstler sogar Leserbriefe berücksichtigt. Nun formierte sich seit Tagesanbruch im Prater ein sieben Kilometer langer Zug aus 12 000 Darstellern, der bis zum frühen Nachmittag in Glanz und Gloria den Stadtkern Wiens umrundete.

Erntewagen, Hochzeitsgruppen, Hofjagden, Winzer- und Schützentrupps aus allen Winkeln der Donaumonarchie defilierten vorbei, säuberlich choreografiert und in originalem Kostüm. Vom Salzburger Glöcknerlauf bis zur slowenischen Heimatsage reichte das üppig-exakte Panorama der Kulturen. Tschechen, Kroaten, Ruthenen, Huzulen, alle begrüßten den Kaiser in ihrer Muttersprache. „Es war eine Völkerparade, wie sie reicher und mannigfaltiger sich nicht denken lässt und wie sie sicher kein anderer Staat der Welt aufzuweisen hat", jubelte die tonangebende „Neue Freie Presse" tags darauf und feierte patriotisch das „Gefühl der Zusammengehörigkeit", das der dreistündige Vorbeimarsch ausgelöst habe.

Einmütigkeit inmitten der Vielfalt, so die propagandistisch-festliche Botschaft, war das Hauptverdienst des jahrhundertelangen Habsburger-Regiments. Seine wichtigsten Etappen stellte das vordere Drittel des gewaltigen Umzugs nach. Acht berittene Fanfarenbläser intonierten zum ersten Tableau: König Rudolf mit Rittern und Gefolge. Nach ihm, Habsburgs erstem Throninhaber Ende des 13. Jahrhunderts, porträtierte der Zug den Glanz des Hauses Österreich, der zeitweilig mächtigsten Dynastie Europas, in vielen bedeutenden Episoden.

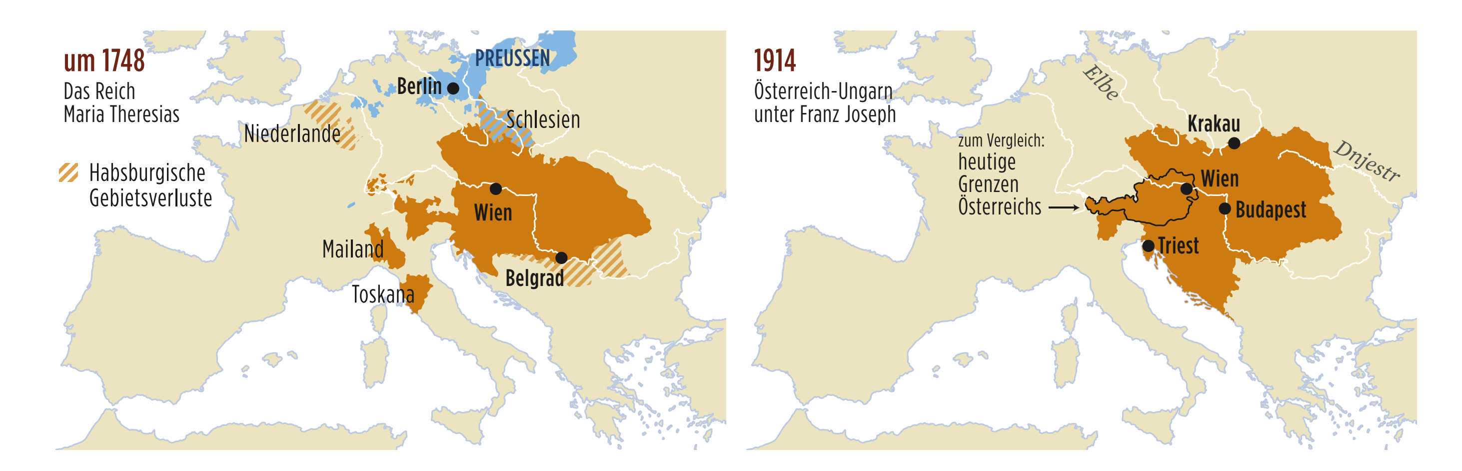
Da wurde vom Kampf gegen Raubritter unter König Albrecht I. und der Grundsteinlegung des Stephansdoms durch Rudolf den Stifter erzählt. Friedrich III., Habsburgs erster Kaiser, entfaltete Herrscherpracht; Maximilian I. setzte mit der Doppelhochzeit seiner Kinder noch eins drauf. Wiens zweimalige Belagerung durch die Osmanen und die Eroberungen auf dem Balkan waren zu sehen, aber auch die Söldnerheere des Dreißigjährigen Krieges. Gleich in mehreren Szenen erschien Maria Theresia als gütig-energische Landesmutter.

Selbst der Siebenjährige Krieg, die Schlacht bei Aspern – einziger echter Sieg über Napoleon –, Andreas Hofers Tiroler Landsturm und das bunt-gemütliche Wien der Kongress- und Biedermeiertage bekamen ihren Auftritt; natürlich durfte der beliebte Feldmarschall Radetzky zum Schluss nicht fehlen. Zentrum der Parade aber war Prinz Eugen, Kulturmäzen und Sieger über die Türken.

Dass man ausgerechnet diesen Nicht-Habsburger besonders feierte, hätte einen Franzosen oder Engländer sicher verwundert. Doch für Bewohner des k. u. k. Reiches, ob bäuerlich oder intellektuell, war die Entscheidung plausibel. Habsburg, das war eben mehr als eine alte Dynastie angestammter Regenten oder eine Adelsfamilie mit zäher Fortune. Es war ein Mythos, eine Stimmung, ein Lebensgefühl über jede Einzelgröße hinaus. Habsburg, das bedeutete Stärke und Menschlichkeit, Kunstsinn, Toleranz und Heldenmut zugleich – wenigstens für die, die es liebten.

„Ein halb imaginäres, halb reales Ganzes" habe er entstehen lassen wollen, schrieb der Dichter Hugo von Hofmannsthal über seine „Spieloper" von 1911 namens „Der Rosenkavalier". Vage im Wien von 1740 angesiedelt, sollte das Werk „eine ganze Stadt mit ihren Ständen ... mit ihrem Zeremoniell, ihrer sozialen Stufung ... mit der geahnten Nähe des großen Hofes" und „mit der immer gefühlten Nähe des Volkselementes" abbilden, ein völlig selbstverständlich aris-

Im Mittelpunkt des Festzuges stand Prinz Eugen – kein Habsburger von Geburt, aber Wiens größter Feldherr.



tokratisches Gebilde, das jedem seine Rolle zuweist und gerade so die Aura zeitloser Harmonie vermittelt.

Dutzende von Operetten, Hunderte von Kitschgemälden, Büchern und Filmen, Tausende von Gruppenreisen haben diese scheinbar heile Welt der Donaumonarchie ausgebeutet und tun es noch immer. Eine CD mit der einzigen Tonaufnahme von Kaiser Franz Josephs Stimme, wenige Sekunden ödes Amtsdeutsch in leierndem Ton, umstellt von devoten Kommentaren und der unvermeidlichen Marschmusik, ist weiterhin ein begehrtes Andenken für Touristen.

Woher dieser Erfolg? Was kann ein Fürstenhaus, das wie manches andere europäische Herrschergeschlecht durch List und Ränke, Glück und Strategie die Macht eroberte und an ihr festhielt, anderen voraushaben, dass sein Name fast schon zur rückwärtsgewandten Utopie wird?

Wer sich in Sachen Habsburg auf die Spurensuche begibt, hat viel zu tun. Jahrhundertelange Regentschaft, leutselige und rätselhafte Charaktere, ein Stammbaum mit mehr Verästelungen, als jedes Gedächtnis fassen könnte, erst recht die endlosen territorialen Teilungen und Eroberungen, Erbgewinne, Kriegsverluste und Abspaltungen quer durch Europa, ja noch darüber hinaus, ergeben einen Faktenberg, dessen schiere Durchdringung die Kraft eines Einzelnen übersteigt. Und dennoch zeigt sich fern aller Werbebotschaften in den zahllosen Einzelheiten eine ideelle Kontur. In erster Näherung könnte sie lauten: kultivierte Superiorität, Dominanz mit Charakter.

Natürlich sind diese Eigenschaften nicht von Anfang an zu spüren. Der Aufstieg eines nach mittelalterlichen Maßstäben drittrangigen Grafenhauses zur Macht im Süden des deutschen Sprachgebiets vollzieht sich geradezu lehrbuchhaft nach den Regeln der Epoche: Heirat hier, Erbvertrag dort, diplomatischer und kriegerischer Druck stets inbegriffen. Selbst dass die Landesherren von dienstwilligen Genealogen ihre Herkunft auf antike Helden zurückführen ließen, bleibt völlig im Rahmen einer Prestigepolitik, wie sie das ganze Mittelalter hindurch nur zu gängig gewesen war.


Erntewagen im Kaiserhuldigungsfestzug 1908

Oder bildet die Suche nach großen Ahnen doch schon den ersten Schritt jener Verklärung, die dann im vielsinnigen Motto „A.E.I.O.V.“ (gedeutet etwa mit „Austriae est imperare orbi universo“ – „Österreich ist bestimmt, die Welt zu beherrschen“, bei Hofmannsthal bescheidener: „Aller Ehren ist Österreich voll“) ihren unübertroffenen Wahlspruch findet? Für den barocken Erzähler Wolfgang Helmhard von Hohberg zumindest entwickelte sich das genealogische Netz zu einer Spielwiese abenteuerlicher Phantasie.

Fest entschlossen, das Staatstragend-Lehrhafte mit farbiger Unterhaltung zu verbinden, schrieb Hohberg (1612 bis 1688), Gutsherr des kleinen Landsitzes Oberthumeritz in Niederösterreich, um 1660 ein ausuferndes Versepos unter dem programmatischen Titel „Der Habspurgische Ottobert“. Stattliche 400 Alexandriner galten darin der Tatsache, dass und wie der merowingisch geborene Ottobert – „Ein recter Stamm von unserm Erzhaus“, den Habsburgern – Nachfahre des schon bei Homer erwähnten Trojaners Antenor sei.

Die Handlung der 39 570 Verse langen Geschichtssaga war frei erfunden: Inmitten einer Unzahl von Figuren jagten einander Schiffbrüche und Liebeszauber, Schlachtgetümmel und Maskentricks wie im wildesten Ritterroman.

ULLSTEIN BILD / IMAGNO



Das berühmte Familienporträt Kaiser Maximilians (Gemälde von Bernhard Strigel, um 1520)

Sogar der Erzengel Raphael musste einmal den Helden retten. Dennoch lag der Fabulierer keineswegs daneben. Hatte nicht schon Kaiser Maximilian fast 150 Jahre zuvor mit der Mythisierung angefangen, indem er bei den besten Bild- und Schriftkünstlern seines Reiches zwei Werke bestellte, die ihn symbolisch als „Weißkunig“ und tadellosen Ritter „Theuerdank“ feiern sollten?

Erzählen ließ sich vielerlei, auch eine erkleckliche Zahl brauchbarer Heldinnen hatte Habsburg schon aufzuweisen. Agnes (1280 bis 1364) beispielsweise, die Tochter Albrechts I., Witwe des ungarischen Königs und Schirmherrin des Klosters Königsfelden, das von ihrer Mutter als Mahnstätte für den Mord an Albrecht (1308) gestiftet worden war, lenkte jahrzehntelang weise aus dem Hintergrund das Geschick der Ihrigen. Oder Maximilians Tochter Margarete (1480 bis 1530): Die geistreiche Statthalterin der Niederlande erwarb in Mecheln großen Respekt, bereitete den künftigen Weltherrscher Karl V. samt zweien seiner Schwestern auf ihre Rollen vor und prägte so maßgeblich die Geistesart des Hauses.

Als füge jede neue Gestalt dem Bild der idealen Regentenfamilie eine neue Facette hinzu, hatten es die Habsburger verstanden, ein Pantheon der Charaktere zu bevölkern: Draufgängerisch (Rudolf I.) oder strategisch (Karl V.), glückhaft-visionär (Maximilian I.), grüblerisch verschattet (Rudolf II.) oder zäh-pragmatisch (Friedrich III.): Alle Spielarten herrscherlicher Kunst schienen vertreten. Stets blieben dabei Technik und Augenmaß der Macht gewahrt. Mochte auch der Humanist Francesco Petrarca über das plump gefälschte „Privilegium maius“ Rudolfs des Stifters laut loslachen – Habsburg blieb obenauf, der keck erfundene Titel „Erzherzog“ setzte sich durch.

Die offenbar angeborene Lust an Kunst und Kultur, Sprachsinn und – so denn das Geld reichte – Prachtentfaltung machte aus der Dynastie sogar eine Art Ideal-Adel. Offenbar waren die Habsburger ziemlich genau jene schlagfertigen Wesen, die seit alters vom kniffflig-brutalen Turnier bis zur diplomatischen Intrige jeder Herausforderung gewachsen schienen und folglich mit einigem Recht das Sagen hatten.

Längst haben Historiker enttarnt, wie geschickte Ideologie dieses familiäre Image stützte und ausbaute. Hofkapellen und Feuerwerk, Prunkmäntel und die Liturgie des Zeremoniells, alles war darauf angelegt, Habsburgs Superiorität zu stärken. Noch die legendäre Vielsprachigkeit etlicher Regenten, ihre Aufträge an Künstler von Weltruf und der erdrückende Überfluss an Schönem in Wien lassen sich durchaus als planvoll-selbstläuferische Propaganda buchen.



Das mittlere gemeinsame Wappen Österreich-Ungarns (1915)

Eines jedoch werden selbst hartnäckige Zweifler zugestehen müssen: Mindestens so stark, wie sie ihre Vormachtstellung zu nutzen wussten, haben die Habsburger das Bild des neuzeitlichen Regenten selbst geprägt. Gerade an ihrer familiären Bindung sind Kraft wie Grenzen dieser theatralischen Daseinsform besonders gut abzulesen.

Dass die über viele Generationen praktizierte Ehe unter engen Verwandten, ein spätestens seit Ägyptens Ptolemäern erprobtes Rezept der Machterhaltung, irgendwann genetisch üble Folgen haben musste, ließ sich erst am Ende des 19. Jahrhunderts wissenschaftlich beweisen. Zu ahnen gewesen war das Problem aber schon mehrere hundert Jahre früher: nicht nur in der ausgeprägten Unterlippe und dem allzu vorstehenden Kinn vieler Sprösslinge des Kaiserhauses, sondern auch an der geistigen Grenzgängerei eines guten Teils seiner Mitglieder.

Von Johanna der Wahnsinnigen, die fast 50 Jahre bis zu ihrem Tod auf dem Schloss von Tordesillas interniert blieb, über den verkrüppelten, geistig zurückgebliebenen letzten spanischen Habsburger Karl II. schien sich die schicksalhafte Spur bis zu den spleenigen Erzherzögen um Kaiser Franz Joseph fortzusetzen. Doch selbst das ergänzte als bedauernswerte Folge langer Exponiertheit die Aura der „Casa d’Austria“ um einen wichtigen Wesenszug: Hinfälligkeit auf hohem Niveau.

Wie ein Syndrom bündelt das Stichwort Habsburg so eine monarchisch geprägte Weltsicht, die sich scheinbar mühelos zwischen Opulenz und Bodenständigkeit, menschlicher Schwäche und eminenten Gaben bewegt. Österreichs Erzklassiker Franz Grillparzer, durchaus kein Hurrapatriot, legte ausgerechnet im Unruhejahr 1848 dem gefährdeten Rudolf II. die Prophezeiung in den Mund, Habsburg werde „bleiben immerdar“, weil es „einig mit dem Geist des All“ sei, weil sein Haus „durch Klug und scheinbar Unklug, rasch und zögernd, / den Gang nachahmt der ewigen Natur“.

Noch weit unterhalb derart kosmischer Sympathien wirkte und wirkt der „habsburgische Mythos“ auf die Gemüter. Der Triestiner Literaturwissenschaftler Claudio Magris, durch seinen Geburtsort zur Hellsicht in Sachen Österreich prädestiniert, hat schon 1963 mit der Verve des angehenden Exper-

Mit jeder Herrschergestalt schien Habsburg eine neue Möglichkeit im Pantheon der Charaktere auszuprobieren.

ULLSTEIN BILD / IMAGNO



DIE KAPUZINERGRUFT
Mitten in Wien, unter der wenig spektakulären Kapuzinerkirche, befindet sich eine der ehrwürdigsten Herrschergrablegen Europas: Das mehrfach erweiterte Grabgewölbe beherbergt heute die Sarkophage von 146 Habsburgern, darunter 12 Kaiser und 19 Kaiserinnen. Gestiftet wurde die Gruft 1618 von Kaiserin Anna; ihr Sarg und der ihres Gatten Kaiser Matthias wurden 1633 als Erste hier aufgestellt.

STAR-MEDIA

ten eine Fülle oft widersprüchlicher Merkmale aufgelistet, die den k. u. k. Staat zum Refugium liebenswert versponnener Gemüter werden ließen. Wie wenn die Untertanen ihre Charaktere nach historischen Mustern formten, ist da ein wahrer Kosmos von Kavalieren und Käuzen versammelt, der fließend ins reale Leben überzugehen scheint.

Von Grillparzers kessem Küchenjungen Leon in der Komödie „Weh dem, der lügt“ und Johann Nestroys unfreiwillig weisen Kleinbürgern bis zur Gefängnissause von Johann Strauß’ Operetten-Klassiker „Die Fledermaus“, aber auch vom eremitenhaft Rosen züchtenden Freiherrn von Risach in Adalbert Stifters Resignations-Roman „Der Nachsommer“ bis zu Heimito von Doderers Amtsrat Julius Zihal, der anhand der „k. k. Dienstpragmatik“ und eines Feldstechers die erleuchteten Fenster seines Hinterhofs nach ihrem Gehalt an entblößter weiblicher Haut taxiert: Nichts Menschliches scheint hier zu fehlen, sofern es nur irgendwie „Antititanentum“ (Magris) ausstrahlt. Dazu gehören selbst die von Doderer unversöhnlich als „Hausmeister“ etikettierten Nörgler.

Zugegeben: Wo sich noch die öffentliche Zensur in Komödienstoff und das verbale Weltgericht eines Karl Kraus zum Feuilleton-Amüsement verwandelte, da mag ironiesatte Lässigkeit auch weiterhin voller Grandezza über alle früheren Verhängnisse und jede kommende Tragik hinweggehen. Doch vom alten Syndrom Habsburg erfasst solch eine Diagnose dann doch bestenfalls den Ausschnitt geistreichen Schlendrians, gewissermaßen die Kaffeehaus-Variante.

Ein Reich, das sich einmal von den Niederlanden bis Sizilien und von der neuen Welt bis zur Ukraine erstreckte, wurde nicht bei einer Schale Braunem gewonnen, auch nicht mit der Grazie edler Lipizzanerpferde. Mochten skeptische Zeitgenossen den „Kaiserhuldigungsfestzug“ von 1908 als militaristi-



sche Protzerei verdammen, rein sachlich stimmte das Bild: Ohne Waffengewalt und Machtpolitik wäre Habsburgs Ruhm undenkbar gewesen.

Das entscheidend andere, Einzigartige dieses Herrschergeschlechts hat Rainer Maria Rilke in seiner frühen Prosadichtung „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“ angedeutet. Da sitzen Offiziere im Feldlager tief auf dem Balkan beieinander und fühlen sich einander verblüffend nah, „diese Herren, die aus Frankreich kommen und aus Burgund, aus den Niederlanden, aus Kärntens Tälern, von den böhmischen Burgen und vom Kaiser Leopold“.

Seit der Epoche Maximilians I. und Karls V. ist solches Gefühl nie mehr ganz entschwunden: Lange vor den Exzessen nationalstaatlicher Absonderung hatte Habsburg ein Mitteleuropa geschaffen, das mehr war als Planspiel und Zwangsanstalt. Prinz Eugen, schrieb Hugo von Hofmannsthal in der Kriegseuphorie des Jahres 1915, habe „die Spuren vorgegraben, die unbewußt alles beste Wollen und Denken bei uns immer wieder geht, sie führen über Triest aufs Meer hinaus und führen donauabwärts“ – aber das waren bloß aktuelle Expansionsrichtungen, der doch eher pflichtschuldig säbelrasselnde Dichter meinte mehr.

Er meinte ungefähr, was der greise Kaiser Franz Joseph väterlich-beschwichtigend anklingen ließ, wenn er inmitten nationalistischer Ressentiments weiterhin seine Verlautbarungen „An meine Völker“ richtete. Vielleicht meinte er sogar, was ungarische Paneuropa-Aktivisten am 19. August 1989 in Gang brachten, als direkt an der Grenze Ungarns zu Österreich ein „paneuropäisches Picknick“ stattfand.

Symbolisch sollte an diesem Tag ein Stacheldraht zwischen Ost und West durchtrennt werden. Am Ende hatten 680 Bürger des Ostblocks, vor allem aus der DDR, den Westen erreicht, ohne dass ein Schuss fiel – ein kräftiger Impuls hin zur politischen Wende, die die jahrzehntelange Teilung Europas beenden sollte. Präsident der Paneuropa-Union, die das „Picknick“ auf österreichischer Seite organisiert hatte, war damals der CSU-Europaabgeordnete Otto von Habsburg, ein Urgroßneffe des Kaisers Franz Joseph; seine Tochter Walburga Habsburg Douglas durchschnitt den Stacheldraht.

Als Ottos Vater, Österreichs letzter Kaiser Karl I., am 11. November 1918 auf seinen Thron verzichtete, war damit die längste Regentschaft einer Familie in Europa beendet. Nur zehn Jahre nach dem gewaltigen Wiener Festzug, der Leistung und Erbe der Habsburger feierte, hatten sich Kaisermacht und herrschaftlicher Glanz in nichts aufgelöst. Doch die Familie Habsburg, nach den Worten ihres heute 97-jährigen Nestors Otto „seit 800 Jahren Berufspolitiker“ (siehe das Gespräch mit seinem Sohn Karl, Seite 22), existiert fort, ja sie hat den Wandel der Zeiten erstaunlich gut überstanden.

Natürlich wird es kein aristokratisches Reich in katholischer Tradition mehr geben, gelenkt von kunstbegeisterten Monarchen. Natürlich sind Hoflieferanten, Ritterorden und vieles andere bestenfalls liebenswerte Anachronismen. Aber dass in dieser Weltfirma bei allem Machtbewusstsein immer wieder auch „tausendjähriges Ringen um Europa, tausendjährige Sendung durch Europa, tausendjähriger Glaube an Europa“ (Hofmannsthal) mitgeschwungen haben, gibt ihrer Tradition mittlerweile ein regelrecht zukunftsweisendes Aussehen.

In einem Moment der Strenge hat Hofmannsthal im Kontrast zur „harten Übertreibung“ und „Streberei“ der Preußen bei den Österreichern „Genußsucht“ und „Ironie bis zur Auflösung“ erkennen wollen. Zugleich jedoch attestierte er seinen Landsleuten etwas Unvergleichliches: „historischen Instinkt“. Suchte jemand in diesem Sinne ein Motto für die lange, immer wieder faszinierende Geschichte Habsburgs, käme dabei vielleicht ein versöhnliches Paradox heraus wie: Alles ewig, alles vergänglich – aber alles auch nicht so tragisch.

Trotz aller historischen Vorbehalte: Das Mitteleuropa der Habsburger war mehr als Planspiel und Zwangsanstalt.

SPIEGEL-GESPRÄCH

Karl von Habsburg, 48, über Hausgesetze, visionäres Rittertum und die politisch-moralische Verpflichtung seiner Familie

„Der Name polarisiert noch“

SPIEGEL: Herr von Habsburg, seit fast drei Jahren sind Sie offiziell der Chef des Hauses Habsburg. Was ist da Ihre Aufgabe?

Habsburg: Zuerst muss man wohl erklären, was das Haus Habsburg ist: eine sehr große Familie. Momentan führen den Namen schätzungsweise 600 Personen. Der Chef – bislang war das meist ein Staatsoberhaupt – ist Sprecher der Familie, er kümmert sich darum, dass die Hausgesetze eingehalten werden und à jour sind.

SPIEGEL: Sie haben also ein eigenes Gesetzbuch?

Habsburg: Stellen Sie es sich nicht so kompliziert vor. Die meisten Erbbestimmungen und Verhaltensnormen früherer Jahrhunderte sind heute, nach dem Verschwinden der Monarchie, eh überholt. Finanziell etwa ist seit der Enteignung 1918 jeder sein eigener Herr. Heute fungieren die Gesetze als Leitfaden, als Verhaltenskodex mit Richtlinien, worin natürlich die kirchliche Bindung und andere Wertvorstellungen eine Rolle spielen.

SPIEGEL: Gibt es Familientreffen?

Habsburg: Ja. Alle paar Jahre, bei hohen Feierlichkeiten wie zur Seligsprechung meines Großvaters, machen wir das.

SPIEGEL: Könnte eigentlich auch eine Frau Chefin des Hauses werden?

Habsburg: Theoretisch ja, wenn die Männer aussterben. Allerdings sieht es momentan nicht danach aus. Ich freue mich, dass ich meinen Sohn Ferdinand auf die Nachfolge vorbereiten kann; hätte ich keinen Sohn, dann wäre mein Neffe an der Reihe.

SPIEGEL: Und die Frauen drängen nicht auf Gleichberechtigung?

Habsburg: Nein, aber es gibt ja auch nichts zu verteilen. Mit dem Amt ist keine wirkliche Macht verbunden.

SPIEGEL: Das liegt vor allem daran, dass die Habsburger nach dem Ersten Weltkrieg enteignet wurden; bis heute schränkt in Österreich ein Sondergesetz ihre Rechte ein. Es darf beispielsweise keiner der Familie für das Amt des österreichischen Bundespräsidenten kandidieren. Einer Ihrer Verwandten klagt jetzt dagegen.

Habsburg: Grundrechtlich und menschenrechtlich liegt der Fall ziemlich klar, denke ich. Aber natürlich ist es letztlich weniger eine juristische, sondern eine politische Frage. Man wollte damals ein Wiederaufleben der Monarchie verhindern und das quasi mit allen Mitteln. Das wirkt bis heute nach. Ich könnte Ihnen meinen ersten Pass zeigen. Ausgestellt wurde er vom österreichischen Generalkonsulat in München, und als Sonderbestimmung steht darin: Gültig für jedes Land der Welt, ausgenommen Österreich. Diese Absurdität ist zum Glück erledigt, aber andere sind es eben noch nicht.

SPIEGEL: Gibt es denn weiterhin richtige Habsburg-Hasser in Österreich?

Habsburg: Sagen wir es so: Der Name polarisiert schon noch, für einen Habs-



KARL VON HABSBURG
Der Enkel des letzten Kaisers folgte dem Vorbild seines Vaters Otto und engagierte sich in der Europapolitik. Von 1996 bis 1999 gehörte er dem EU-Parlament an. Karl von Habsburg hat zahlreiche Ehrenämter, so ist er Präsident des Internationalen Komitees vom Blauen Schild, das sich dem Schutz von Kulturgütern widmet. Er ist verheiratet mit Francesca Thyssen-Bornemisza; das Paar hat drei Kinder.

BETHEL FATH

Das Gespräch führten die Redakteure Dietmar Pieper und Johannes Saltzwedel in München.



Im Mai 1982 feierte die letzte Kaiserin von Österreich ihren 90. Geburtstag. Zita von Bourbon-Parma (sitzend, Mitte) hatte 1911 den späteren Kaiser Karl I. geheiratet, der von 1916 bis 1918 regierte, aber auch danach nicht formell abdankte. Er starb 1922 im Exil auf der portugiesischen Insel Madeira. Chef des Hauses wurde der 1912 geborene Sohn Otto (auf dem Bild links von der Mitte neben seiner Mutter Zita).

ERICH FEIGL / ACTION PRESS

burger ist die Welt dort relativ schwarzweiß. Für manche ist man die Kaiserliche Hoheit – aber als der Erzbischof von Wien einmal diese Wörter benutzte, gab es einen öffentlichen Aufschrei.

SPIEGEL: Schlägt da auch die traditionelle Papstbindung der Habsburger durch?

Habsburg: Kaum. Das Verhältnis zum Papst war allerdings immer etwas Besonderes, und es gibt momentan eine echte persönliche Beziehung – schließlich hat mein Vater …

SPIEGEL: … Otto von Habsburg, jetzt 97 und der älteste Sohn des letzten Kaisers der Donaumonarchie …

Habsburg: … seit vielen Jahrzehnten mit dem heutigen Benedikt XVI. guten Kontakt gehabt. Als Kardinal Ratzinger zum Papst gewählt wurde, war ich zuerst bass erstaunt und dann natürlich sehr glücklich.

SPIEGEL: Muss ein Habsburger katholisch sein?

Habsburg: I wo, in der Familie gibt es etliche Konfessionen. Meine Frau ist aus der Church of Scotland zum Katholizismus übergetreten, aber das war ihr freier Entschluss. Weder verlangten es die Hausgesetze noch gar mein Vater, dessen Offenheit und Liberalität ich natürlich nacheifere.

SPIEGEL: Hat er Ihnen auch die Familiengeschichte nahegebracht?

Habsburg: Ja, und noch eine Menge anderes. Das fängt schon bei den Sprachen an; er spricht ja legendär viele. Als ich klein war, haben wir uns daheim manchmal jeden Tag der Woche in einer ande-





Maria Theresia und Philipp den Guten zählt der heutige Habsburger-Chef zu seinen bedeutendsten Ahnen.

ren Sprache unterhalten – stellen Sie sich diese kulturelle Breitenerfahrung vor! Er brachte uns Geografie, Geschichte und Religion bei, ganz spielerisch. Auf Auslandsfahrten errieten wir um die Wette anhand der Kennzeichen, woher die Autos kamen, bis wir beispielsweise alle französischen Départements auswendig wussten. Und wenn wir durch Burgund oder Lothringen oder Katalonien fuhren, erzählte er natürlich von den großen Herzögen. So habe ich die familiären Hintergründe kennengelernt.

SPIEGEL: Klingt beneidenswert. Welchen Ihrer Vorfahren halten Sie denn für den bedeutendsten?

Habsburg: Auf Anhieb würde ich da Philipp den Guten von Burgund nennen. Das war ein unglaublich moderner Politiker, ein weitblickender Verwaltungsreformer, der am Übergang zur Renaissance Wegweisendes für Europa getan hat. Er steht mir auch deshalb besonders nahe, weil er 1430 den Orden vom Goldenen Vlies gegründet hat, dessen Ordenssouverän ich bin.

SPIEGEL: Noch ein Amt, das Sie von Ihrem Vater übernommen haben. Was tut der Orden?

Habsburg: Philipp der Gute gründete ihn nicht als neue Dekoration oder gar Kostümverein, sondern politisch-strategisch, als Bündnis der Herrscher Europas. Eine souveräne, also überstaatliche Organisation – undenkbar für die absolutistische Zeit! Bis heute sind etliche europäische Herrscher bei uns Mitglied, vom belgischen Monarchen bis zum Großmeister der Malteser. Wie eine heldenhafte Artus-Ritterschar sollten die Ordensbrüder für Glauben und Frieden eintreten.

SPIEGEL: Und das tun Sie immer noch?

Habsburg: Durchaus. Die Ordensregeln sind trotz aller politischen Veränderungen bis heute unverändert, das bewundere ich zutiefst.

SPIEGEL: Nun war Ihr Ordensgründer Philipp der Gute kein Habsburger im engeren Sinne. Wer aus diesen Kreisen steht Ihnen besonders nah?

Habsburg: Auch wenn das nicht sehr originell klingen mag, ich bewundere Maria Theresia. Nicht umsonst nennt man sie Kaiserin: Sie war es, die regierte, während erst ihr Gemahl die Krone trug und dann ihr Sohn. Diese Lebensleistung als Frau, dieser breite Horizont und politische Verstand, ihre vielen Kinder, mit denen sie so liebevoll umging, überhaupt ihre Briefe, dann die echte Liebesehe mit ihrem Franz von Lothringen, der so ganz anders war, all das ist faszinierend. Allein ihr Zeitmanagement, wie sie alles bewältigte – fast unglaublich.

SPIEGEL: Spüren Sie das Erbe solcher Gestalten auch persönlich?

Habsburg: Gewiss. Mein Vater hat immer gesagt: Ich bin ein politischer Mensch, wir sind eine politische Familie. Immerhin waren wir 800 Jahre lang Berufspolitiker, so ist es nun einmal. Und ebenso ist es nur logisch, dass ein Habsburger sich als Europäer versteht. Mein Vater war darin ein Visionär, er hat sein Paneuropäertum während des Nationalsozialismus und dann gegen den Kommunismus oft verteidigen müssen.

SPIEGEL: Klingt ja gut. Aber der Europäische Sanct Georgs-Orden, dessen Großmeister Sie sind, unterstützt laut eigener Darstellung speziell „den übernationalen alt-österreichischen vaterländischen Staatsgedanken“ und beruft sich auf das Erbe der Kreuzritter. Was soll das heißen? Wollen Sie behaupten, Traditionalismus ist zukunftsweisend?

Habsburg: Gewiss, sobald man nicht schematisch denkt. Mein Vater war Eu-





Kronprinz Otto mit Eltern 1916, mit Prinzessin Regina von Sachsen-Meiningen bei der Hochzeit 1951.

FRIEDRICH / INTERFOTO (L.); PAUL ALMASY / AKG (R.)

ropaparlamentarier und ich auch; er hat sich für die Völker Osteuropas engagiert, ich bin für unterdrückte Volksgruppen und Nationen weltweit eingetreten. Das knüpft an habsburgische Tradition an: Im Kaiserreich Franz Josephs galt ein besonderer Respekt gegenüber ethnischen wie religiösen Minderheiten, der heute regelrecht multikulturell wirkt. Ist Vielfalt zu schützen nicht zukunftsweisend?

SPIEGEL: Also gut, aber wo ziehen Sie die Grenze? Die aktuelle Testfrage für bekennende Europäer betrifft einen früheren Erzfeind des Habsburger-Reiches: Wie halten Sie es mit der Türkei? Gehört sie zu Europa, und wenn ja, wie?

Habsburg: Von welchem Europa reden wir? Christlichkeit kann allein kein Kriterium mehr sein; kulturell betrachtet ist die Türkei seit Römerzeiten sowieso ein europäisches Land. Das Staatswesen hingegen entspricht in vielem nicht den Gepflogenheiten der Europäischen Union. Ich bin sehr gern in der Türkei und habe gute Freunde dort. Das Land hat eine europäische Zukunft, aber ich glaube, nicht übermorgen. Es gibt ja auch große regionale Unterschiede. Wir könnten ganz ähnlich über Russland diskutieren – St. Petersburg als klar europäische Metropole ist nun einmal etwas anderes als Wladiwostok.

SPIEGEL: St. Petersburg weckt als Zarenstadt bei vielen Nostalgie. Auch bei Ihnen? War es ein Unglück, dass 1918 die großen europäischen Monarchien verschwanden?

Habsburg: Vieles, was nach 1918 in Verträgen festgeschrieben wurde, war zweifellos ein Unglück für Europa. Künstliche Gebilde wie die Tschechoslowakei, der Irak und später Jugoslawien wurden politisch zu Gefahrenherden. Nationalismus und Fanatismus kosteten in einem weiteren Weltkrieg Millionen das Leben, und vielfach sind sie bis heute nicht überwunden. Andererseits: Die historische Entwicklung ist eine Tatsache, und auf die Freiheiten, die ich heute genieße, würde ich ungern verzichten. Reisefreiheit und Redefreiheit sind mir etwas enorm Wertvolles.

SPIEGEL: Sie sind also nicht neidisch auf die heutigen Monarchen in Europa?

Habsburg: Persönlich ganz gewiss nicht.

SPIEGEL: Welche Rolle wünschen Sie sich denn für die Habsburger in der modernen Welt?

Habsburg: Sie sollten ein Beispiel geben dafür, was es heißt, als Familie – nicht nur im Großen, auch in der Kleinfamilie – wertbewusst zusammenzuleben.

SPIEGEL: Herr von Habsburg, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

DAS HABSBURGER-GESETZ

Adel verzichtet

Am 3. April 1919 wurden alle Herrscherrechte und Titel des Hauses Habsburg-Lothringen in Österreich aufgehoben. Mitglieder des Hauses, die nicht auf die traditionellen Ansprüche verzichteten und sich nicht als treue Bürger der jungen Republik bekannten, wurden des Landes verwiesen. Habsburgisches Vermögen kam in staatliche Hand, mit Ausnahme des persönlichen Eigentums. Ab 1960 unterschrieben viele Habsburger die Verzichtserklärung und konnten dann auch nach Österreich einreisen. Mitglieder ehemals regierender Familien dürfen bis heute nicht österreichisches Staatsoberhaupt werden.

Angriff auf der Flanke

Zäh und manchmal hinterhältig wuchsen die Habsburger vom Grafenhaus zur europäischen Großmacht heran: Selbst schwere Rückschläge bremsten ihren Aufstieg zur Kaiserwürde nur vorübergehend.



In der Schlacht auf dem Marchfeld gerät König Rudolf I. in schwere Bedrängnis.
(Gemälde von Leopold Löffler, 1872)

DIE ANFÄNGE

um 1020
Mit dem Bau der Habsburg zwischen Aare und Reuß begründet das Grafengeschlecht seine Herrschaft im Süden des deutschen Sprachgebiets.

1108
Graf Otto II. von Habsburg taucht erstmals als „Comes de Hauichburch“ auf.

1273
Rudolf von Habsburg wird zum römisch-deutschen König gewählt.

1278
Böhmenkönig Ottokar unterliegt in der Schlacht auf dem Marchfeld dem Habsburger Rudolf.

1282
Rudolf belehnt seine Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich und der Steiermark, begründet so Habsburgs Hausmacht.

1291
„Ewiger Bund“ der Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden als Eidgenossenschaft, auch gegen die Habsburger.

1298
In der Schlacht bei Göllheim fällt der glücklose, bereits abgesetzte König Adolf von Nassau. Der Sieger, Gegenspieler Albrecht von Österreich, wird zum König gewählt.

1308
König Albrecht I. wird vom Neffen Johann ermordet („Parricida“) – vorläufiges Ende des Plans einer habsburgischen Erbmonarchie.

1314
Friedrich („der Schöne“) wird von einem Teil der Kurfürsten zum König gewählt, kann sich aber nicht gegen Ludwig den Bayern durchsetzen. Seit 1325 nominell Mitregent, stirbt er schon 1330.

1315
Bei Morgarten siegen eidgenössische Bauern über die Ritter Leopolds I. von Österreich.

1359
Das gefälschte „Privilegium maius“ verschafft den Habsburgern Sonderrechte und -titel wie die Bezeichnung „Erzherzog“.

1363
Habsburg übernimmt Tirol.

1379
Der Neuberger Vertrag regelt die Teilung der habsburgischen Länder.

1415
Der Aargau, das Stammland der Habsburger, geht an die Eidgenossen verloren.

1430
Philipp der Gute von Burgund stiftet den Orden vom Goldenen Vlies, dessen Verleihungsrecht 1477 an die spanischen Habsburger übergeht.

1438
Albrecht von Österreich wird römisch-deutscher König.



„Steirischer Herzogshut“ der Habsburger um 1400

1440–1493
Friedrich von Habsburg amtiert zunächst nur als Vormund von Albrechts Sohn Ladislaus Postumus (1440–1457).

um 1450
Johannes Gutenberg erfindet den Druck mit beweglichen Lettern.

1452
Friedrich von Österreich wird als Friedrich III. zum Kaiser gekrönt – Beginn einer langen, aber unspektakulären Regierungszeit.

1453
Eroberung von Konstantinopel durch die Osmanen und Ende des Kaiserreichs von Byzanz; Ausbreitung der Osmanen auf dem Balkan

1460
Habsburg verliert seine Schweizer Territorien (bis auf Rheinfelden) an die Eidgenossen.

1475
Karl der Kühne von Burgund willigt in die Verlobung seiner Tochter Maria mit Prinz Maximilian von Österreich ein, der diese 1477 heiratet.

1477
Karl der Kühne fällt in der Schlacht gegen die Eidgenossen bei Nancy. Im Streit um Burgund setzt sich Maximilian gegen Frankreichs König Ludwig XI. durch.

1485
Die Ungarn unter Matthias Corvinus erobern Wien und besetzen Teile Niederösterreichs, Kärnten und die Steiermark.

1486
Maximilian wird zum König gewählt.

1490
Nach dem Tod des Matthias Corvinus wird Wien zurückerobert; Tirol fällt durch Erbe an Maximilian.

1491
Wladislaw II. von Böhmen und Ungarn erkennt im Frieden von Pressburg die habsburgischen Erbansprüche für Ungarn an.

Von CHRISTOPH GUNKEL

Es war ein blutiger Hinterhalt, der den Habsburgern ihren kometenhaften Aufstieg ermöglichte. Aus heutiger Sicht ein genialer militärischer Schachzug – doch nach damaligem Verständnis ein unerhörter Verstoß gegen Ehre und Ritterlichkeit. Ein Bruch mit traditionellen Werten, der früh zeigte, was die Habsburger einmal zur erfolgreichsten Familiendynastie Europas werden ließ, die im Lauf der Jahrhunderte 21 Könige und 16 Kaiser des Heiligen Römischen Reichs stellen sollte: kluges Taktieren, kalte Machtpolitik, unbedingter Herrschaftswille – und Krieg.

26. August 1278. Nervös stehen sich auf dem Marchfeld zwischen den österreichischen Dörfern Dürnkrut und Jedenspeigen in der Nähe Wiens die riesigen Heere zweier Könige gegenüber: Auf der einen Seite die Ritter des Habsburgers Rudolf I., 1273 überraschend von den Kurfürsten zum König des Römischen Reichs gewählt. Zwar gilt er als mächtigster Mann im Südwesten des locker verbundenen Imperiums, er verfügt aber nur über eine begrenzte Hausmacht und ist lediglich einfacher Graf.

Auf der anderen Seite warten die Krieger des böhmischen Königs Ottokar II., der Rudolfs Krönung als persönlichen Affront empfunden hatte. Denn der mächtige Ottokar wollte selbst römisch-deutscher Herrscher werden. Frustriert hatte er sich sogar beim Papst über den „wenig geeigneten“ Habsburger beschwert und Rudolf als „armen Grafen“ verspottet.

Tatsächlich aber war Rudolf durchaus wohlhabend und setzte als König zielstrebig seine Machtpolitik fort. Sofort ging er mit allen Mitteln gegen seinen gefährlichsten Widersacher vor: Er ließ Ottokar ächten, als der sich weigerte, ihn als König anzuerkennen, er besetzte dessen Ländereien und zwang ihn 1276 im „Frieden von Wien“, auf die Herzogtümer Österreich, Kärnten und Steiermark zu verzichten.

„Mit gebeugtem Sinn und gekrümmten Knien“, so ein Augenzeuge, musste Ottokar Rudolf doch noch huldigen, um wenigstens seine verbliebenen Lehen zu retten. Zur symbolischen Demütigung empfing der „arme Graf“ den prächtig gekleideten Böhmenkönig angeblich nur in einem einfachen grauen Lederwams. So konnte der Frieden nicht lange halten. Im August 1278 rüsteten sich die Rivalen zur Entscheidungsschlacht.

Rudolf IV., genannt der Stifter, begründet durch eine Fälschung den Titel des Erzherzogs. (Bildnis um 1365)

Es wurde einer der gewaltigsten Ritterkämpfe: Ottokar befehligte zwar mehr schwergepanzerte Reiter, Rudolf machte dies aber mit flinken und treffsicheren Reitern aus dem Steppenvolk der Kumanen wett, die berüchtigt für ihren tödlichen Pfeilregen waren. Rudolfs stärkster Trumpf jedoch waren etwa 60 Ritter, die er auf einer Anhöhe westlich des Schlachtfeldes verstecken ließ. Sie sollten Ottokars Truppen im entscheidenden Moment in die Flanke fallen.

Die Taktik war so unkonventionell, dass Rudolf zunächst keinen Kommandanten fand, der bereit für den Hinterhalt war. Erst nach langem Zögern stimmten zwei Adlige widerwillig dem Spezialauftrag zu – nicht ohne sich vorher bei ihren Kampfgefährten dafür zu entschuldigen.

Diese 60 Männer entschieden die Schlacht. Zwar hatten Ottokars Kämpfer Rudolfs Truppen zurückgedrängt und den Habsburgerkönig sogar einmal in akute Lebensgefahr gebracht, als sie im Schlachtgetümmel sein Pferd töteten. Doch als plötzlich Rudolfs Ritter hervorstürmten, brach unter Ottokars Truppen Chaos aus. Durch die engen Sehschlitze ihrer Topfhelme erkannten die böhmischen Ritter die überraschende Flankenattacke zu spät, um sich rechtzeitig in Kampfposition manövrieren zu können. Erschöpft von stundenlangen Gefechten, waren sie den Hieben ausgeruhter Angreifer ausgeliefert. Und die sorgten mit einer weiteren Finte vollends für Verwirrung: „Sie fliehen, sie fliehen!“, schrien sie lauthals ins Kampfgetöse – und lösten damit tatsächlich eine panische Massenflucht von Ottokars Heer aus.

Für die Böhmen endete das Gefecht im Debakel: Tausende von Kriegern, berichten Chronisten, wurden niedergemetzelt oder ertranken auf der Flucht mit ihren schweren Rüstungen im Fluss March. Ottokar selbst wurde gefangen genommen und kurz danach ermordet – wohl nicht auf Befehl Rudolfs, sondern aus persönlichen Rachegelüsten seiner Häscher.

Ottokars Tod und seine verheerende Niederlage deuteten die Zeitgenossen als Gottesurteil. Um auch letzte Zweifler zu überzeugen, ließ Rudolf die entstellte Leiche seines Widersachers 30 Wochen lang in Wien ausstellen. Schon bald wurde die Schlacht zum Gründungsmythos der Habsburger, festgehalten in bombastischen Gemälden, überhöht in

GETTY IMAGES

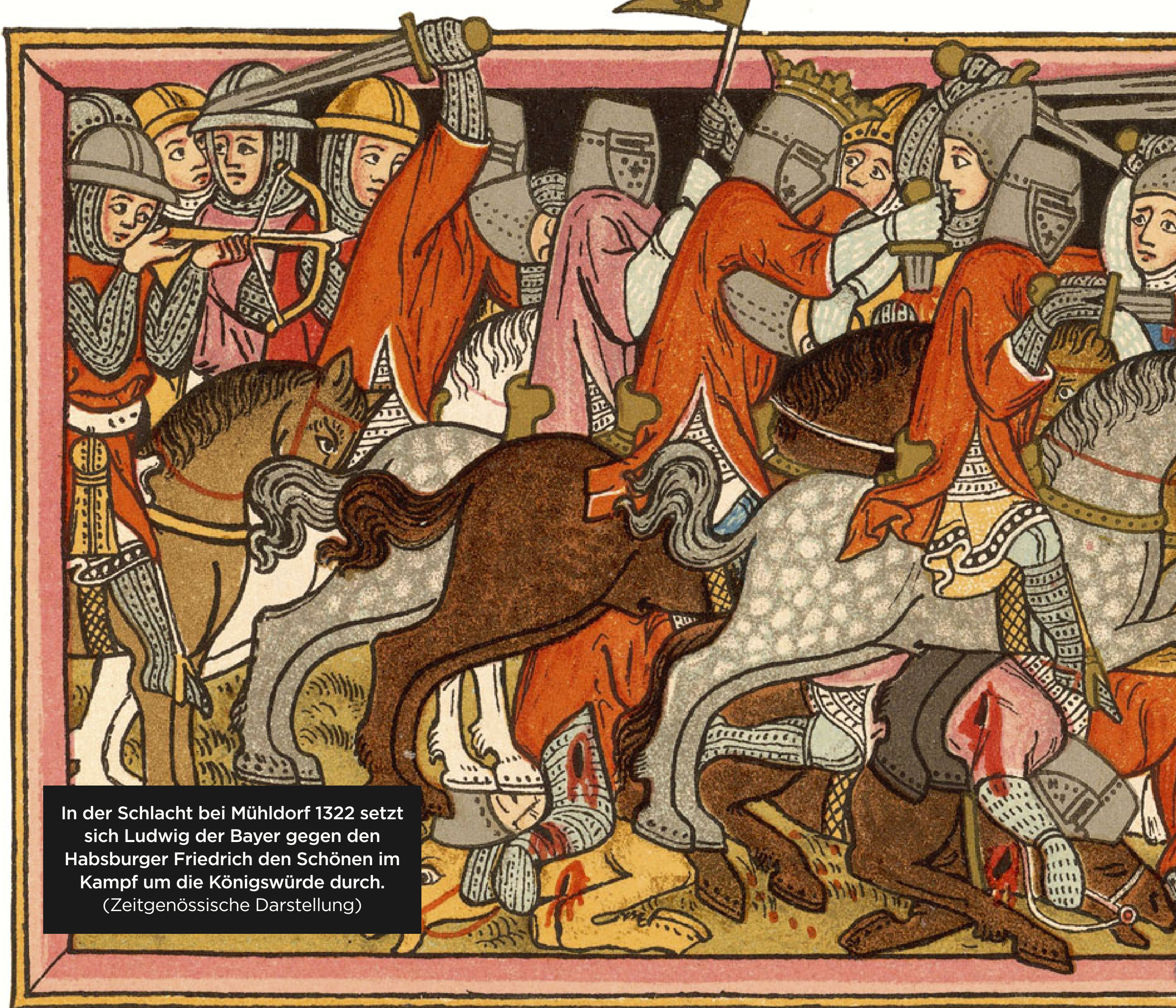
blumigen Erzählungen: Demnach soll Rudolf, so eine Version, Ottokar in einem Duell eigenhändig getötet haben. Bilder zeigen ihn mal in nachdenklicher, mal in triumphierender Pose neben Ottokars Leiche.

Tatsächlich sorgte Rudolfs Sieg dafür, dass die erste Königsherrschaft eines Habsburgers keine kurze, unbedeutende Episode blieb. Im Gegenteil: Jetzt konnte der Monarch ungestört an einer neuen Machtarchitektur feilen. Er verheiratete eine Tochter und einen Sohn mit den Erben Ottokars, söhnte damit beide Herrscherhäuser aus und erweiterte zudem geschickt seinen Einfluss. 1282 belehnte er seine beiden Söhne unter anderem mit den Herzogtümern Österreich und Steiermark – es sollte der Auftakt einer gleichsam schicksalhaften Verbindung mit Österreich werden.

Von nun an verlagerten die Habsburger ihr Machtzentrum langsam nach Osten, fort aus ihrem Kernland im schweizerischen Aargau, wo sie im 11. Jahrhundert ihren Stammsitz, die „Habichtsburg“, errichtet hatten. Von dort hatten sie sich ins Oberelsass und nach Schwaben ausgedehnt. Nach Rudolfs Triumph waren aus ländlichen Grafen plötzlich mächtige Herzöge geworden, die Wien zum Zentrum ihrer Herrschaft ausbauen sollten.

Wie selbstverständlich sprachen die Habsburger schon im 14. Jahrhundert vom „Casa Austriae“, ihrem „Haus Österreich“. Habsburg und Österreich waren zur Einheit verschmolzen – und nur mit dieser Hausmacht im Rücken konnte langfristig der Sprung zur Großmacht gelingen.

Rudolfs Triumph auf dem Marchfeld machte dies natürlich weder absehbar noch wahrscheinlicher – im Gegenteil: Seine neue Macht schürte Bedenken unter den Kurfürsten. Die hatten ihn 1273 wohl auch deshalb zum König gewählt, weil sie nicht an einer starken Zentralmacht interessiert waren. Zu sehr hatten Fürsten, Grafen, Vögte oder Bischöfe von dem Machtvakuum profitiert, das es seit 1245 gab, nachdem



In der Schlacht bei Mühldorf 1322 setzt sich Ludwig der Bayer gegen den Habsburger Friedrich den Schönen im Kampf um die Königswürde durch. (Zeitgenössische Darstellung)

der letzte Stauferkaiser vom Papst abgesetzt worden war. Als der Vatikan auf der Wahl eines neuen Königs bestand, einigten sich die Kurfürsten auf den scheinbar bequemsten Kandidaten: Rudolf, damals bereits 55 Jahre alt und möglicherweise nur ein schwacher Übergangskandidat.

Es lag nahe, dass die Kurfürsten nicht zwangsläufig seinen Sohn Albrecht zum Nachfolger wählen würden. Da es im Reich keine Erbmonarchie gab, stand Rudolf vor einem grundsätzlichen Problem, das immer wieder die Habsburger Ambitionen gefährden sollte: Der König musste unbedingt die Gunst des Papstes gewinnen, um von ihm zum Kaiser gekrönt zu werden. Denn nur ein Kaiser durfte schon zu Lebzeiten seinen Sohn zum König wählen lassen – es war der einzige Weg, risikolos die Nachfolge im Sinne der Dynastie zu regeln.

Nicht selten gerieten Verhandlungen um die Kaiserkrönung zur zähen Kraftprobe mit dem Vatikan, bei der es um die komplizierte Machtbalance zwischen Reich und Kirchenstaat ging. Für den schon betagten Rudolf begann ein Wettlauf gegen die Zeit – den er verlor: Termine platzten, allein zweimal starb ein habsburgfreundlicher Papst kurz vor der vereinbarten Kaiserkrönung. Als Rudolf spürte, dass es auch mit ihm bald vorbei sein werde, versuchte er 1291, wenigstens symbolisch den zukünftigen Anspruch der Habsburger zu untermauern: Todkrank ritt er nach Speyer, um genau dort zu sterben, „wo viele meiner Vorfahren liegen, die auch Könige waren“. Im Dom wurde er neben berühmten Herrschern der Staufer und Salier beigesetzt.

Es half nichts: Wie Rudolf befürchtet hatte, wählten die Kurfürsten nicht seinen Sohn Albrecht, sondern den unbekannten Grafen Adolf von Nassau zum neuen König.

Der unterlegene Herzog Albrecht befand sich plötzlich in derselben Herausfordererposition wie einst Ottokar – nur ging er weit klüger vor: Er huldigte König Adolf und vermied jede Provokation, weil er wusste, dass sich die Verhältnisse schnell ändern konnten. Das zahlte sich aus: Schon bald fiel Adolf bei den Kurfürsten in Ungnade, weil er zu rücksichtslos versuchte, eine neue Machtbasis in Mitteldeutschland aufzubauen.

So kam es am 23. Juni 1298 in Mainz zur Revolte einiger Kurfürsten gegen den König. Erzbischof Gerhard von Mainz beschuldigte Adolf etlicher „Verbrechen“ und „heidnischer Untaten“: Mehrfach habe „dieser Zwietrachtstifter“, so der mächtige Geistliche, versucht, die Menschen „ihrer Ehren und Würden, Güter und Rechte zu berauben, und zwar mit Trug und teuflischer List, gegen Gott und Gerechtigkeit“. Weil König Adolf starrsinnig abgelehnt habe, sich zu bessern und „seine Frevel zu sühnen“, setzten ihn die Kurfürsten kurzerhand ab und wählten nun doch Albrecht zum König.


MARY EVANS / INTERFOTO

Der Habsburger nutzte die Chance: Als Gegenkönig halbwegs legitimiert, konnte er nun offen gegen Adolf vorgehen. Keine zwei Wochen nach dem Putsch von Mainz kam es zur Entscheidungs-

schlacht. Wieder waren es die Habsburger, die den Kampf gewannen, wieder fiel ihr härtester Rivale noch auf dem Schlachtfeld – und erneut kursierten Legenden von einem persönlichen Duell zwischen den beiden Rivalen.

Die Kurfürsten sollten jedoch wenig Freude an ihrem neuen König haben. Wie sein gestürzter Vorgänger baute Albrecht kompromisslos seine Hausmacht aus, auch gegen ihre Interessen. Nur zwei Jahre später planten vier Kurfürsten daher die nächste Ranküne und schmiedeten ein Bündnis gegen den „erlauchten Herrn Albrecht, der sich König nennt".

Doch sie hatten seine Entschlossenheit unterschätzt. Überraschend schnell griff Albrecht die Kurfürsten an, bevor die ein gemeinsames Heer aufstellen konnten. Er schlug sie vernichtend und rang ihnen so harte Zugeständnisse ab, dass sie „künftig nicht mehr aufzumucken wagten", wie ein Chronist lakonisch notierte.

Wenige Jahre später legte Albrecht spektakulär nach. Als 1306 der noch junge böhmische König Wenzel III. ermordet wurde und sein Herrscherhaus damit keinen Nachfolger hatte, schlug der Habsburger zu: Albrecht reklamierte Böhmen als heimgefallenes Lehen für das Reich. Mit einer Mischung aus militärischer Gewalt, Diplomatie und geschickter Heiratspolitik gelang es ihm, seinen Sohn Rudolf auf den vakanten Königsthron zu hieven – ein gewaltiger Prestigegewinn und der ersehnte Aufstieg zur wirklichen Großdynastie.

Trotzdem sollte, was nach dem endgültigen Durchbruch der Habsburger aussah, in wenigen Jahren zerrinnen: 1307 starb Böhmens frischgekürter König Rudolf an Ruhr, gegen einen weiteren Habsburger auf dem böhmischen Thron formierte sich heftiger Widerstand, und 1308 fiel schließlich Albrecht seiner eigenen rücksichtslosen Machtpolitik zum Opfer: Ganz in der Nähe der Habsburger Stammburg stachen ihn sein 18 Jahre alter Neffe Johann und eine Handvoll Verschwörer nieder.

Johann hatte sich jahrelang von Albrecht in seinen Erbansprüchen übergangen gefühlt. Mit dem Mord stürzte ausgerechnet er, ein Habsburger, die Dynastie in ihre tiefste Krise.

Albrechts Sohn Friedrich dem Schönen fehlte nämlich die erfolgreiche Mischung aus Realismus und Härte seiner Vorfahren. Zwar wurde er 1314 zum König gewählt, allerdings nur von einem Teil der Kurfürsten – der andere Teil hob gleichzeitig den Wittelsbacher Ludwig den Bayern auf den Thron. Die Entscheidungsschlacht verlor Friedrich, weil er sich ungestüm in den Kampf stürzte, ohne auf die Hilfstruppen eines jüngeren Bruders zu warten. Jahrelang ließ ihn der siegreiche Ludwig in eine Burg sperren. Erst als der Wittelsbacher politisch in große Bedrängnis geriet, durfte Friedrich kurz vor seinem Tod 1330 doch noch einmal regieren – in einer kuriosen Position als zweiter, gleichberechtigter König neben dem früheren Erzrivalen.

War schon diese halbe Herrschaft unbefriedigend, schaffte es danach gut hundert Jahre lang keiner aus der Familie mehr auf den römisch-deutschen Thron. Dies bedeutete keinesfalls den Niedergang der Habsburger: Klug heirateten sie in die mächtige Dynastie der Luxemburger ein, die damals die Könige stellten, und setzten ungerührt ihre ehrgeizige Politik fort, nur mit einem anderen Schwerpunkt: dem Ausbau der Hausmacht.

Nach und nach verleibten sie sich die Herzogtümer Krain und Kärnten sowie die Grafschaft Tirol ein. Nur in ihrem einstigen Kernland im Südwesten kassierten sie desaströse Niederlagen gegen die Schweizer Eidgenossen. Die größte Gefahr war jedoch hausgemacht: Durch Erbteilungen verfiel das riesige Herrschaftsgebiet in Teilreiche.

Mit der Rolle von gewöhnlichen, wenngleich mächtigen Landesherren wollten sich die Habsburger dennoch nicht dauerhaft zufriedengeben. Das zeigte sich besonders unter Herzog Rudolf IV., später „der Stifter" genannt: Er machte Wien zur glänzenden Metropole, forcierte die Errichtung der Universität und den gotischen Neubau des Stephansdoms, den er zum Symbol habsburgischer Würde machen wollte.

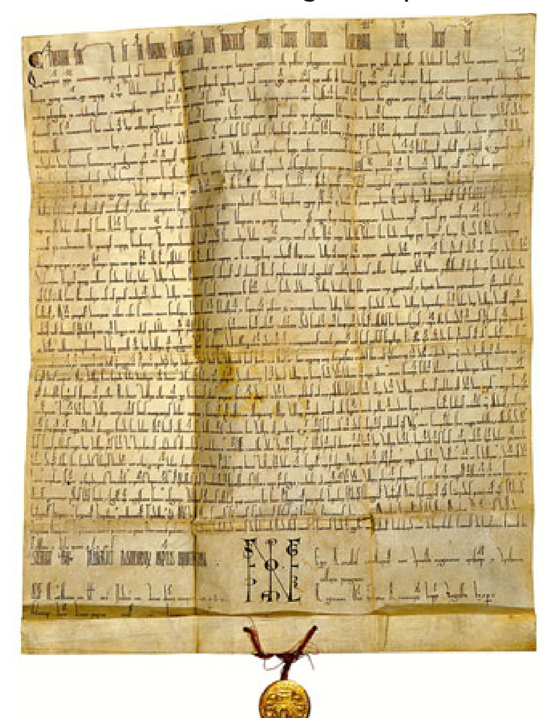
Prächtige Gebäude allein reichten ihm nicht aus, um das überbordende Selbstbewusstsein der Familie angemessen darzustellen. Deshalb schreckte er auch nicht davor zurück, Urkunden fälschen zu lassen: Um die Herzöge der Habsburger mindestens auf die Stufe der Kurfürsten zu stellen, erfand er einfach einen klangvollen Titel („Pfalzerzherzog") und entwarf passend dazu den „Erzherzogshut". Der ähnelte nicht zufällig der römischen Kaiserkrone.

Den exklusiven Titel „Erzherzog" und andere Sonderrechte wollte der umtriebige Rudolf mit dem „Privilegium maius" belegt wissen – einer angeblich uralten Rechtssammlung, die gar bis auf Nero und Julius Caesar zurückgehe. Ein Gutachten des italienischen Gelehrten Francesco Petrarca kam allerdings bald zu einem anderen Urteil: Die Urkunden seien von einem „unfähigen, lächerlichen Esel" gefälscht worden.

Jahrzehnte später wurden die Machtphantasien dennoch Realität: Die Habsburger eroberten den Königsthron zurück. Und ausgerechnet dem als phlegmatisch verschrienen Friedrich gelang 1453 das, was Habsburgs erster König Rudolf mit all seiner Tatkraft nie erreicht hatte: Als Friedrich III. wurde er zum Kaiser gekrönt. Fortan herrschte seine Familie so, wie Rudolf sich das einst erträumt hatte – als quasi erbliche Königsdynastie, die einen Kaiser nach dem anderen stellte.

Und nicht nur das: Schon Friedrich III. erhob die gefälschten Urkunden und den Titel „Erzherzog" einfach zum Gesetz.

Das „Privilegium maius", eine unter Rudolf IV. gefälschte Urkunde, verhilft den Habsburgern zu höherem Rang in Europa.



DIE ANFÄNGE

um 1020
Mit dem Bau der Habsburg zwischen Aare und Reuß begründet das Grafengeschlecht seine Herrschaft im Süden des deutschen Sprachgebiets.

1108
Graf Otto II. von Habsburg taucht erstmals als „Comes de Hauichburch“ auf.

1273
Rudolf von Habsburg wird zum römisch-deutschen König gewählt.

1278
Böhmenkönig Ottokar unterliegt in der Schlacht auf dem Marchfeld dem Habsburger Rudolf.

1282
Rudolf belehnt seine Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich und der Steiermark, begründet so Habsburgs Hausmacht.

1291
„Ewiger Bund“ der Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden als Eidgenossenschaft, auch gegen die Habsburger.

1298
In der Schlacht bei Göllheim fällt der glücklose, bereits abgesetzte König Adolf von Nassau. Der Sieger, Gegenspieler Albrecht von Österreich, wird zum König gewählt.

1308
König Albrecht I. wird vom Neffen Johann ermordet („Parricida“) – vorläufiges Ende des Plans einer habsburgischen Erbmonarchie.

1314
Friedrich („der Schöne“) wird von einem Teil der Kurfürsten zum König gewählt, kann sich aber nicht gegen Ludwig den Bayern durchsetzen. Seit 1325 nominell Mitregent, stirbt er schon 1330.

1315
Bei Morgarten siegen eidgenössische Bauern über die Ritter Leopolds I. von Österreich.



„Steirischer Herzogshut“ der Habsburger um 1400

1359
Das gefälschte „Privilegium maius“ verschafft den Habsburgern Sonderrechte und -titel wie die Bezeichnung „Erzherzog“.

1363
Habsburg übernimmt Tirol.

1379
Der Neuberger Vertrag regelt die Teilung der habsburgischen Länder.

1415
Der Aargau, das Stammland der Habsburger, geht an die Eidgenossen verloren.

1430
Philipp der Gute von Burgund stiftet den Orden vom Goldenen Vlies, dessen Verleihungsrecht 1477 an die spanischen Habsburger übergeht.

1438
Albrecht von Österreich wird römisch-deutscher König.

1440–1493
Friedrich von Habsburg amtiert zunächst nur als Vormund von Albrechts Sohn Ladislaus Postumus (1440–1457).

um 1450
Johannes Gutenberg erfindet den Druck mit beweglichen Lettern.

1452
Friedrich von Österreich wird als Friedrich III. zum Kaiser gekrönt – Beginn einer langen, aber unspektakulären Regierungszeit.

1453
Eroberung von Konstantinopel durch die Osmanen und Ende des Kaiserreichs von Byzanz; Ausbreitung der Osmanen auf dem Balkan

1460
Habsburg verliert seine Schweizer Territorien (bis auf Rheinfelden) an die Eidgenossen.

1475
Karl der Kühne von Burgund willigt in die Verlobung seiner Tochter Maria mit Prinz Maximilian von Österreich ein, der diese 1477 heiratet.

1477
Karl der Kühne fällt in der Schlacht gegen die Eidgenossen bei Nancy. Im Streit um Burgund setzt sich Maximilian gegen Frankreichs König Ludwig XI. durch.

1485
Die Ungarn unter Matthias Corvinus erobern Wien und besetzen Teile Niederösterreichs, Kärnten und die Steiermark.

1486
Maximilian wird zum König gewählt.

1490
Nach dem Tod des Matthias Corvinus wird Wien zurückerobert; Tirol fällt durch Erbe an Maximilian.

1491
Wladislaw II. von Böhmen und Ungarn erkennt im Frieden von Pressburg die habsburgischen Erbansprüche für Ungarn an.

Die beiden „unveräußerlichen Erbstücke“ des Hauses Österreich

SAGENHAFTE SCHÄTZE



In Wien zu besichtigen: Achatschale und Ainkhürn

Gold und Juwelen, Schlösser und Herrensitze, Privilegien und Ländereien, das alles wurde geteilt, wie es die habsburgischen Hausregeln und der letzte Wille vorsahen. Aber im Nachlass des Kaisers Ferdinand I. gab es zwei Stücke, die den drei Erben über die Maßen wertvoll erschienen. Sie zu teilen? Unmöglich. Sie in nur eine Hand zu geben? Nicht vorstellbar.

Also schlossen die drei Brüder im Sommer 1564 einen Vertrag: „Zu allen und ewigen zeiten“ sollten die beiden Kleinode, eine imposante Achatschale und das sogenannte Ainkhürn, vermeintlich das Horn eines Einhorns, „bey unserm löblichen Hauß Österreich bleiben“. Verkaufen, verschenken oder verpfänden – alles ausgeschlossen. Heute lassen sich die „unveräußerlichen Erbstücke“ der Habsburger in der Schatzkammer der Wiener Hofburg bestaunen.

Die Achatschale ist ein Meisterwerk der Steinschneidekunst, angefertigt im 4. Jahrhundert vermutlich in Konstantinopel. Wie sie in habsburgischen Besitz kam, ist unklar. Von Handgriff zu Handgriff beträgt ihre Spannweite 76 Zentimeter, damit handelt es sich um die größte aus einem Block Hartstein geschnittene Zierschale der Welt.

Allein die technische Leistung des Steinschneiders grenzt ans Unvorstellbare. Wie aus schmiegsamem Wachs gebildet wirkt die harmonische Form. Doch Achat ist härter als Stahl. Mit gewöhnlichen Werkzeugen war da nichts auszurichten. Die sicherlich viele Jahre währende Schleifarbeit gelang nur mit Hilfe eines sogenannten Steinzeigers, der durch ein Schwungrad in Rotation versetzt wurde. Auf den runden Zeigerkopf kam Korund- oder Diamantstaub als Schleifmittel – Härte gegen Härte.

Das alles aber hätte die Schale noch nicht so überaus wertvoll gemacht, wie sie in den Augen von Kaiser Ferdinands Söhnen war. Ein Mythos kam hinzu, eine heilige Legende. In der Maserung des Steins sei eine Inschrift verborgen, raunte es durch die Jahrhunderte: Christi Name in griechischen Buchstaben. Handelte es sich bei der Schale gar um den Heiligen Gral, das Gefäß, in dem das Blut des Erlösers aufgefangen worden ist? Allein dass diese Frage gestellt werden konnte, hob die zehn Kilo schwere Handwerksarbeit weit über alles sonstige Menschenwerk hinaus.

Mithalten konnte nur das Ainkhürn, ein Geschenk des polnischen Königs an Ferdinand, zweieinhalb Meter lang. Zwar bevölkern Einhörner heutzutage vor allem Fantasy-Romane und rosa Mädchenbücher. Zu alten Zeiten aber galt Christus selbst als „Unicornis spiritualis“, geistliches Einhorn, und vermeintlich echte Einhorn-Hörner waren bis zu zwanzigmal wertvoller als Gold. Man sagte ihnen ungeheure Heilkraft und größte Wirksamkeit gegen Gift nach. Die seltenen Stücke, tatsächlich Stoßzähne des Narwals, wurden zum Teil auch zu Pulver verarbeitet – und zählten so zu den teuersten Medikamenten. *Dietmar Pieper*

FOTOS: SCHATZKAMMER DER WIENER HOFBURG

Angestammte Macht

Seit dem Hochmittelalter haben die Habsburger durch Heirat und Erbe ihre Herrschaft ausgebaut – oft planvoll, aber manchmal auch mit Glück.

Karl	Kaiser
⚭	Ehen
1355 – 1414	Lebensdaten

Albrecht I. ⚭ **Elisabeth von Görz-Tirol**
Albrecht I.: 1255 – 1308, *König seit 1298, ermordet*
Elisabeth von Görz-Tirol: 1262 – 1313, *12 Kinder, darunter …*

Andreas III. von Ungarn ⚭ **Agnes**
Andreas III. von Ungarn: um 1265 – 1301, *„der Venezianer"*
Agnes: 1280 – 1364

Rudolf III.
um 1282 – 1307

Friedrich I. der Schöne
1289 – 1330
König 1314 – 1322

Beatrix von Nürnberg ⚭ **Albrecht III.**
Beatrix von Nürnberg: 1355 – 1414
Albrecht III.: 1348 – 1395, *„mit dem Zopfe"*



Johanna Sophie von Bayern ⚭ **Albrecht IV.**
Johanna Sophie von Bayern: 1373 – 1410
Albrecht IV.: 1377 – 1404, *„der Geduldige"*

Elisabeth von Böhmen und Ungarn ⚭ **Albrecht V.**
Elisabeth von Böhmen und Ungarn: 1409 – 1442, *4 Kinder, darunter …*
Albrecht V.: 1397 – 1439, *König seit 1438*

Karl V. beherrschte ein Weltreich, in dem nach einem geflügelten Wort „die Sonne nicht unterging" – und ging am Ende seines Lebens doch resigniert ins Kloster.

Ladislaus Postumus
1440 – 1457
„der Nachgeborene"

Maximilian, schon von Zeitgenossen „der letzte Ritter" genannt, legte mit erfolgreichen Ehebündnissen und Erbverträgen den Grund zu Habsburgs Weltgeltung.

Johanna von Spanien, „die Wahnsinnige" ⚭ **Philipp I.**
Johanna von Spanien: 1479 – 1555, *6 Kinder, darunter …*
Philipp I.: 1478 – 1506, *„der Schöne", König von Kastilien*

Karl V. ⚭ **Isabella von Portugal**
Karl V.: 1500 – 1558, *Kaiser von 1519 bis 1556*
Isabella von Portugal: 1503 – 1539, *5 Kinder, darunter …*

Eleonore
1498 – 1558

Der Sammler und Alchemist auf dem Thron war politisch ein Zauderer.



Maria von Portugal ⚭ **Philipp II.** ⚭ **Anna**
Maria von Portugal: 1527 – 1545
Philipp II.: 1527 – 1598, *König von Spanien*
Anna: 1549 – 1580

Maria von Spanien ⚭ ***Maximilian II.***
Maria von Spanien: 1528 – 1603, *16 Kinder, darunter …*
Maximilian II.: 1527 – 1576, *Kaiser seit 1564*

Don Carlos
1545 – 1568

Philipp III. ⚭ **Margarete von Österreich**
Philipp III.: 1578 – 1621
Margarete von Österreich: 1584 – 1611, *Schwester von Ferdinand II.*, *8 Kinder, darunter …*

Rudolf II.
1552 – 1612
Kaiser seit 1576

Anna von Österreich ⚭ **Ludwig XIII.**
Anna von Österreich: 1601 – 1666
Ludwig XIII.: 1601 – 1643, *König von Frankreich*

Elisabeth von Frankreich ⚭ **Philipp IV.** ⚭ **Maria Anna von Österreich**
Elisabeth von Frankreich: 1602 – 1644, *8 Kinder*
Philipp IV.: 1605 – 1665
Maria Anna von Österreich: 1634 – 1696, *5 Kinder, darunter …*

Ludwig XIV.
1638 – 1715
„der Sonnenkönig"

Maria Teresa
1638 – 1683

Karl II.
1661 – 1700
letzter spanischer Habsburger

Gertrud von Hohenberg 1225 – 1281 *10 Kinder, darunter ...*

Rudolf I. von Habsburg 1218 – 1291 *König seit 1273*

Agnes von Burgund 1270 – 1323

Ludwig II. von Bayern 1229 – 1294 *„der Strenge“*

Mathilde 1251 – 1304

Rudolf II. 1270 – 1290

Agnes von Böhmen 1269 – 1296

Leopold I. 1290 – 1326 *„der Glorwürdige“*

Katharina von Savoyen um 1298 – 1336

Albrecht II. 1298 – 1358 *„der Weise“*

Johanna von Pfirt 1300 – 1351 *11 Kinder, darunter ...*

Johann Parricida 1290 – 1313 *Mörder seines Onkels Albrecht I.*

Margarete 1346 – 1366

Leopold III. 1351 – 1386 *„der Gerechte“*

Viridis Visconti 1350 – 1414 *7 Kinder, darunter ...*

Friedrich IV. „mit der leeren Tasche“ 1382 – 1439

Ernst der Eiserne 1377 – 1424

Sigismund „der Münzreiche“ 1427 – 1496

Eleonore von Portugal 1436 – 1468 *5 Kinder, darunter ...*

Friedrich III. 1415 – 1493 *Kaiser seit 1452*

Maximilian I. 1459 – 1519 *Kaiser seit 1508*

Maria von Burgund 1457 – 1482

Kunigunde 1465 – 1520

Margarete 1480 – 1530 *Generalstatthalterin der Niederlande*

Anna von Böhmen und Ungarn 1503 – 1547 *15 Kinder, darunter ...*

Ferdinand I. 1503 – 1564 *Kaiser seit 1556*

Ohne die Loyalität seines jüngeren Bruders wäre Karl V. verloren gewesen – Ferdinands eigene Regierungsjahre blieben dagegen eine kurze Episode.

Ferdinand von Tirol 1529 – 1595

Anna 1528 – 1590

Albrecht V. von Bayern 1528 – 1579

Maria von Bayern 1551 – 1608 *15 Kinder, darunter ...*

Karl 1540 – 1590

Matthias 1557 – 1619 *Kaiser seit 1612*

Anna 1585 – 1618 *keine Kinder*

Wilhelm V. 1548 – 1628 *„der Fromme“*

Maria Anna 1574 – 1616 *7 Kinder*

Ferdinand II. 1578 – 1637 *Kaiser seit 1619*

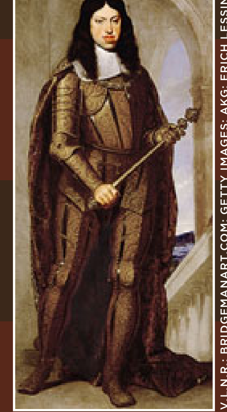
Maria Anna von Spanien 1606 – 1646 *6 Kinder, darunter ...*

Ferdinand III. 1608 – 1657 *Kaiser seit 1637*

Ferdinand IV. 1633 – 1654 *unverheiratet*

Eleonore von Pfalz-Neuburg 1655 – 1720 *10 Kinder*

Leopold I. 1640 – 1705 *Kaiser seit 1658*



Als einer der kunstsinnigsten Kaiser komponierte Leopold I. über 200 Musikstücke und trat selbst als Schauspieler auf.

V.L.N.R.: BRIDGEMANART.COM; GETTY IMAGES; AKG; ERICH LESSING

... Fortsetzung auf Seite 88/89

Den Schweizern sind die Habsburger suspekt – dabei hat die Herrscherdynastie ihre Wurzeln im Kanton Aargau. Der namensgebende Stammsitz ist bis heute zu besichtigen.

Rehpfeffer „Radbot“

Von HANS-ULRICH STOLDT

Man schreibt das Jahr 2009, und Habsburg wird wieder vom Schloss aus regiert. Allerdings bleibt das Territorium gut überschaubar. Habsburg, das ist heute eine 430 Seelen zählende Gemeinde im schweizerischen Kanton Aargau.

Der Herr, der oben, 505 Meter über dem Meeresspiegel, in der historischen Burg die Geschicke des Dorfes lenkt, ist auch kein Adliger, sondern Hansedi Suter, 57, der Gemeindeammann. Der demokratisch gewählte Vorsitzende der Gemeinde Habsburg arbeitet hauptberuflich als Gastwirt. Schon seit 30 Jahren führt er in geschichtsträchtigem Gemäuer das Restaurant „Schloss Habsburg“.

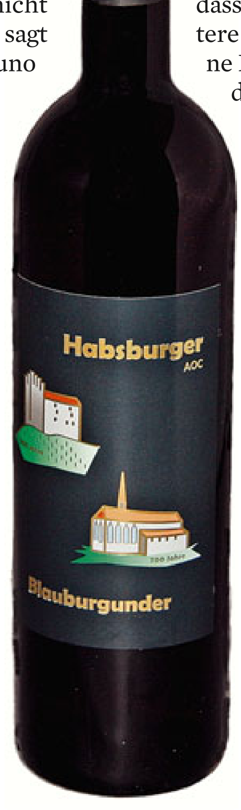
In „Rittersaal“ und „Jägerstube“ servieren er und seine 25 Mitarbeiter Spezialitäten wie Hirsch-Saltimbocca an Rotkraut mit Kastanien oder Rehpfeffer „Radbot“ mit Eierschwämmli, Silberzwiebeln und hausgemachten Spätzli. Dazu wird – weltexklusiv – „Habsburger Blauburgunder“ gereicht, ein Wein, der gleich hier am Schlossberg gedeiht.

Als Suter vor drei Jahrzehnten seine Gaststätte öffnete, wusste er so gut wie nichts über den traditionsträchtigen Ort. Doch weil so viele Gäste fragten, was es denn mit der alten Burg auf sich habe, wandte er sich an einen örtlichen Historiker, der ihm dann an mehreren Wochenenden Nachhilfe gab. Mit Erfolg – „die Jahreszahlen habe ich aber nur in etwa im Kopf“.

Macht nichts. Wer exakt wann den Grundstein legte, wissen auch andere nicht genau: „Die Ursprünge liegen weitgehend im Dunkeln und werden sich wohl auch nicht mehr restlos aufklären lassen“, sagt der Schweizer Historiker Bruno Meier.

Ausgrabungen haben gezeigt, dass wohl bereits in der älteren Eisenzeit um 600 vor Christus an der Stelle der späteren Habsburg Menschen siedelten. Um das Jahr 100 nach Christus unterhielten römische Legionäre oben auf dem Kamm des Wülpelsberges wahrscheinlich eine Signalstation. Erst viel später lässt dann ein Benediktinermönch in den Acta Murensia, der Chronik über das nahe gelegene Kloster Muri, Guntram den Reichen aus dem Nebel der Geschichte treten.

Guntram wird darin „Stammvater“ der Habsburger genannt. Er hatte Besitzungen im Aargau, und nach allem, wie man weiß, auch im Breisgau und im Elsass. Als Angehöriger eines elsässischen Geschlechts gilt er als Nachkomme merowingischer Herzöge aus dem 7. Jahrhundert. Genau weiß das niemand, die Quellen sind dürftig.



Ein edler Tropfen aus Habsburg

Einigermaßen sicher ist indes, dass Guntrams Sohn Kanzelin weitere Gebiete im Aargau unter seine Herrschaft brachte – nach Art des Adels nicht nur auf die feine Tour.

Der Besitz Kanzelins wurde nach dessen Tod zwischen den Söhnen Rudolf und Radbot aufgeteilt, die sich sogleich in die Haare bekamen. Mordend und brandschatzend zogen die Grafen durch die Gegend – zur Sühne soll Radbot 1027 das Kloster Muri gegründet haben. Irgendwann zwischen 1020 und 1030 baute er wohl auch den ersten steinernen Wohnturm auf dem Wülpelsberg.

Anlass war der Legende nach, dass Radbot bei der Jagd einen Habicht verlor und ihn ganz oben auf dem dichtbewaldeten Berg wiederfand. Begeistert von der strategisch günstigen Lage, beschloss er, dort zu siedeln und, weil der Greifvogel ihn nun mal darauf ge-



Das alte Bauwerk, von dem die Habsburger ihren Namen herleiten, ließen sie schon im späten Mittelalter hinter sich.

bracht hatte, das Ganze „Habichtsburg“ zu nennen.

Wahrscheinlicher freilich ist, dass der spätere Name Habsburg sich vom althochdeutschen „hab“ (Besitz) herleitet.

Wie dem auch sei – überlieferte Namen wie Havichsberch, Havekhesperch und Habisburch kondensierten schließlich zu Habsburg. Radbots Enkel Otto II. nannte sich als Erster des Geschlechts nach dem Herrschaftssitz. Da war das Kastell bereits zu einer rund 80 Meter langen und 30 Meter breiten Doppelburg erweitert worden.

Die Eigentümer nahmen dort gleichwohl nur sporadisch Quartier – damals musste reisen, wer seine Herrschaft festigen oder ausbauen wollte: Ohne Präsenz waren Einfluss und Macht schnell gefährdet.

Hinzu kam, dass die Residenz nicht wirklich lockte. „Die Habsburg war im 12. Jahrhundert ein feuchtes Loch“, so Historiker Meier, „man lebte buchstäblich über den Abfällen, die einfach in das tiefer gelegene Stockwerk geworfen wurden. Wurde der Gestank unerträglich, zündete man den Müll an und vertrieb mit dem Rauch das Ungeziefer.“

Der zuletzt gebaute, westliche hintere Teil der Burg besteht bis heute, vom vorderen Komplex lässt sich nur noch der rekonstruierte Grundriss bestaunen – diese Bauten waren bereits Anfang des 13. Jahrhunderts verlassen und zerfielen später. Da waren die Habsburger längst weitergezogen. Ihr Stammsitz war zu klein geworden für das aufsteigende Adelsgeschlecht, und im Osten lockten lukrative Pfründen.

Im Osten lockten lukrative Pfründen.

In den folgenden Jahrhunderten wechselten Besitzer und Bewohner häufig, zuletzt hausten Bauern oder Hochwächter auf der Burg, um die umliegenden Gemeinden mit Mörserschüssen vor Feuersbrünsten zu warnen.

Lange Zeit haben das die Hummels getan. 1720 tauchte erstmals der Name der Pächterfamilie auf, deren Nachkommen erst 1974 das Schloss verließen. Bis dahin hatte Alice Mattenberger-Hummel hier eine einfache Gastwirtschaft geführt, bot Wandersleuten und Neugierigen Suppen, Braten und Schinken an, derweil die Kinder mit Freunden aus dem Dorf im gut 21 Meter hohen Burgturm „Indianerlis“ spielten.

Kurz danach rückten Archäologen an, um Überbleibsel zu suchen und das Kastell in seinen Grundmauern zu rekonstruieren.

Dort stapfen heute Touristen über die Mauerreste, informieren sich an einer Schautafel über den historischen Ort und lassen sich hernach von Hansedi Suter in der hinteren Burg bewirten, die teilweise ebenfalls zu besichtigen ist und ein kleines Museum beherbergt.

Auf dem Schlosshof davor liegt seit vergangenem Jahr eine sieben Meter große, runde Bodenplatte. Pfeile darauf weisen in Richtung jener Gegenden, wo Habsburger einst herrschten – von Chile und Bolivien bis hin nach Kuba und Texas und zu den Philippinen. „Weltreich der Habsburger“ steht an der Platte, und die heutigen Nachkommen des Adelshauses müssten sich geschmeichelt fühlen, wie hoch ihr Andenken in der eher habsburgfeindlichen Eidgenossenschaft gehalten wird.

Allerdings verirrt sich nur selten eine Durchlaucht dorthin, wo die Sippe ihren Zug durch die Geschichte begann und die Gebeine der ersten Generationen in Sarkophagen des Klosters Muri ruhen.

Beliebt doch mal eine vorbeizuschauen, dann werden – wie vergangenen April – alle Habsburger zu Habsburgern, die „Aargauer Zeitung“ bebt vor Ehrfurcht und grüßt im Namen der Untertanen „Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit Simeon von Habsburg, Erzherzog von Österreich und dessen Gemahlin, Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit Maria von Habsburg, Erzherzogin von Österreich, geborene Prinzessin de Bourbon“. Wo sonst hätte die Schweiz so etwas zu bieten?

GAETAN BALLY / KEYSTONE ZÜRICH / DPA (O.)

Der erste römisch-deutsche Kaiser der Habsburger war vielleicht kein großer Herrscher. Aber Friedrich III. hat eine höchst erfolgreiche Methode der Diplomatie erfunden: die Politik des Aussitzens.

Zauber der Vokale

Von MANFRED ERTEL

Fünf Buchstaben prangen in Marmor gemeißelt über dem Westportal des spätgotischen Grazer Doms, fünf unerklärliche Vokale, als wären sie von einer Art Graffiti-Künstler in grauer Vorzeit neben dem Reichsadler angebracht. „A.E.I.O.U." steht da, ein magisches Kürzel, das sich seit dem Spätmittelalter durch die europäische Geschichte zieht, wie Sprayer-Tags durch die zeitgenössische Straßenkultur.

„AEIOU" steht auf der Empore der Ruprechtskirche in Wien und an der Burg von Wiener Neustadt. Das Signum ziert eine Sonnenuhr in Meran wie den Neustädter Altar im berühmten Wiener Stephansdom. Es wurde in Tafelsilber graviert, in Teppiche und Wandbehänge geflochten oder unter Dokumente gesetzt – und so zum Markenzeichen einer ganzen Epoche. Die Kadetten der wohl ältesten Militärakademie der Welt in Wiener Neustadt bekommen zum Abschluss ihrer Ausbildung noch heute einen Siegelring mit den fünf Vokalen überreicht.

Das Copyright für die geheimnisvollen Insignien gebührt Friedrich III., dem Habsburger Herrscher und römisch-deutschen Kaiser, geboren 1415 in Innsbruck. Schon 1437, fünf Jahre vor seiner Krönung zum König in Aachen, hat er das Kürzel in einem Notizbuch verewigt: „AEIOU, der strich und die funff pucstaben", heißt es da, „das ist mein".

Geradezu legendären Ruhm erlangte die Vokalfolge allerdings, weil eine abschließende Deutung bis heute nicht gelungen ist. Über 300 Interpretationen gibt es mittlerweile, ernste und frivole, historisch fundierte und parodistische. „Alles Erdreich ist Österreich untertan" ist die gängigste.

So steht es auch im Notizbuch, das bis heute in der Wiener Hofbibliothek ruht. „Als erdreich ist osterreich underthan", lautet die Eintragung unter dem 27. April 1437, die Friedrich allerdings wohl nicht von eigener Hand geschrieben hat. Ein Zeitgenosse, Freund oder Vertrauter muss sie dort angebracht haben, immerhin noch zu Lebzeiten des Kaisers, im 15. Jahrhundert, und womöglich auch mit seinem Wissen.

Es sind aber auch andere Deutungen denkbar. „Austria erit in orbe universo" – „Österreich wird ewig sein", gehört dazu. Aber was auch immer das Kürzel genau bedeutet: Die Historiker sind sich einig, dass es ein Symbol für Friedrichs Machtanspruch ist. Die Formel belegt seinen unbeugsamen Willen, die in die Albertiner und Leopoldiner Linie zerfallene Habsburger Dynastie zu einen und in Europa an die Spitze zu bringen.

Unumstritten ist ebenso: Als erster habsburgischer Kaiser, der am längsten von allen römisch-deutschen Herrschern die höchste Würde trug, legte Friedrich den Grundstein für das „Haus Österreich", wie er es nannte. In die Geschichtsbücher ging er deshalb, wie der Erlanger Historiker Bernd Rill schreibt, als „dynastischer Kolumbus" ein, der seiner Familie „das Tor zur Weltpolitik für viereinhalb Jahrhunderte" aufstieß.

Damit hatte keiner rechnen können. Denn Friedrich war weder besonders führungsstark noch ein erfolgreicher Kriegsherr und Eroberer. Er war kein erklärter Visionär und kein ausgesprochener Volksheld. Und sein Aufstieg begann eher zufällig.

Als er 1424 das Erbe als Herzog von Österreich antritt, ist er neun Jahre alt und das Mündel seines Onkels, des Herzogs von Tirol. Sein Reich umfasst zu diesem Zeitpunkt nur die sogenannten Habsburger Altlande oder Innerösterreich – die heutige Steiermark, Kärnten, Krain, Teile von Slowenien sowie einzelne Landstriche des südlichen Ungarn und der nördlichen Adria bis Venedig.

Der junge Herzog erweist sich bald als trickreicher Politiker, der es versteht, die Kräfte der Dynastie zu seinem eigenen Vorteil zu bündeln.

Doch als ihm die deutschen Kurfürsten am 2. Februar 1440 die Königskrone für das römisch-deutsche Reich antragen, kommt das für ihn ziemlich überraschend.

Friedrich erbittet Bedenkzeit. Er braucht gut zwei Monate, bis er Anfang April tatsächlich nach der Macht greift. Dann aber richtig: 1452 lässt er sich in Rom erst zum König von Italien und dann vom Papst zum Kaiser krönen. Früheren Habsburger-Königen an der Spitze des Heiligen Römischen Reiches war diese höchste Weihe noch verwehrt geblieben.

Friedrichs lange Herrschaftsjahre bis zu seinem Tod 1493 sind durchzogen von Fehden und Machtkämpfen: um Ungarn und Böhmen, um Tirol und Oberösterreich, um Teile der eidgenössischen Lande oder um Frankreich. Und Friedrich erweist sich dabei wahrlich nicht als Meister des Kriegshandwerks.

Wichtige Entscheidungen verliert er sogar, zum Beispiel die Schlacht um Wien gegen seinen Bruder Albrecht VI., dem er 1461 Niederösterreich überlassen muss. Oder den Kampf gegen Matthias Corvinus, König von Ungarn, vor dem Friedrich 1485 erst nach Graz und dann nach Linz flieht.

Dass er trotzdem zum glanzvollen Herrscher und am längsten regierenden Kaiser des Alten Reiches aufsteigt, verdankt er seiner geschickten Diplomatie und einer für seine Zeit eher ungewöhnlichen Tugend: der Kunst des Aussitzens von Konflikten und Widerständen. Wie ein Helmut Kohl des Spätmittelalters überlebt er seine Widersacher, etwa seinen Bruder Albrecht. Als der 1463 ohne Erben stirbt, fällt das albertinische Niederösterreich zurück an Friedrich, nach Meinung des Historikers Paul-Joachim Heinig ein „ebenso zufälliger wie bedeutender Erfolg".

AUSTRIAN ARCHIVES; HAUS-, HOF- UND STAATSARCHIV, VIENNA/CORBIS



Friedrich III.
(Gemälde nach einem Porträt von Hans Burgkmair, um 1510)

Sein Phlegma wird zum Politikstil, der Tod sein treuester Verbündeter. Friedrich regiere sein Land im Sitzen, witzeln schon die Zeitgenossen. Selbst sein enger Vertrauter und Berater Enea Silvio Piccolomini sagt ihm nach, er sei „des Heiligen Römischen Reiches Erzschlafmütze“. Doch das belegt eher, wie sträflich Friedrichs Zähigkeit, sein Machtbewusstsein und seine Durchsetzungsfähigkeit unterschätzt wurden.

Es könnte daran gelegen haben, dass Friedrich kein großer Redner war. Meist ließ er andere für sich sprechen, zum Beispiel Piccolomini, der 1458 Papst Pius II. wurde.

Der Kaiser ist nicht sonderlich gebildet. Er ist träge, geizig und im Umgang mit Menschen wenig begabt. Für das politische Tagesgeschäft interessiert er sich offenbar kaum. Gerade mal um eine Gerichtsreform und eine Modernisierung der Verwaltung kümmert er sich – mit mäßigem Erfolg.

Auch sonst entspricht der Habsburger wenig den spätmittelalterlichen Mustern eines großen Herrn. Friedrich ist kein Freund von Prunk. Er verabscheut Feste und Saufgelage. Er hält nichts von Turnieren und Jagden. Sein Sexualleben ist nach allen Zeugnissen wenig ausschweifend, er lebt fromm und zurückgezogen.

Stattdessen frönt der Kaiser einem Leben, das nach heutigen Maßstäben eher „grün“ geprägt ist. Er lebt sehr gesundheitsbewusst und fastet oft, er isst vegetarisch und geht gern in Heilbäder. Er liebt seinen Garten, züchtet Pflanzen und hält sich ein Vogelhaus, er sammelt Steine und widmet sich mit Inbrunst der Sternen- und Himmelskunde.

Fast nebenbei, so scheint es, zimmert er leise und zielstrebig am „Haus Österreich“ und einer „neuen Welt“ (Rill), so wie er sie sich vorstellt. 1477 verheiratet Friedrich seinen Sohn Maximilian I. mit der Erbtochter Maria von Burgund – ein höchst folgenreicher Schachzug im europäischen Machtspiel. Der Habsburger legt so, mit den Worten des Historikers Günther Hödl, den „Grundstein für die spätere Weltgeltung der Dynastie“.

1482 übernimmt Friedrich die reichen Niederlande. 1486 setzt er Maximilians Wahl zum römisch-deutschen König durch. Als 1490 auch noch sein ewiger Widersacher Matthias Corvinus von Ungarn stirbt, befreit er mit Maximilians Hilfe Wien – der Weg für den Thronfolger ist frei.



„Kaiser Maximilian I.“
(Gemälde von
Peter Paul Rubens, um 1618,
Kunsthistorisches
Museum Wien)



Kraftprotz und Spieler

Er konnte skrupellos zuschlagen und betörte zugleich als „letzter Ritter" die Mitwelt; fortwährend in Geldnot, begründete er dennoch Habsburgs Weltmacht. Wie hat Maximilian I. das geschafft?

Von **GEORG BÖNISCH**

HABSBURGS WELTREICH

1493
Nach dem Tod Friedrichs III. tritt Maximilian I. dessen Nachfolge als König an.

1494
Im Vertrag von Tordesillas teilen Portugal und Spanien die Welt kolonial auf.

1495
Der Reichstag zu Worms beschließt einen „Ewigen Landfrieden“.

1496
Philipp der Schöne heiratet Johanna von Kastilien („die Wahnsinnige“) und begründet so Habsburgs Anspruch auf Spanien.

1503
Neapel fällt (wie schon Sizilien) an die spanischen Habsburger.

1508
Maximilian I. wird „Erwählter Kaiser“ des Reiches.

1515
Eine Doppelhochzeit zwischen Habsburg und den Jagiellonen besiegelt Polens Verzicht auf Böhmen und Ungarn. Erbvertrag zwischen Ungarn und Habsburg.

1516
Karl von Habsburg erbt Spanien und wird dort als Carlos I. König.

1517
Martin Luthers 95 Thesen lösen die Reformation aus.

1519
Maximilian stirbt. Karl, sein Enkel, wird als Karl V. zum Kaiser gewählt.

1521
Auf dem Reichstag zu Worms steht Martin Luther vor Kaiser Karl V.

1521/22
Karl V. und sein Bruder Ferdinand regeln in Familienverträgen ihre Macht- und Erbansprüche.

1526
Schlacht bei Mohács: Die Osmanen besiegen Ungarn. Nach dem Tod König Ludwigs II. fällt der Rest Ungarns, wie im Erbvertrag festgelegt, an die Habsburger.



Martin Luther vor Kaiser Karl V. in Worms 1521
(Gemälde von Paul Thumann, 1872)

1527
Ferdinand wird zum böhmisch-ungarischen König gekrönt. Kaiserliche Söldner plündern Rom im „Sacco di Roma“.

1529
Die Türken unter Führung von Sultan Suleiman belagern erstmals Wien.

1530
Auf dem Reichstag in Augsburg gelingt Karl V. keine Beilegung des Konfessionskonflikts.

1531
Maria, Schwester Karls V., wird Statthalterin der Niederlande.

1535
Karl V. kämpft erfolgreich gegen die türkischen Korsaren des Mittelmeers.

1542
Karl V. verfügt den Schutz der amerikanischen Indios.

1545–1563
Das Konzil von Trient endet mit gegenreformatorischen Beschlüssen.

1555
Der Augsburger Religionsfrieden koppelt Konfession mit Untertanentum („Cuius regio, eius religio“).

1556
Karl V. dankt ab (er stirbt 1558), sein Bruder Ferdinand I. wird Kaiser, sein Sohn Philipp II. König von Spanien.

1564–1576
Kaiser Maximilian II. bleibt in Religionsfragen neutral.

1576–1612
Kaiser Rudolf II. fördert anfangs in den habsburgischen Erblanden die Gegenreformation.

1580–1640
Portugal und Spanien werden in Personalunion habsburgisch regiert.

1581
Der nördliche Teil der Niederlande, wo seit langem Rebellen gegen die spanische Herrschaft kämpfen, erklärt sich für unabhängig. 1648 muss Spanien die neue Republik anerkennen.

1583
Kaiser Rudolf II. siedelt nach Prag über, wo er sich mehr und mehr seinen Kunstsammlungen und der Alchemie widmet.

1598
Philipp II. stirbt, Philipp III., sein Sohn, folgt ihm auf den spanischen Thron.

1611
Bruderzwist zwischen Rudolf II. und Matthias; Matthias wird zum böhmischen König gekrönt. Nach Rudolfs Tod 1612 sucht er als Nachfolger die habsburgische Vormacht wieder zu stärken.

1618
Durch Kaiserin Annas Testament wird die Kapuzinergruft in Wien als Grablege der habsburgischen Herrscher gestiftet; 1622–33 wird der Bau errichtet.

S. 40/41: AUSTRIAN ARCHIVES / INTERFOTO; AKG (L.)

Das letzte, berühmt gewordene Porträt zeigt ihn mit ernster Miene, die Augen nach unten gerichtet, doch irgendwie erhaben wirkend – einen Erfolgsmenschen stellt es auf den ersten Blick nicht dar. Albrecht Dürer hat es gemalt, und leicht wäre es dem Meister möglich gewesen, der Nachwelt ein anderes Bildnis seines Auftraggebers zu liefern: Glanz in den Augen, Zuversicht ausstrahlend, Typ Gewinner.

Sicherlich, als Dürer am Konterfei arbeitete, war der Kaiser wohl schon ernstlich krank. Aber Maximilian wollte schlicht wirken, das war politische Absicht. Allein Haltung und Mimik sollten demonstrieren, wie gewichtig sein Amt war, wie bedeutungsvoll: Seht, ich bin toll, aber ich zeige es nicht.

In der Hand hält er einen Granatapfel, nicht den güldenen Reichsapfel, das Symbol des universellen Herrschers. Auch sonst protzt er nicht mit Insignien der Macht – obschon er doch wähnte, der „größte Kaiser nach Karl dem Großen“ zu sein. Obschon seine Familie, wie er meinte, das „edelste Blut auf Erden“ war, mit Wurzeln bis zu den Trojanern und den biblischen Erzvätern. Auf dem Bild (siehe Seite 46) fehlt die heilige Lanze, in der angeblich ein Nagel vom Kreuz Christi steckt; auch das Mauritiusschwert, Zeichen der weltlichen Macht, empfangen aus der Hand des Papstes.

Als Dürer am Gemälde arbeitete, war längst erkennbar, dass das Reich der Habsburger schon bald ein Weltreich sein würde. Und mittlerweile sah die Welt anders aus: neu geordnet durch die Entdeckung Amerikas, durch Luthers Reformation, durch den Aufstieg reich gewordener Handelshäuser, die sich kräftig einmischten in die Politik. Und durch die Erfindung des Buchdrucks, die mit einer Geschwindigkeit hinausjagte in die Welt wie erst später im 20. Jahrhundert das Internet. Es war ein dramatischer Umbruch der Geschichte, komprimiert in nur wenigen Jahren.

Das Leben des Kaisers, so formuliert sein bedeutendster Biograf Hermann Wiesflecker, sei „voll innerer und äußerer Unruhe, Veränderung und Fortschritt“ gewesen. Im Jahrhundert der Mitte, wie es genannt worden ist, war Maximilian eine Figur des Übergangs. Einerseits stand er für die alte Zeit, also das späte Mittelalter; andererseits eben für den Anbruch der Neuzeit. Weder als „Mensch noch als Herrscher“, resümiert Wiesflecker, sei Maximilian „gewöhnliches Mittelmaß“ gewesen.


Maria von Burgund, Erbtochter Karls des Kühnen und Gattin Maximilians I. (Gemälde um 1500)

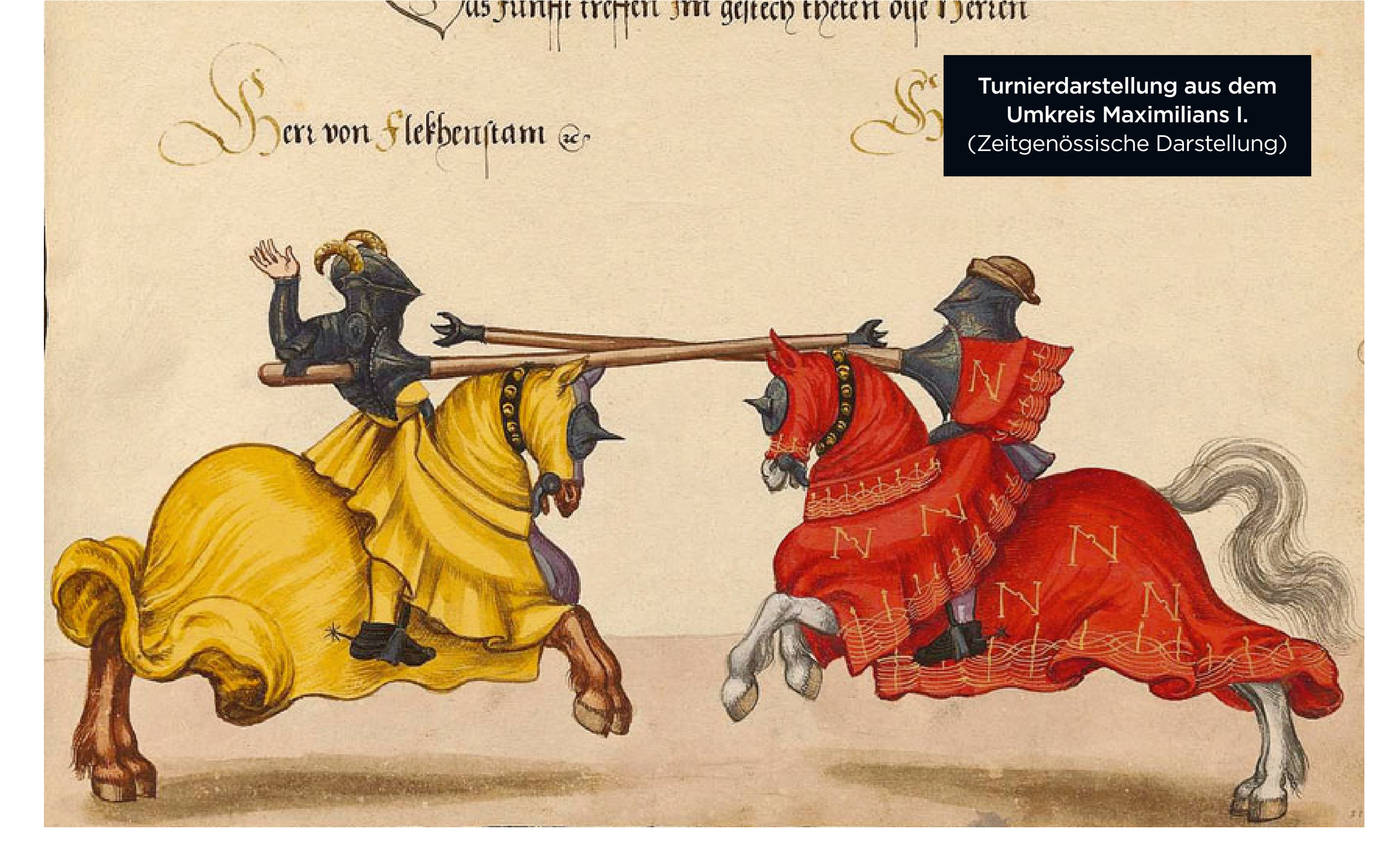
In der Tat, dieser Kaiser war ein Unikum, voller Facetten, Widersprüche und Rätsel. Ein Eisenfresser, der persönlich eine hochmoderne Artillerie entwickelte – und dann den Geschützen fast liebevoll putzige Beinamen gab: „Weible im Haus“ oder „Schnurrhindurch“ oder „Weckauf von Österreich“.

Ein Ritter, laut Augenzeugen „so gewandt mit der Lanze, dass kein ebenbürtiger Gegner in Deutschland oder anderswo aufzufinden war“ – die sieben Meter lange Waffe hielt der gutgewachsene Kraftprotz im Duell mit einer Leichtigkeit wie andere ihren Degen. Der letzte Ritter eben, wie ihn viel später erst der Volksmund nannte.

Fast 30 Kriege führte er, immer mittendrin, seine Soldaten anfeuernd, völlig skrupellos; die Infanterie hatte er taktisch neu geordnet. Gewalt in der Politik verstand er nicht als Ultima Ratio, sondern als Prima Ratio. Deshalb auch hieß er unter seinen Anhängern „erster Kanonier“ oder „Vater der Landsknechte“.

Und doch war Maximilian auch Mann des Gefühls, der Musik, der Kunst und der Wissenschaft, dazu ein lebenskundiger Pragmatiker, der systematisch die Vorteile der neuen Drucktechnik nutzte. Und der sich mitnichten von Standesdünkeln leiten ließ. Einen Kämpfer könne er „machen“, sagte er einmal, „einen Schreiber aber nicht“. Kluge Köpfe hätten schließlich „ihren Adel von Gott“.

Genau solchen Pragmatismus legte Maximilian an den Tag, als er die Idee seines Vaters in die Wirklichkeit umzusetzen begann, ein ganz großes Haus Habsburg zu errichten. Es war das politische Programm seines Lebens. Dabei hatte er allerdings weniger das Heilige Römische Reich Deutscher Nation im



Turnierdarstellung aus dem Umkreis Maximilians I. (Zeitgenössische Darstellung)

Sinn, vielmehr ging es ihm um die Stärkung der eigenen Hausmacht – und zwar innerhalb wie außerhalb des Reiches.

„Bella gerant alii, tu felix Austria nube“, haben Pennäler im Lateinunterricht irgendwann lernen müssen, als Beispiel für den Hexameter. Über die Sentenz, andere mögen Kriege führen, das glückliche Österreich aber solle heiraten, lässt sich streiten, über eines jedoch nicht: Maximilian hat es glänzend verstanden, langfristig vereinbarte Erbansprüche auch zu realisieren und seine Kinder oder Enkel so zu verheiraten, dass aus hochadligen Sippen in Spanien oder Ungarn eine Art Riesenfamilie erwuchs. Für diese hochriskante Strategie prägten Geschichtswissenschaftler einen eingängigen Begriff: konnubiales Schachspiel.

Seinen Verehrern, etwa dem Dichter und Diplomaten Johannes Cuspinian, einem klugen Humanisten, galt er deshalb als Genie. Seine Feinde hingegen, allen voran die Franzosen und der Papst, nutzten jede Gelegenheit zu Hohn und Spott – der in römischer Üppigkeit lebende Kirchenchef Julius II. schon deshalb, weil Maximilian „nicht einmal mit einem Fässchen Wein fertig“ werde; richtig saufen zu können, das war in bestimmten Kreisen durchaus eine Frage der Reputation. Als Maßeinheit galt nicht der Krug, sondern der Eimer.

Vielleicht hätte Maximilian es sogar verdient gehabt, aus der Sichtweise seiner Jahre heraus den Beinamen „der Große“ zu tragen. Jedenfalls habe der Kaiser, so der Grazer Historiker Manfred Hollegger, „stets im europäischen Rahmen“ gedacht und gehandelt, „sowohl politisch und geostrategisch als auch diplomatisch und dynastisch“ – mit klarem Blick nach vorn.

Wiener Neustadt, 50 Kilometer südlich der Kapitale Österreichs, 22. März 1459, vier Uhr nachmittags. Ein Junge wird geboren, angeblich zieht gerade ein großer Komet am Himmel seine Bahn, angeblich verbinden sich die Planeten zu wunderlichen Konstellationen, angeblich richtet sich das Knäblein in der Badewanne plötzlich hoch auf – pralle Symbolik: Achtung, hier präsentiert sich ein kommender Weltherrscher, vielleicht der Erlöser.

Alles Astrologentratsch, Hofmär. Aber die meisten Menschen, denen solche Storys aufgetischt wurden, glaubten sie, und Maximilian glaubte sie irgendwie auch. Später zog er Kraft daraus. Ebenso gefiel es ihm, dass er den Namen eines Märtyrers trug, eines Heiligen.

Diese Erzählungen haben ihn stark geprägt, genau wie die bitterbösen Erfahrungen nach der Rückkehr der Familie in die Hauptstadt. Zwischen seinem Vater Friedrich, dem Kaiser, und dessen Bruder, dem Herzog von Österreich, herrschte Streit ums Erbe; Truppen Albrechts VI. und Wiener Bürger belagerten die Hofburg. „Khets gen Graetz“, schrie der Pöbel, haut ab nach Graz, dort unterhielten die Habsburger auch eine Residenz.

Maximilian war erst drei, aber er hat wohl die Bedrohung gespürt. Hinzu kam ständiger Hunger. Ein Student versorgte die eingeschlossene Familie heimlich und uneigennützig, es hätte, wäre er aufgeflogen, vielleicht sein Todesurteil sein können. Mutter Eleonore, stolze portugiesische Königstochter, empörte sich mit dem Temperament der Südländerin über ihren Gatten, den sie für einen Dummbeutel hielt, obendrein für einen Geizhals. „Wüsste ich, mein Sohn, du würdest einst wie dein Vater, ich müsste bedauern, dich für den Thron geboren zu haben.“

Und wenn der Kleine Angst hatte beim Waffenlärm und Geschützgetöse, dann nahm ihn seine Mutter sanft in den Arm, er fühlte sich „bestens geschützt“, heißt es in seinem semi-autobiografischem Werk „Weißkunig“; ein glänzendes PR-Stück, wie die anderen Auftragswerke über ihn auch.

Die Mutter liebte er abgöttisch, und sie entführte ihn mit ihren Erzählungen in die Welt der Mythen und Sagen. Wohl deshalb interessierten ihn später die alten Heldenepen mehr als die Traktate des neumodischen Humanismus, obschon er einer seiner wichtigsten Förderer war. Die Mutter fütterte ihr Söhnchen auch mit Süßigkeiten aus der Hei-

ULLSTEIN BILD / HISTOPICS

mat fast zu Tode – bis der gestrenge Vater Einhalt gebot.

Der Knabe wurde körperlich richtig fit. Sein Handicap allerdings war eine Sprachstörung, die erst verschwand, als er neun, vielleicht zehn Jahre alt war; so mancher nannte ihn „prinzliches Stottergöschl“. Wenn Maximilian aufgeregt war, nervös, unsicher, dann stockte ihm auch als Erwachsener manchmal die Stimme, ansonsten galt er als begnadeter, mitreißender Redner.

Seine Ausbildung war, trotz einer erkennbaren Lernschwäche, allumfassend. Nichts ließ der Unterrichtsplan wirklich aus: Religion und Latein, Grammatik und Poetik, den Zweikampf zu Pferd und zu Fuß, mit Schwert und Spieß, die Jagd mit Hunden und Falken. Selbst Handfertigkeiten des täglichen Lebens, Drechseln, Geschützguss und Harnischschlagen lernte der Prinz.

In der „Sekretarikunst“, dem komplizierten Staatsgeschäft, unterrichtete ihn der Chef persönlich – Vater Kaiser. Und der Monarch, dessen Hof mitnichten ein Ort des Prunks und des Luxus war, sondern einer der Einfachheit, ja der Kargheit, versuchte dabei, dem allerlei Phantasien nachhängenden Sohn die Realitäten der Macht und des Regierens zu vermitteln. Oberstes Prinzip: Traue niemandem, nicht einmal den eigenen Räten und Sekretären, jeglicher Widerspruch sei, so Holleggers Urteil, „Obstruktion gegen die kaiserliche Majestät“.

Gewiss, die Mutter hatte Maximilian mit ihrer ständigen Kritik am Ehemann beeinflusst, damit weckte sie ganz augenscheinlich den Ehrgeiz des Jungen. Andererseits bewunderte und verinnerlichte er dessen sture und beharrliche Überzeugung selbst in demütigenden, widrigen Zeiten, dass Österreich bestimmt sei zur Führungsnation.

Maximilian war gerade zwölf, als sein Vater ihn das erste Mal zu einem wichtigen politischen Termin mitnahm, 1471. In Regensburg fand der „Christentag“ statt. Zwei Jahre später durfte der Junge dabei sein, als in Trier der „Fürstentag“ zu einer seiner üblichen Sitzungen zusammentrat, ein Treffen der Repräsentanten des europäischen Hofadels. Er, der Erzherzog von Österreich, saß zur Rechten des Kaisers, noch vor den Kurfürsten, deren Positionen eigentlich viel mächtiger waren. Es muss für den jungen Mann ein erhebendes Gefühl gewesen sein.

Ahnte er, dass er längst zu einer Art Spielball im Kampf der Mächte geworden war? Papst Pius II. hatte schon 1463 angeregt, Maximilian mit Maria von Burgund zu verheiraten, der sehr hübschen Tochter eines der größten Draufgänger seiner Zeit, Karls des Kühnen.

Burgund war nicht das charmante, überschaubare Weingebiet von heute, es war ein Imperium, das von der Nordsee bis fast nach Lyon reichte und Frankreich, von drei Seiten umschloss – ein kraftvolles Staatengebilde, militärisch und finanziell.

Maximilian meinte: „Besser, ein Land zu verwüsten, als es zu verlieren.“

Pius dachte strategisch: Nur ein durch Familienbande geschütztes und gestärktes Bündnis von Kaiserreich und einer westlichen Macht widerstände der größten Gefahr, die drohte – der Invasion osmanischer Truppen. Karl war schon deshalb einverstanden, weil die Aussicht bestand, sein Burgund könnte alsbald Königreich werden; Friedrich hoffte bei einer solchen Koalition seine Macht als Regent zu stärken.

Zwar zerschlugen sich erste Pläne, weil Karl im Jahr 1474 dem Kölner Erzbischof Ruprecht zu Hilfe eilte, der sich mit der Bürgerschaft der damals größten Stadt im Reich überworfen hatte. Fast ein Jahr lang belagerte er Neuss, das zum kölnischen Territorium gehörte. Köln direkt anzugreifen schien selbst dem kühnen Karl zu kühn. Doch der sieggewohnte Burgunderherzog fand seinen Meister in Friedrich. Ein Waffenstillstand wurde vereinbart, und gleichzeitig sagte Karl zu, seine Tochter dürfe Maximilian heiraten.

Charles le Téméraire, wie ihn die Franzosen nennen, kämpfte sich schon bald vor Nancy zu Tode, es war ein erbärmlicher Tod, und sofort geriet der burgundische Staat in existentielle Nöte. Der Nachbar im Westen marschierte auf und griff immer wieder an, viele Ratgeber legten Maria nahe, doch den französischen Thronfolger zu heiraten – um so eine friedliche, dauerhafte Koexistenz zu erreichen.

Aber Maria entschied sich für Maximilian, den „schönsten Prinzen“ überhaupt, wie ein Chronist bemerkte. Na ja, so toll sah er eigentlich nicht aus mit seiner mächtigen, gebogenen Nase und der legendären Habsburger Unterlippe. Sexy mag sein langes blondes Haar gewirkt haben, das bis zu den Schultern reichte, sicherlich auch seine unbändige Kraft. Beide genossen ihre Liebe, „wäre nicht der Krieg“, schrieb Maximilian einem Freund, „wir lebten hier wie im Rosengarten“.

Der burgundische Krieg dauerte letztlich anderthalb Jahrzehnte. Am Ende gelang es ihm, „die Einheit der Länder gegen die Angriffe Frankreichs zu verteidigen“, urteilt Wiesflecker. Maximilian hatte ihn seinen „Bellum Gallicum“ genannt, und die Soldaten gingen hart vor wie die Truppen Caesars, vor allem in den Niederlanden. Lapidar verkündete er, es sei „besser, ein Land zu verwüsten, als es zu verlieren“.

Maria hatte ihm zwei Kinder geschenkt, Philipp und Margarete. 1482 starb die Herzogin ganz tragisch auf der Jagd, Maximilian trauerte seiner geliebten „Königin von Feuereisen“ ein Leben lang nach. Der Besitz Burgunds, das sollte sich schon bald herausstellen, leitete eine neue Phase habsburgischer Geschichte ein – den Weg zurück in die Weltpolitik.

Vater Friedrich, mit dem er sieben Jahre lang eine Art Doppelregierung stellte, Kaiser der Alte, der Junge seit 1486 römisch-deutscher König, hatte oft versucht, dem Sohn Sparsamkeit und Mäßigung anzuerziehen. „Streugütlein“ nannte er ihn ob seiner Neigung zur Verschwendung; der Ratschlag „tene mensuram“, halte Maß, ging regelmäßig ins Leere.

Und nun dieses Burgund: prächtige Schlösser, fabelhafte Stadtresidenzen, Bibliotheken voller kostbarer Drucke – sein Leben sortierte sich neu, weg von karger Unkultur, hinein in eine Zeit, die schon Züge der Modernität trug.

Ein Beispiel nur: Für prüde Österreicher schien es undenkbar und unerhört, dass des Nachts die Zimmer der Frauen nicht abgeschlossen sein könnten – o Gott. Die Burgunder hielten es anders, und junge Männer aus seiner Entourage schwärmten denn auch, so notierte es Maximilian, hier endlich könne man „so richtig küssen lernen“.

Bei Tag durften sie versuchen, den Damen auch anders zu imponieren: auf dem Turnierplatz, dort, wo echte Männer gegeneinander kämpften, hoch zu Ross, metallgerüstet, die Lanze als Vollstreckerin. Spielen mit Bällen war en vogue, aber Maximilian hat es nie gemocht: zu kindisch, nicht athletisch. Er war überzeugt, der Körper müsse ständig trainiert werden – für den Krieg.

Also erweckte er diesen Sport hier neu, erfand besondere Regeln; kein großes Fest am Hof fand statt ohne Turnier. Immer trafen sich die Besten der Besten, und dazu zählte er selbst, kein Zweifel. Er maß sich mit allen, ob sie Knappen waren oder gestandene Amtsträger. Solche Typen heißen Enthusiasten.

Angeblich trat er sogar gegen den damaligen Meister aller Klassen an, den „champion d'armes" Claude de Vaudrey aus dem Burgundischen. Der Zweikampf zu Pferd ging unentschieden aus, zu Fuß wurde mit dem Schwert weitergekämpft. Der Sieger hieß, jedenfalls nach Aktenlage: Maximilian.

Diese Zeit gab seinem Leben eine andere Ordnung. Er sei, notierte Experte Wiesflecker, ins Reich zurückgekehrt „als vollendeter Burgunder: hochgebildet, vieler Sprachen mächtig, in seiner Muttersprache aber Meister, Freund und Förderer aller Wissenschaften und Künste". Andererseits hatte er sich – nicht unbedingt ein Widerspruch – endgültig zum Militaristen nach dem Schlage des kühnen Karl entwickelt. Sein Credo, kurz und knapp: Krieg ist Politik. Deshalb nannte ein Chronist ihn „Coeur d'acier", Stahlherz.



Maximilian I. im Alter (Gemälde von Albrecht Dürer, 1519, Kunsthistorisches Museum Wien)

ALI MEYER/CORBIS

Maximilian lernte auch, dass eine ordentliche Verwaltung zwar anstrengend ist, aber doch die einzige Möglichkeit, eine bunte Welt von Ländern einigermaßen zu regieren.

Burgund gab als straff organisierter Fürstenstaat das Vorbild. Daheim in Österreich übernahm er die Prinzipien burgundischer Administration – und wollte, nach dem Tod des Vaters 1493, dem „Kaisertum wieder Inhalt geben" (Wiesflecker).

Nachbar Frankreich, der ewige Widersacher, strebte auf eine kraftvolle Einheit zu, den Nationalstaat, und Maximilian fürchtete, irgendwann könne das Reich in seiner Bedeutung zurückfallen. Dann würde vielleicht ein Franzose Kaiser sein.

Der Habsburger war sich im Klaren darüber, dass es dringend durchgreifender Reformen bedurfte, um gegensteuern zu können. Mehrere Anläufe unternahm er. Letztlich schaffte Maximilian es allerdings nicht, gegenüber der mächtigen Fraktion von quasisouveränen Kurfürsten, Fürsten und Reichsständen eine starke Zentralgewalt des Königs durchzusetzen – im Gegenteil, zeitweilig musste er gar eine Art Parallelregierung erdulden, das Reichsregiment. „Die Deutschen", kritisierte der humanistische Dichter Sebastian Brant das ständige innenpolitische Gezerre, „finden Genüge an endlosen Reichstagen und pomphaften Beschlüssen, führen aber leider nichts aus."

Dennoch, es gab auch Erfolge zu vermelden, obgleich der Herrscher nicht alles goutierte. So entschied der Reichstag zu Worms 1495, ein Reichskammergericht einzuführen – von jetzt an, das war eine Neuschöpfung im Rechtswesen, hatten auch kleine Leute die Möglichkeit, nach einer Verurteilung in die Berufung zu gehen. Auch wurde eine reichsweite Kopf- und Vermögensteuer („Gemeiner Pfennig") verabschiedet, die alle traf, insbesondere jene, die eh nicht viel hatten; das ist heute ja nicht viel anders.

Die Männer beschlossen auch, endlich den „Fehden" (vulgo: Kleinkriegen) ein Ende zu setzen. Am 7. August verkündete Maximilian, eher gezwungenermaßen, den „Ewigen Landfrieden" – erstmals war es im ganzen Reich verboten, Selbstjustiz zu üben. Wer will, kann das Datum als zarten Beginn des staatlichen Gewaltmonopols vermerken.

Der Reichstag war ein Großereignis. 7000 Delegierte nahmen teil, genauso viele Einwohner hatte Worms. 6000 Pferde mussten versorgt werden. Und

überall lauerte Gefahr. „Es geht hier ganz auf Roemisch zu, mit Morden, Stehlen ...“, berichtet ein Chronist. „Selten eine Nacht, da nicht drei oder vier Menschen“ getötet würden.

Bei Maximilians Abreise saßen die Wormser auf einem Berg von Schulden – als Pfand ließ er seine ungeliebte zweite Ehefrau zurück, die Mailänderin Bianca Maria Sforza, sie stammte aus einer reichen Familie. Des Regenten ständige Geldnot war überall bekannt. „Die Blätter der Pappeln von ganz Italien, in Gold verwandelt“, ätzte Niccolò Machiavelli, der ihn mehrfach traf, „würden nicht für ihn ausreichen.“ Andererseits lobte er Maximilian als großartigen Herrscher und Mann von „infinite virtù“.

Habsburgs dünne Finanzdecke zwang Maximilian schon früh, Verbindungen zu den großen Bank- und Handelshäusern aufzunehmen, vor allem zu den Fuggern in Augsburg. Die Kriege, die er seit dem Tod des Vaters führte, verschlangen unvorstellbare Summen, allein in der langen Auseinandersetzung mit der Republik Venedig (1508 bis 1516) musste er jeden Monat 50 000 Gulden an Sold aufbringen. Ständig lieh er sich riesige Beträge, als Sicherheit verpfändete Maximilian die ertragreichen Silber- und Kupferminen („Tirol ist eine Geldbörse, in die man nie umsonst greift“), oder er musste die Banker im Gegenzug mit weitreichenden Privilegien ausstatten.

So trieb der Herrscher, merkt Wiesflecker an, „Weltpolitik auf Vorschuss“, weil die „Hypotheken auf die Schultern der nachfolgenden Geschlechter überwälzt“ worden seien. Die bedenkenlosen Verpfändungs- und Darlehenspolitik machte ihn abhängig von der frühkapitalistischen Wirtschaft. Einen der Seniorchefs des Konzerns, Jakob Fugger, ernannte Maximilian zum Kaiserlichen Rat und erhob ihn und seinen Erben in den Grafenstand. Die Chronik des Fugger-Geschlechts merkt an, Jakob sei „wegen seiner höflichen Arth fast geliebt“ worden – und „dadurch zue großem Ansehen“ gekommen.

Der so Geehrte beschrieb seinen Stellenwert kurz und knapp, jedoch ganz anders: „Ich habe den Kaiser in meiner Tasche.“

Auf dem Wege, eine Großmacht zu installieren – und später die Herrschaft über Europa, Afrika und Asien zu errichten, so jedenfalls war es seine Vision – kassierte Maximilian auch herbe Rückschläge. Zeitweise hat er nur am Rande des europäischen Geschehens gestanden. Politische und militärische Niederlagen häuften sich, und Papst Alexander VI. sprach es offen aus: Eigentlich gebühre die Kaiserkrone den Franzosen, den Erzfeinden also.

Doch Maximilian, der Kämpfer, erholte sich – vor allem weil nun seine Kunst dynastischer Bindungen Früchte trug. Tochter Margarete hatte 1496 den spanischen Thronfolger Juan geheiratet, Sohn Philipp („der Schöne“) kurz darauf die Infantin Johanna; Juan starb früh, Johanna („die Wahnsinnige“) sollte bald nicht mehr geschäftsfähig sein.

Burgund samt den Niederlanden gehörte längst zu Habsburg, jetzt folgte Spanien mit seinen Besitztümern in der Neuen Welt. Frankreich fühlte sich bedrohter denn je; hier manifestierte sich der Konflikt, der die europäische Politik über Jahrhunderte prägen sollte. Und Maximilian schaffte es ein zweites Mal, eine Doppelhochzeit einzufädeln, ein bizarres Unterfangen. 1515 heiratete seine Enkelin Maria, nicht einmal zehn Jahre alt, im Wiener Stephansdom den neunjährigen ungarischen Thronfolger Ludwig. Wenige Minuten zuvor hatte sich der Kaiser selbst mit Ludwigs zwölfjähriger Schwester Anna trauen lassen – als Stellvertreter für einen seiner Enkelsöhne, der später seine Position einnehmen sollte. Ferdinand war der Glückliche. Habsburg sollte alsbald auch in den Osten expandieren, nach Böhmen und nach Ungarn. 1526 schon trat der Erbfall ein und „begründete die geschichtlich dauerhafteste Planung Maximilians“ (Wiesflecker): die Donaumonarchie.

Das waren zweifellos große außenpolitische Erfolge. Etliche Ziele allerdings hat Maximilian nicht erreicht. So hatte er sich in Rom, wie bis dahin üblich, vom Papst zum Kaiser krönen lassen wollen; doch venezianische und französische Truppen blockierten den Weg, er kam nur bis Trient. Hier rief ihn sein erster Kanzler Matthäus Lang zum „Erwählten Römischen Kaiser“ aus, die Messe las lediglich ein Weihbischof. Maximilians Feinde verspotteten ihn daraufhin als „flüchtigen Kaiser, der in Trient Rom gesehen“ habe.

Apropos Papst: Eine Zeitlang verfolgte Maximilian ernsthaft den Plan, selber den Stuhl Petri zu besteigen, zumindest als Gegenpapst zu agieren. Kaisermacht und Papstmacht in einer Hand, ein unglaublicher Gedanke, geballte irdische und himmlische Macht. Solle ihm dies gelingen, schrieb er in einem Brief an seine Tochter Margarete, dann werde er „nie mehr ein nacktes Weib berühren“, er werde unter die Heiligen eingehen. Unterschrift: „Von der Hand Eures guten Vaters Maximilian, künftigen Papstes“.

Margarete mahnte mehr Realitätssinn an und prophezeite „tausend Gefahren der Seele und des Lebens“. Der Kaiser freilich ließ nicht locker, auch wenn ihm klar schien, dass ein neues Schisma drohte. Mit seinen Finanziers besprach er schon, wie denn die nötigen Bestechungsgelder für die Kardinäle aufzubringen seien – da erholte sich wider Erwarten der amtierende Papst Julius II. von schwerer Krankheit, und der Kaiser sah keine Chance mehr, zumal da seine Hausbanker letztlich doch nicht mitziehen wollten.

Glaubte Maximilian, im Kampf um Italien habe er so bessere Karten? Dachte er, nur mit der Kurie im Rücken könne er sich einen Lebenstraum erfüllen – den Kreuzzug gegen die Türken? Drei christliche Heere sollten Konstantinopel einnehmen, Nordafrika und Ägypten, erst in Jerusalem sollte Schluss sein.

Auf dem Augsburger Reichstag, 1518, stand dies zur Verhandlung an, doch dem Kaiser mangelte es an Unterstützung. In den Sitzungspausen saß er Dürer Modell für sein großes Porträt, sehr krank schon und voller Todesahnung. Von Augsburg aus zog er über Innsbruck nach Oberösterreich, im Tross ließ er angeblich seinen Sarg mitführen. Maximilian starb am 12. Januar 1519, wahrscheinlich an Darmkrebs, es kann auch ein Leberleiden gewesen sein. „Mensch versieh dein Haus“, hatte er ins Testament geschrieben – es war die Parole seines Lebens.

Bares Geld für das Begräbnis war dann nicht vorhanden. Die Familie musste es sich borgen.

„Mensch versieh dein Haus“, schrieb er in sein Testament.

HABSBURGS WELTREICH

1493
Nach dem Tod Friedrichs III. tritt Maximilian I. dessen Nachfolge als König an.

1494
Im Vertrag von Tordesillas teilen Portugal und Spanien die Welt kolonial auf.

1495
Der Reichstag zu Worms beschließt einen „Ewigen Landfrieden“.

1496
Philipp der Schöne heiratet Johanna von Kastilien („die Wahnsinnige“) und begründet so Habsburgs Anspruch auf Spanien.

1503
Neapel fällt (wie schon Sizilien) an die spanischen Habsburger.

1508
Maximilian I. wird „Erwählter Kaiser“ des Reiches.

1515
Eine Doppelhochzeit zwischen Habsburg und den Jagiellonen besiegelt Polens Verzicht auf Böhmen und Ungarn. Erbvertrag zwischen Ungarn und Habsburg.

1516
Karl von Habsburg erbt Spanien und wird dort als Carlos I. König.

1517
Martin Luthers 95 Thesen lösen die Reformation aus.

1519
Maximilian stirbt. Karl, sein Enkel, wird als Karl V. zum Kaiser gewählt.

1521
Auf dem Reichstag zu Worms steht Martin Luther vor Kaiser Karl V.

1521/22
Karl V. und sein Bruder Ferdinand regeln in Familienverträgen ihre Macht- und Erbansprüche.

1526
Schlacht bei Mohács: Die Osmanen besiegen Ungarn. Nach dem Tod König Ludwigs II. fällt der Rest Ungarns, wie im Erbvertrag festgelegt, an die Habsburger.



Martin Luther vor Kaiser Karl V. in Worms 1521
(Gemälde von Paul Thumann, 1872)

1527
Ferdinand wird zum böhmisch-ungarischen König gekrönt. Kaiserliche Söldner plündern Rom im „Sacco di Roma“.

1529
Die Türken unter Führung von Sultan Suleiman belagern erstmals Wien.

1530
Auf dem Reichstag in Augsburg gelingt Karl V. keine Beilegung des Konfessionskonflikts.

1531
Maria, Schwester Karls V., wird Statthalterin der Niederlande.

1535
Karl V. kämpft erfolgreich gegen die türkischen Korsaren des Mittelmeers.

1542
Karl V. verfügt den Schutz der amerikanischen Indios.

1545–1563
Das Konzil von Trient endet mit gegenreformatorischen Beschlüssen.

1555
Der Augsburger Religionsfrieden koppelt Konfession mit Untertanentum („Cuius regio, eius religio“).

1556
Karl V. dankt ab (er stirbt 1558), sein Bruder Ferdinand I. wird Kaiser, sein Sohn Philipp II. König von Spanien.

1564–1576
Kaiser Maximilian II. bleibt in Religionsfragen neutral.

1576–1612
Kaiser Rudolf II. fördert anfangs in den habsburgischen Erblanden die Gegenreformation.

1580–1640
Portugal und Spanien werden in Personalunion habsburgisch regiert.

1581
Der nördliche Teil der Niederlande, wo seit langem Rebellen gegen die spanische Herrschaft kämpfen, erklärt sich für unabhängig. 1648 muss Spanien die neue Republik anerkennen.

1583
Kaiser Rudolf II. siedelt nach Prag über, wo er sich mehr und mehr seinen Kunstsammlungen und der Alchemie widmet.

1598
Philipp II. stirbt, Philipp III., sein Sohn, folgt ihm auf den spanischen Thron.

1611
Bruderzwist zwischen Rudolf II. und Matthias; Matthias wird zum böhmischen König gekrönt. Nach Rudolfs Tod 1612 sucht er als Nachfolger die habsburgische Vormacht wieder zu stärken.

1618
Durch Kaiserin Annas Testament wird die Kapuzinergruft in Wien als Grablege der habsburgischen Herrscher gestiftet; 1622–33 wird der Bau errichtet.

S. 40/41: AUSTRIAN ARCHIVES / INTERFOTO; AKG (L.)

Tizians Porträt des alten Kaisers (1548) zeigt einen Zweifler mit letzter Energie

Im Reich von Kaiser Karl V. ging die Sonne nicht unter, so groß war es. Und doch spürte der Herrscher Ohnmacht. Eigenwillige Kurfürsten, ein launischer Papst, Geldnot und Krankheit hielten den Habsburger in Atem, dazu drei Gegner: Frankreich, die Osmanen und Martin Luther.

An die Grenzen der Macht

Von MATHIAS SCHREIBER

Karl der Große? Nein: „Karl der Größte". So wurde Kaiser Karl V. 1603 von einem seiner ersten Biografen genannt. Karl der Große war der erste, Karl V. „der letzte Kaiser des Mittelalters". So urteilt der Historiker Peter Rassow 1957 in seiner bedeutenden Biografie. Andere sehen in ihm den Kopf des ersten großen europäischen Expansionsstaates der Neuzeit oder gar einen Pionier der europäischen Idee.

Karl V. selbst – hierin beraten von seinem Großkanzler Mercurino Gattinara – sah sich als Erben des karolingischen Kaisertums und zugleich dessen Vollender. Er sollte das letztlich antike Imperium wiederherstellen, universalen Frieden schaffen und die Einheit der Christenheit sichern. So werde, schrieb Gattinara 1526, „das Heilige Römische Reich" den „alten Glanz" zurückerobern.

Auf einer ihm gewidmeten Gedenkmedaille des Jahres 1548 lesen wir: „Quod in celis sol / hoc in terra Caesar est" – was die Sonne am Himmel, ist der Kaiser auf Erden. Auf der Rückseite steht Karls Wahlspruch „plus ultra" – mehr und darüber hinaus, über alles hinaus.

Die abenteuerliche Zahl seiner offiziellen Titel signalisiert da eher unendliche Verstrickung, atemraubende Vielfalt und Unübersichtlichkeit der Befugnisse und Verpflichtungen: „Von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Spanien, beider Sizilien, Jerusalem, Ungarn, Dalmatien, Kroatien, der Balearen, der kanarischen und indianischen Inseln sowie des Festlands jenseits des Ozeans König, Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Brabant, Steier, Kärnten, Krain, Luxemburg, Athen, Graf von Habsburg, Flandern, Tirol, Fürst in Schwaben, Herr in Asien und Afrika …" begann die schier endlose Aufzählung.

Immerhin blieb Europa das Zentrum, und es passt zum Bild des ersten großen Europäers, dass er in Gent bei Brüssel zur Welt kam – am 24. Februar 1500. Gent, Brüssel und zumal Antwerpen wurden damals vom burgundisch-niederländischen Adel und einem durch Handel (Tuchwaren, Wolle), Schifffahrt und Finanzgeschäfte selbstbewusst und wohlhabend gewordenen Bürgertum dominiert. Karl und zwei seiner Schwestern wuchsen in der Obhut ihrer Tante Margarete auf; untereinander sprachen sie Französisch, kaum Flämisch. Später lernte Karl noch Spanisch, auch Deutsch und Italienisch, die beiden letzten allerdings holprig. „Ich spreche Spanisch zu Gott, Italienisch zu den Frauen, Französisch zu den Männern und Deutsch zu meinem Pferd", soll er einmal gescherzt haben.

Im Schloss zu Mecheln, unweit von Brüssel, wurden tagelange Feste gefeiert, der Lebensstil war ritterlich-rustikal, aber man las auch Caesar und Augustinus, pflegte die neue Tafelmalerei, liebte Ritterromane und die Musik.

Karl sollte aus dem Leben am Mechelner Hof jedoch vor allem eine fatale Neigung zur Völlerei bewahren, was ihm später schwere Gicht und Diabetes mellitus einbrachte. Er liebte es, schon zum Frühstück jede Menge Bier zu trinken, und kaute aufgrund einer frühen Zahnschwäche so schlecht, dass er die Fleischbrocken oft nur herunterschlang.



Karls Mutter Johanna „die Wahnsinnige" (Gemälde, Schloss Miramare bei Triest)

Zeitgenossen beschrieben den jungen Mann als mittelgroßen, mageren, schwermütig wirkenden Menschen mit rotblonden Haaren, blasser Gesichtsfarbe, übergroßem Unterkiefer, hervorquellenden Augen sowie einem Mund, der meist offen stand. Er galt als kühl, verschwiegen, unbeweglich „wie eine Bildsäule" – und wenig intellektuell: Mehr als Bücher liebte er es, zu jagen, zu reiten und an ritterlichen Turnieren teilzunehmen.

Kurz vor seinem 15. Geburtstag, am 5. Januar 1515, ging seine ohnehin durch mühsames Lernen, höfische Rituale und christliche Unterweisung überschattete Jugend jäh zu Ende: Er wurde für volljährig erklärt. Nun war er Herzog von Burgund, schon ein Jahr später, nach dem Tod seines dort herrschenden Großvaters mütterlicherseits, auch König von Spanien, genauer: der spanischen Kernländer Aragon und Kastilien, wozu allerdings damals auch die Königreiche Neapel und Sizilien, bald auch Spaniens Eroberungen in Amerika gehörten, von Mexiko bis Peru.

„Erlauchter Infant, Don Fernando, unser teurer und geliebter Bruder": In diesem steifen Ton schreibt der noch nicht einmal 16-Jährige an seinen drei Jahre jüngeren Bruder in Spanien, um ihm mitzuteilen, er werde jetzt, nach dem Tod des spanischen Großvaters, an ihm, Karl, „einen echten Bruder und Vater" haben. Es ist einer von rund 130 000 Briefen, die Karl bis zum Jahr 1558, seinem Todesjahr, verfasst hat – etwa 100 000 sind während der vergangenen Jahre in einer Datenbank an der Universität Konstanz erschlossen worden.

Die Brüder Karl und Ferdinand trafen sich zum ersten Mal im November 1517 in der Nähe von Valladolid. Karl war mit 40 Schiffen und fast 500 Begleitern losgesegelt. Eine strapaziöse Tour: Der richtige Hafen, an der Küste in Santander, wurde verfehlt, dann zwangen Nachrichten von der Verbreitung ansteckender Krankheiten im Lande zu weiten Umwegen. Immerhin erreichte man endlich Valladolid – und feierte das Treffen der Brüder sogleich mit einem großen Turnier. Dabei wurden etliche Ritter mit Lanzen und Schwertern verwundet, nicht weniger als zehn Pferde ließen ihr Leben.

Bei dieser Gelegenheit begegnete der erwachsene Karl zum ersten Mal seiner gemütskranken Mutter Johanna der Wahnsinnigen, die in einem hinteren Teil des Schlosses von Tordesillas im Dämmerlicht saß. Was er da mit ihr gesprochen hat, ist nicht bekannt. Karl ist ihr, die noch bis 1555 lebte, stets mit Ehrerbietung und Fürsorge begegnet.

Burgunder und Spanier, das erwies sich schnell, hegten Misstrauen gegeneinander. Die Spanier klagten über mangelnden Takt, Habgier und Hochmut der Nordländer; die meisten seien bloß „rohe Anhänger der Venus und des Bacchus". Auf einen langen Forderungskatalog der Spanier reagierte Karl dann recht wohlwollend; er wollte sie für sich gewinnen. Erst im Mai 1520 verließ er mit seinem niederländischen Gefolge

sein Land – ohne indessen Frieden oder gar Sympathien zu hinterlassen.

Wirklich versöhnte sich Spanien mit diesem Ausländer erst, als er 1526 im andalusischen Sevilla eine Märchenhochzeit mit der portugiesischen Prinzessin Isabella feierte und aus dieser Ehe ein Sohn, der spätere König Philipp II., hervorging. Karl hat Isabella wirklich geliebt. Die Briefe an sie beginnen mit der Anrede „Erlauchte Kaiserin …“ Als Isabella 1539 im Kindbett starb, zog sich Karl einige Tage in ein Kloster zurück, um mit seiner Trauer allein zu sein.

Obwohl die Fülle der Aufgaben und Probleme in den kaum übersehbaren Territorien der Habsburger es nahegelegt hätte, die anstrengende Regentschaft wenigstens mit dem Bruder zu teilen, lehnte Karl dergleichen zunächst ab. Erst nach 1521 gab er ihm die Zuständigkeit für die habsburgischen Erblande in Österreich (mit Böhmen), Ungarn und Süddeutschland, wobei er selbst, etwa im Kampf gegen die deutschen Lutheraner, allzeit oberste Instanz blieb.

Im Jahr 1519 starb Kaiser Maximilian I., Karls anderer Großvater, und gleich darauf begann das Ringen um die Nachfolge. Es wurde einer der spektakulärsten Wahlkämpfe der europäischen Geschichte, mit über Jahrhunderte spürbaren Folgen für das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland.

Zahllose Geld-Intrigen, Ämter-Verlockungen und auch Drohungen wurden zwischen Paris und den deutschen Kurfürsten ausgetauscht, um die Wahl zu beeinflussen. Letztlich hat Karl wohl ganz einfach den wahlberechtigten Kurfürsten mehr geboten als sein französischer Konkurrent, dank schwäbischer Gelder. Das Zerwürfnis mit Frankreichs König Franz I. war nachhaltig: Bis zu seiner freiwilligen Abdankung als Kaiser im Jahr 1556 hat Karl fünf Kriege gegen Frankreich geführt.

Der Papst wurde sogar zu Karls unfreiwilligem Wahlhelfer. Seine offene Zusammenarbeit mit Frankreich „war das sicherste Mittel, die Stimmen der Kurfürsten den Habsburgern zuzuwenden“, meint Karls Biograf Karl Brandi.

Am 28. Juni 1519 wurde Karl in Frankfurt am Main zum Kaiser gewählt, einstimmig. Nur der Kurfürst von Brandenburg ließ sich notariell bestätigen, dass er die Wahl „aus rechter Furcht tue und nicht aus rechtem Wissen“. Als das Ergebnis bekanntgemacht wurde, „haben die 22 Trompeter des Pfalzgrafen und des Markgrafen von Brandenburg in die Trompeten gestoßen, dann hat man zur Orgel das große ‚Te Deum laudamus‘ (‚Herr Gott, Dich loben wir‘) angestimmt“, berichtet der Frankfurter Stadtschreiber.

Das „Te Deum“ erklang dann wieder im Oktober des folgenden Jahres in Aachen, als Karl mit erzbischöflichem Beistand im Dom den Thron Karls des Großen besteigen durfte. Den endgültigen geistlichen Segen der Kaiserwürde, den des Papstes, erhielt Karl aber erst viele Jahre später: 1530 in Bologna – am 24. Februar, seinem Geburtstag. Dort erst wurden ihm die eiserne Krone der Langobarden und die Kaiserkrone rituell aufs Haupt gesetzt, nur anders als in Aachen vom Heiligen Vater höchstselbst.

Dass Papst Clemens VII. zu dieser Zeit in Bologna so friedlich-festlich – und wochenlang – mit Karl Umgang pflegte, war schon ein kleines Wunder. In den ewigen Händeln zwischen Habsburg und dem französischen König hatte sich der Papst als Taktierer immer wieder auf die Seite Frankreichs geschlagen. Selbst nach Karls Sieg über Franz I. 1525 und dessen allzu großmütiger, bald bereuter Freilassung trat Clemens umgehend der neuen „Liga von Cognac“ bei, die Franzosen, Venezianer,



Taler aus Nordhausen von 1556 mit einem Bild Karls V.

Florentiner und Milanesen gegen Habsburg schmiedeten.

Franz wollte die Spanier aus Mailand und Genua verjagen und intrigierte dafür so geschickt, dass er selbst den englischen König aus dessen Bündnis mit Karl herauslockte. Bald musste das alte Kampfgebiet Oberitalien abermals über sich ergehen lassen, was Gattinara, Karls scharfsinnigster Ratgeber, einmal als Folge der politischen Wirren jener Jahre beklagte: „endloses Beutemachen, tägliche Räuberei, Erpressung und Vergewaltigung, Schande an Frauen und Mädchen, Brandstiftung und alles andere Abscheuliche und Verderbliche zur Verwüstung des schönsten Landes“.

Bevor es erneut zum direkten Krieg zwischen Karl und Franz kommen sollte, kühlten Habsburger Söldner aus Deutschland und Spanien, die monatelang miserabel versorgt durch Italien irrten, ihr Mütchen am verräterischen Papst. So kam es zur Plünderung Roms, zum „Sacco di Roma“. Eine legendäre Gräueltat, bis heute unvergessen.

Statt um Mailand zu kämpfen, zogen die Kaiserlichen – rund 22 000 deutsche, spanische und italienische Söldner – im Februar 1527 überraschend gen Süden, nach Rom, das zugleich von spanischen Truppen aus Neapel bedrängt wurde. Der Papst verfügte gerade mal über 4000 Soldaten, er vertraute vor allem auf den Schutz der massiven Aurelianischen Mauer.

Das sollte er bereuen. Von zu niedrigen Lösegeldangeboten erbittert und vom Hunger getrieben, begannen die Landsknechte am 6. Mai 1527 den Sturm auf Rom. Die meisten Söldner überwanden die Mauern durch eilig gezimmerte Behelfsleitern.

Aber es gab noch andere Zugänge: Unweit der Porta Torrione hatte ein Handwerker seine Werkstatt in die Befestigung hineingebaut, mit einem Fenster nach draußen, das bloß mit Brettern vernagelt war. Der erste Spanier, der hier hindurchkletterte, gelangte durch einen Keller direkt in die prachtvollen Palastgärten des Kardinals Cesi – mitten ins Zentrum der luxuriösen Leostadt, auch „Borgo“ genannt, neben die Baustelle des Petersdoms.

Nun war der Strom wütender Eindringlinge nicht mehr aufzuhalten. Wer als Zivilist auch nur eine verdächtige Bewegung machte, wurde prompt erschlagen. Sogar die Kranken eines Hospitals, Greise und Kinder wurden im Eifer des Gefechts niedergemetzelt.

Mit dem Leben kam am ehesten davon, wer sich freikaufen konnte. Jeder, der einen Garten besaß, vergrub rasch so viel Geld und Schmuck wie möglich. Manche Plünderer sollen bis zu 40 000 Dukaten erpresst oder zusammengestohlen haben – ein Kardinalsvermögen.

Die prächtig ausgestatteten Kirchen wurden gründlich leergeräumt. Die zum Teil lutherisch eingestellten Söldner riefen „Papst Martin Luther“ und zogen einem Kruzifix den Landsknechtsrock

BPK



Karl V. und Papst Clemens VII. nach der Krönung Karls in Bologna 1530 (Radierung von Nikolaus Hogenberg)

AKG

über. Einen Priester wollten sie zwingen, einem Esel, dem sie menschliche Kleider übergeworfen hatten, das Abendmahl zu reichen; als der Priester sich weigerte, wurde er erschlagen.

Als die Soldateska endlich ihr mörderisches Werk vollendet hatte, begannen Plünderer zwischen den Leichenbergen nach Beute zu suchen. „Wo die Söldner das Gold und die Brokatgewänder genommen hatten, raubten sie Pfannen und Töpfe", schreibt der Historiker Volker Reinhardt sarkastisch.

Für den Papst wurde der Ort seiner Zuflucht, die Engelsburg, zum Gefängnis. Im Juni musste er sie an eine spanische Besatzung übergeben. 400 000 Dukaten verlangten die neuen Herren von ihm, ein Viertel davon sofort, und zehn vornehme Geiseln. Der Papst bettelte das Geld mit Darlehen zusammen, verpfändete Festungen, Städte (zum Beispiel Modena) und ganze Provinzen.

Die Söldner waren so unberechenbar, dass die kaiserlichen Kommandanten der Engelsburg es schließlich dem Papst erlaubten, in einer Dezember-Nacht als schlichter Haushofmeister verkleidet nach Orvieto zu fliehen. Am 17. Februar 1528 zogen die Besatzer endlich ab. Der Papst musste sich zu Neutralität verpflichten und weitere Zahlungen versprechen.

Bis zu 30 000 Menschen soll der „Sacco di Roma" das Leben gekostet haben. Die gruseligen Einzelheiten lösten am Hof in Madrid Bestürzung aus. Karl beteuerte, er habe dies nicht geplant. Gleichwohl konnte er politisch davon profitieren. Das wollte freilich auch Franz I. – er bereitete die Rückeroberung Neapels vor. Doch auf ihrem zunächst erfolgreichen Marsch in den Süden ereilte sein Heer und dessen Kommandanten die Pest.

So behielt Karl Mailand und Genua; wenig später besiegte er die Republik Florenz, was dort der Sippe des Papstes, den Medici, zur fürstlichen Macht verhalf. Auch sonst hatte er Glück: Der Genueser Andrea Doria wechselte mit seiner Kriegsflotte die Front und kämpfte für ihn. Und der türkische Sultan Süleyman konnte Wien 1529 nicht erobern.



Beim „Sacco di Roma“ von 1527 verspotten kaiserliche Landsknechte den Papst. (Kupferstich von Matthäus Merian, 1630)

Dennoch, Karl ging es nicht gut. 1528 hatte sich erstmals sein Gichtleiden gemeldet. Es steigerte sich mit den Jahren so, dass er schließlich nicht einmal mehr reiten konnte. Er reiste in Kutschen und ließ sich in der Sänfte tragen.

Seine politische Tatkraft minderten die Gebrechen aber nicht. Im Jahr 1535 wurde Karl sogar von regelrechter Kreuzzugsstimmung ergriffen. Er bot sich an als maritimer „Fahnenträger“ gegen eine Korsarenflotte, die im Dienst des Sultans von Konstantinopel das westliche Mittelmeer unsicher machte. Die Seeräuber hatten ein Jahr zuvor Tunis erobert. Karl lag im Juni mit 100 Kriegs- und 300 Transportschiffen vor der tunesischen Küste. Trotz sengender Hitze und Trinkwassermangel gelang es ihm, die Sperrfestung und dann die Stadt zu erobern – ein Triumph gegen die Ungläubigen.

Im August besuchte Karl daraufhin – zum ersten Mal – sein Königreich Sizilien. Dort und wenig später auch in Neapel wurde er überschwänglich gefeiert. Auf einer der festlichen Inschriften tauchte bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal die Huldigungsformel auf, der Kaiser glänze „vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang“.

Nur: Womit war der Glanz erkauft? Überall in Europa gärte es. Die endgültige Spaltung der Kirche stand bevor; die muslimische Gefahr drohte nicht nur von Ungarn her, sondern immer wieder auch über das Mittelmeer; es gab nicht nur Gold aus der Neuen Welt (Karl brauchte es zur Finanzierung seiner Feldzüge), es gab auch rufschädigende Horrornachrichten über das Wüten der christlichen Eroberer in Amerika.

Einige Zeit nach dem Tod Margaretes, Karls Statthalterin in den Niederlanden, verweigerte Gent aus wirtschaftlichen Gründen die Zahlung der Steuern. Auch Frankreich gab keine Ruhe. Und immer fehlte das Geld. In 37 Jahren borgte Karl allein als König der (jahrelang von seiner Frau Isabella wahrgenommenen) kastilischen Herrschaft 39 Millionen Dukaten, in der Regel gegen kastilische Staatsschuldscheine („juros“).

Am schlimmsten war für Karl aber der religiöse Unfrieden. „Ich schwöre zu Gott und seinem Sohne“, schrieb er 1528, „dass nichts in der Welt mich so bedrückt wie die Häresie Luthers und dass ich das Meinige dafür tun werde, dass die Historiker, die von der Entstehung dieser Ketzerei in meinen Tagen erzählen, auch hinzufügen, dass ich alles dagegen unternommen habe; ja ich würde in dieser Welt geschmäht und im Jenseits verdammt werden, wenn ich nicht alles täte, die Kirche zu reformieren und die verfluchte Ketzerei zu vernichten.“

Die öffentliche Verbrennung von zwei zum Luthertum übergetretenen Augustinermönchen im Sommer 1523 in Brüssel war als Abschreckung fehlgeschlagen. Aus dem Ketzer Luther, der noch beim Reichstag zu Worms den Widerruf seiner Lehre verweigerte und danach unter dem Schutz des kursächsischen Fürsten auf der Wartburg die Bibel übersetzte, war längst die Leitfigur einer „Reformation“ geworden, der sich immer mehr Stände und Landesteile zwischen Württemberg, Hessen und Kursachsen anschlossen.

Neun Jahre nach Worms, 1530, versuchte der Kaiser auf einem Augsburger Reichstag erneut, die „Sache des Glaubens“ zu lösen: mit einer in wochenlan-

AKG



Karl V. überträgt die Herrschaft in den Niederlanden an seinen Sohn Philipp II.
(Historiengemälde von Louis Gallait, 1841)

gen Disputen ausgehandelten Glaubens-Denkschrift, der drei Parteien hätten zustimmen sollen, Papst, lutherische Abweichler und kaiserliche Altgläubige. Das Projekt misslang. Selbst ein moderates Gutachten von Philipp Melanchthon, die „Confessio Augustana“ (später das protestantische Glaubensbekenntnis), und die Ratschläge des abwägenden Humanisten Erasmus von Rotterdam, der die Spaltung für vermeidbar hielt, halfen nichts. Der Papst wollte kein „Universal-Konzil“ zur Kirchenreform, obwohl Karl schon lange darauf gedrängt hatte.

Mit Protestanten verhandeln lassen hatte er ohnehin nur, weil er sie für Europas Allianz gegen die Osmanen brauchte. Als katholische Majestät jedoch kämpfte er pflichtgemäß, ja überzeugt gegen Ketzer, und das nicht nur durch die Inquisition, sondern auch mit Waffengewalt.

Eine entscheidende Niederlage erlitten die deutschen Protestanten gegen die Kaiserlichen und ihre Verbündeten 1547 bei Mühlberg in Sachsen. Es war, mit über 50 000 Söldnern allein auf kaiserlicher Seite, die bis dahin größte Schlacht auf deutschem Boden. Sieger Karl wurde, in schimmernder Kampfmontur auf einem edlen Rappen reitend, kurz danach von Tizian porträtiert. Der Maler wurde in Karls Hofstaat aufgenommen. Einmal soll Karl ihm sogar einen heruntergefallenen Pinsel aufgehoben haben – eine ungewöhnliche Ehre für den venezianischen Künstler.

Die kirchlichen Querelen dauerten fort bis zum Augsburger Religionsfrieden im Jahr 1555, der die entscheidende Antwort gab: Der Staat ist es, der die Glaubensform bestimmt, zu der die Untertanen sich bekennen sollen. Die berühmt gewordene Formel dafür, „cuius regio, eius religio“, wurde fast 50 Jahre später gefunden, sie steht in keinem offiziellen Dokument. Letztlich konnte Karl die Verbindung des Protestantismus mit den wichtigsten deutschen Ständen nicht lösen. Dieses Scheitern trug bei zu einer von Karls erstaunlichsten Handlungen: Er verzichtete auf die Krone.

Am 16. Januar 1556 übergibt Karl seinem Sohn Philipp Spanien, Sizilien und das „Neue Indien“ in Amerika. Mit Frankreich schließt er – wieder einmal – einen Waffenstillstand. Seinem Bruder Ferdinand überlässt er die Kaiserwürde (zwei Jahre später erst folgt die Wahl) und damit auch die Oberhoheit über die nördlichen und östlichen Habsburger-Lande.

Im Februar 1557 zieht sich Karl, körperlich leidend und seelisch deprimiert, in eine eigens für ihn gebaute Villa zurück, die sich an die Kirche eines Klosters des Hieronymiten-Ordens anlehnt. Vom Schlafzimmer aus kann er durch ein Innenfenster den Altar sehen und am Gottesdienst teilnehmen. Das Kloster liegt in Yuste, einem Ort in der einsamen Estremadura, nicht weit von der Grenze zu Portugal. Dort ist Karl V. am 21. September 1558 gestorben, wohl an einer schweren Erkältung, vielleicht auch an Malaria.

Ein Jahr nach seinem Tod fand in der Klosterkirche von Mexiko-Stadt ein Gedenkgottesdienst statt, der zeigt, welches Ansehen Karl V. trotz allen Untaten der Konquistadoren in Amerika genoss. Nach den ergreifenden Chorälen des Requiems von Cristóbal de Morales („Officium defunctorum“) zog eine gewaltige Prozession mehrfach zwischen der Kirche und dem Palast des Vizekönigs hin und her. An ihrer Spitze: 2000 Indios.



Allegorisches Porträt Kaiser Rudolfs II. (von Giuseppe Arcimboldo, 1590)

Habsburgs wohl kunstbesessenster Herrscher war auch einer seiner unglücklichsten: Politisch visionslos und gefesselt, wurde Rudolf II. seiner Macht nicht froh.

Fürst der Schwermut

Von ROMAIN LEICK

Der junge Herrscher, dessen hervorstechendes Wesensmerkmal sein Leben lang eine auf die Zeitgenossen seltsam wirkende Trägheit und Entschlusslosigkeit blieb, hatte es plötzlich eilig. Er fand, dass er lange genug gewartet hatte.

Er war 24 Jahre alt, als sein Vater Maximilian II. nach schwerem Todeskampf starb. Dem jäh Erkrankten war es nicht mehr vergönnt gewesen, Rudolf, den nunmehr ältesten Sohn und sein drittes Kind nach der Tochter Anna und dem kaum ein Jahr alt gewordenen Ferdinand, vom Reichstag in Regensburg zum Nachfolger wählen zu lassen. Im Trauerzug, den Rudolf hinter dem Katafalk durch die Straßen Prags führte, war es vor der Karlsbrücke aus unerklärlichen Gründen zu einer Panikbewegung im Volk und unter den Würdenträgern gekommen – kein gutes Vorzeichen.

Doch nun war es so weit. Zwei Kronen trug Rudolf schon, die ungarische Stephanskrone (seit 1572) und die böhmische Wenzelskrone (seit 1575), aber die Erhabenheit des gottgewollten Monarchen hatte er bei der Salbung nicht in sich gespürt. Jetzt kam die höchste Würde dazu, eine Autorität, eine Macht und eine vom himmlischen König der Könige übertragene Legitimität, die nur mit der des Papstes vergleichbar schien: Am 1. November 1576 verkündet Glockengeläut der ganzen Welt die Krönung Rudolfs II. von Habsburg zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Jubel brandet auf, die Fürsten schwören dem neuen Caesar germanicus, dem Nachfolger Karls des Großen, den Treueeid. Auf seinem Kopf prunkt die achteckige Krone, in seiner Hand liegt der Reichsapfel, Symbole des himmlischen Jerusalem und der christlichen Herrschaft. Daneben das Reichsschwert mit den in die Scheide eingravierten Königsfiguren als Zeichen der irdischen Macht – Rudolf wird es nicht führen, Krieg ist ihm zuwider, nie lenkt er ein Heer in die Schlacht. Herrschen, so viel wird bald klar, ist für ihn vor allem ein ästhetisches, sinnliches und wohl auch mystisches Erlebnis, eine Kontemplation des Vollkommenen viel eher als eine Demonstration von Willensstärke und Gestaltungsdrang.

Rudolf II. von Habsburg, Heiliger Römischer Kaiser, König von Böhmen und Ungarn, regierte 35 Jahre lang, die meiste Zeit von seiner selbstgewählten Prager Residenz auf dem Hradschin aus, die er kaum verließ. Nicht Wien, sondern Böhmen und Prag waren an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert der Mittelpunkt europäischer Politik, der Diplomaten und Gesandte, Künstler und Wissenschaftler von überall her anzog.

An diesem Hof entschied sich während jener Jahre das Schicksal Europas, hier kündigte sich ein Epochenumbruch an, der im Gemetzel des Dreißigjährigen Krieges mündete. Der politische und religiöse Konflikt, der in den habsburgischen Ländern ausgetragen wurde, war auch der Ausdruck einer tiefgreifenden kulturellen Kehre von der Renaissance zum Barock. Am Kreuzpunkt der geistigen Konfrontation stand der glücklose, gegen die Zuspitzung der Extreme letztlich machtlose Rudolf.

Gerade diese Tragik eines Herrschers am Ende einer Ära, der sich vergebens gegen die revolutionäre, zerstörerische Kraft des Neuen stemmte, machte die Faszination dieser außergewöhnlichen, ja exzentrischen Persönlichkeit aus.

Gerüchte gingen um, er sei verrückt.

Noch überragte die Kaiserwürde alles, der Kaiser galt als der ranghöchste aller europäischen Monarchen, das hob selbst den entrückten, verschlossenen und in sich gekehrten Rudolf unter den so viel tatkräftigeren und eigenwilligen Zeitgenossen hervor, darunter Philipp II. von Spanien, Heinrich IV. von Frankreich, Elisabeth I. von England und Iwan der Schreckliche von Russland.

Kein Wunder, dass auch die Legenden um diese Gestalt nahezu unentwirrbar rankten. Franz Grillparzer hat ihm 1848 ein Denkmal gesetzt und seine schwer ergründliche Psyche zu durchdringen versucht; mit seinem Drama „Ein Bruderzwist in Habsburg“ kam er der Wahrheit vielleicht recht nahe. Darin porträtiert er den Kaiser, menschlich durchaus mitfühlend, als einen Mann, der sich vergebens bemüht, die Welt unter Kontrolle zu bekommen.

Je älter Rudolf wurde, umso bedrohlicher erschien ihm die Zukunft; aussitzen, abwarten, Zeit gewinnen hielt er für die beste Abwehr der befürchteten Katastrophe. In Grillparzers Versen: „Ich hielt die Welt für klug, sie ist es nicht. / Gemartert vom Gedanken drohnder Zukunft / Dacht ich die Zeit mit gleicher Furcht bewegt, / Im weisen Zögern sehnd die einzige Rettung.“

Er gewährte kaum Audienzen, ließ Delegationen – sogar den päpstlichen Nuntius – oft genug wochenlang warten, empfing ungern Berater und konnte sich nie zu einer Heirat entschließen, trotz einer 20-jährigen offiziellen Verlobung mit der spanischen Infantin. Zeitzeugen fiel eine „krankhafte Melancholie“ auf, die sich bis zur geistigen Verwirrung steigern konnte. Er entzog sich immer mehr seinen Verpflichtungen und normalem menschlichen Umgang, in seinem Prager Schloss verschanzte er sich wie ein freiwilliger Gefangener.

Dabei war er belesen, gebildet und wissbegierig; er beherrschte Deutsch, Spanisch, Italienisch, Französisch und Latein, nur mit dem Böhmischen haperte es wohl. Die Tschechen liebten ihn trotzdem, weil er Prag zu seiner Hauptstadt gemacht und dem böhmischen Adel noch 1609 mit einem Majestätsbrief Religionsfreiheit zugestanden hatte.

Wahrscheinlich ist, dass Rudolf unter Depressionen litt, was seine Unnahbarkeit und die häufig feststellbare Mischung von Apathie und ausgeprägter Halsstarrigkeit erklären würde. Im Laufe der Jahre verstärkte sich sein merkwürdiges Verhalten, so dass Gerüchte umgingen, er sei verrückt oder „besessen“; doch ob er wirklich geisteskrank war, etwa schizophren, muss bezweifelt werden. Die Geschichtsschreibung tut sich jedenfalls schwer mit einer Interpretation seiner Mentalität: Schriftliches hat er wenig hinterlassen, und die Berichte von Zeitgenossen sind oft voreingenommen oder durch persönliche Interessenwahrnehmung geprägt.

Die eklatanten Widersprüche in der Persönlichkeit Rudolfs können jedenfalls nicht allein aus einer krankhaften Deformation erklärt werden. In ihnen spiegeln sich auch gewichtige praktische Probleme der Zeit und des Reichs, die Zaudern oft als ratsam erscheinen ließen.

Die kaiserliche Verwaltung der böhmischen Länder war im späten 16. Jahrhundert durch das Nebeneinander von Reichsregierung und Böhmischem Landtag äußerst kompliziert und nicht sonderlich effizient. Es mangelte für alle große Unternehmungen, vor allem für die Abwehr der Türken, an Geld.

Die konfessionellen Spannungen, die zur Bildung regelrechter Parteien führten, ließen sich nur noch mühsam überbrücken: Der Hof war eng mit der katholischen Kirche verbunden und naturgemäß eher auf eine zentralistische Machtausübung fixiert; im Landtag wachten dagegen die Protestanten argwöhnisch über ihre Unabhängigkeit und die ständischen Freiheiten.

Rudolf, der sich mit dem offiziellen Katholizismus oft zerstritt und wie sein Vater Maximilian durchaus Sympathien für die Protestanten (aber nicht für ihren Hang zu sektiererischen Abspaltungen) hegte, versuchte, durch eine gemäßigte Politik genug Freiraum zu erhalten.

Noch hielt die alte universalistische Reichsidee als vorherrschende geistige und politische Kraft das riesige Imperium zusammen. Wer die Spaltung vermeiden wollte, musste lavieren. Rudolf strebte nach Harmonie, aber er ahnte, dass die Idee des einheitlichen Christenreichs schon etwas Utopisches angenommen hatte.

Am spanischen Hof seines Onkels Philipp II., wo er sieben Jahre lang erzogen worden war, hatte er den katholischen Rigorismus und ebenso den Schrecken von Fanatismus und Unduldsamkeit kennengelernt; in Toledo hatte er sich sogar eine Ketzerverbrennung ansehen müssen. Auch die französische Bartholomäusnacht vom 24. August 1572 war ein abschreckendes Beispiel. Nichts flößte ihm größere Furcht ein als die Gefahr eines Religionskriegs. Unter seiner Herrschaft sollten in Mitteleuropa keine Scheiterhaufen brennen.

Aus jenen Erfahrungen hatte Rudolf die Lehre der Toleranz und des Pazifismus gezogen, die ihm wichtiger war als die Reinheit des Glaubens. Er hasste den Dogmatismus. Zwar verprellte er am Ende mit seinem Bestreben, eine neutrale Position einzunehmen, beide Seiten, so dass alle ihm Passivität und Lethargie vorwarfen. Aber er hatte den Frieden beinahe bis zum Schluss gewahrt, und im Rückblick gedachte man des rudolfischen Zeitalters mit einer gewissen Nostalgie für seine Toleranz.

Drei Schichten haben sich im historischen Bild Rudolfs II. übereinandergelagert. Da ist der schwankende Herrscher, der sein großes Erbe voller guter Absichten angetreten hatte und sein Reich dennoch ins Chaos führte: entmachtet, abgesetzt und in seinem eigenen Prager Schloss gefangen.

Die zweite Ansicht zeigt einen glänzenden Mäzen und Schirmherrn der Künste und Wissenschaften, der eine unvergleichliche Sammlung von Schätzen mit Tausenden von Gemälden und Skulpturen anlegte und so große Geister wie die Astronomen Tycho Brahe und Johannes Kepler an seinen Hof band. Bis zu 40 Maler und Bildhauer arbeiteten gleichzeitig für ihn, Italiener, Niederländer und Deutsche.

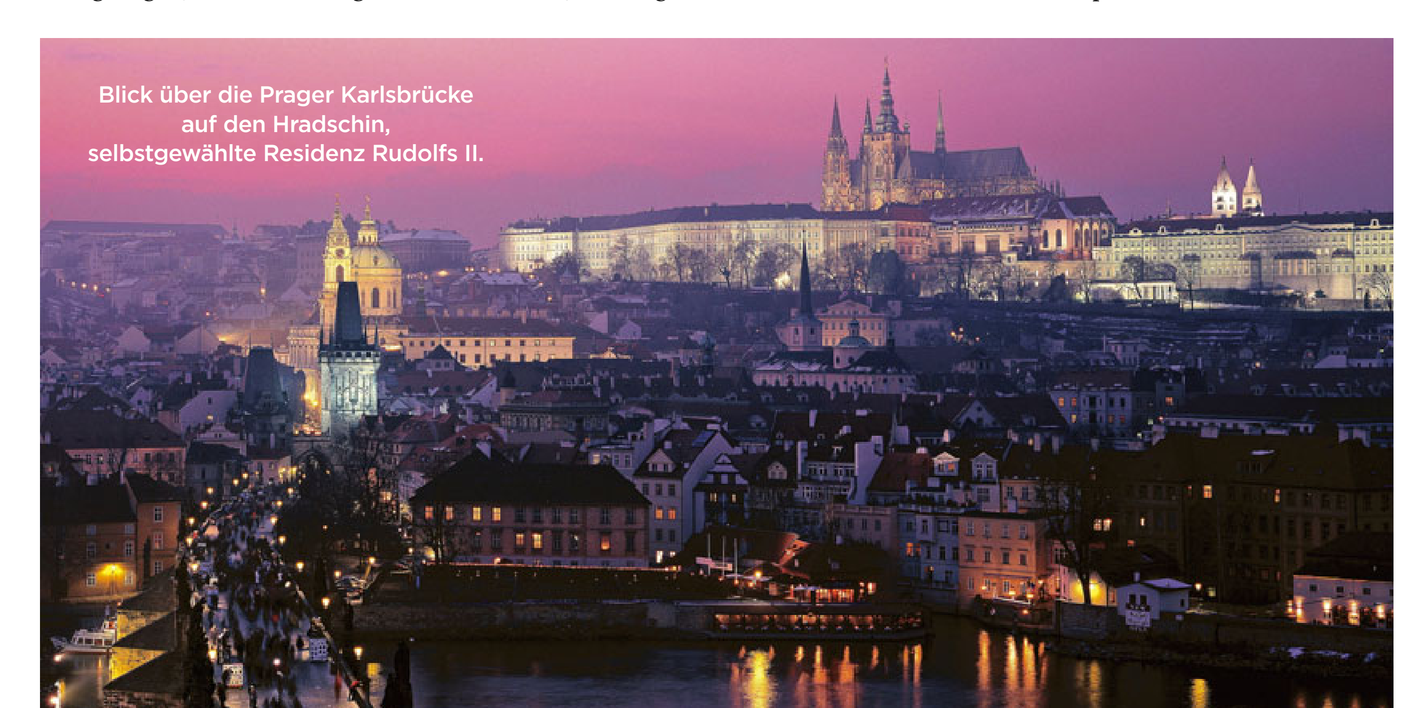
Das dritte Bild ist befremdlicher, aber nicht untypisch für die Zeit: Rudolf zeigte sich fasziniert von Geheimwissenschaften, okkulten Künsten, vorgeblich magischen Kräften und den brodelnden Hexenküchen der Alchimie, die in den irdischen Stoffen das Abbild des Weltganzen finden sollten.

Trotz aller Brüche fügen sich diese Aspekte wohl doch zu einer gewissen Einheit, auch wenn die fast schon obsessive Leidenschaft für Schönheit und Kunst, Astrologie und Alchimie den Kaiser von seinen Regierungsgeschäften zweifellos ablenkte und seinen Pessimismus stärkte. Sein Weltbild wurzelte im lateinischen Humanismus und in einer fast noch mittelalterlichen Kosmologie, wo Mensch und Natur, Erde und Himmel durch geheime Kräfte verbunden waren. Es zerbrach unter dem Ansturm einer intellektuellen und politischen Revolution, der Rudolf nicht gewachsen war.

Als das erste Jahrzehnt des neuen 17. Jahrhunderts zu Ende ging, ahnte Rudolf, dass seine Zeit ablief. Niedergeschlagen studierte er die Abdankungsurkunde seines Großvaters Karl V. Der hatte einst seinen Nachfolger selbst bestimmt und die Teilung seiner Besitztümer geregelt. Rudolf muss unter dem Ansturm seiner Feinde verzichten; der ungeliebte Bruder Matthias entreißt ihm nacheinander seinen Purpur und schließt ihn in seiner Residenz ein.

Der Kaiser, der „gute Herr“ von Prag, regiert nun nur noch über seine Schatzkammern und Kunstgalerien, die Blumenbeete des Sonnengartens, den Hirschgraben und die Löwengrube. Rudolf stirbt in seiner Hauptstadt am 20. Januar 1612, wie er gelebt hat: einsam und ohnmächtig. Einen Priester, so heißt es, wollte er nicht kommen lassen, er empfahl sich selber Gott.

Erst sechs Jahre später brach mit dem Prager Fenstersturz der furchtbare Religionskrieg aus, den Rudolf immer hatte vermeiden wollen und den er doch hatte kommen sehen. Die Kunstschätze, die er mit unstillbarer Leidenschaft angehäuft hatte wie kein Monarch vor ihm, waren so gewaltig, dass sie noch jahrhundertlang von Dieben, Eroberern und Besatzern geplündert und in viele Städte Europas zerstreut wurden.


Blick über die Prager Karlsbrücke auf den Hradschin, selbstgewählte Residenz Rudolfs II.

BILDAGENTUR HUBER



Seeschlacht bei Lepanto (Ausschnitt aus einem zeitgenössischen Fresko von Giorgio Vasari)

Die Seeschlacht bei Lepanto verschob die Machtverhältnisse im Mittelmeerraum.

Butter auf die Decks

Von THORSTEN OLTMER

Seit langem kennt das christliche Abendland die Bedrohung: Schon 1453 war Konstantinopel gefallen; 1529 hatten die Türken gar Wien belagert. Zwar wurde der osmanische Vormarsch hier gestoppt, doch dafür gewann eine andere Stoßrichtung Bedeutung. Der Sultan träumt von der Beherrschung des Mittelmeers; sein Ziel heißt Rom, Zentrum der Christenheit.

Sein geistlicher Gegenspieler, Papst Pius V., träumt dagegen vom Kreuzzug gegen die Ungläubigen und gründet im Mai 1571 eine „Heilige Liga“. Dabei sind, jeder aus eigenen Motiven, Spanien und Genua, auch die rachbegierigen Ritter des Johanniterordens, der 1522 von der Insel Rhodos vertrieben worden ist. Mit von der Partie ist auch das reiche Venedig. Seine lebenswichtigen Handelsinteressen sind bedroht. Es trauert um den Verlust von Zypern und den Tod des Kommandanten von Famagusta, der erst kapitulierte und dann lebendig gehäutet wurde – von einem jüdischen Metzger, gedacht als besondere Schmach.

Aber andere christliche Mächte machen nicht mit: Allen voran lehnt Frankreich, das traditionell mit den Türken gegen Habsburg paktiert, jede Beteiligung ab. Auch für den zögerlichen Philipp II. von Spanien ist der Kampf gegen den Sultan nur eine von mehreren Fronten in der Alten und Neuen Welt; dennoch stellt der Habsburger schließlich fast ein Drittel der Galeeren.

So hat der erst 24-jährige Befehlshaber Don Juan d'Austria, Halbbruder des spanischen Herrschers, dann doch 200 Rudergaleeren mit 64 000 Mann zur Verfügung – gegen rund 250 Schiffe der Osmanen mit 77 000 Soldaten und Ruderern, darunter viele Piraten aus Nordafrika.

Am 7. Oktober 1571, einem Sonntag, treffen sich die Streitmächte im Golf von Patras vor der griechischen Küste. Aufgefächert auf eine Breite von sechseinhalb Kilometern bewegen sich beide Flotten frontal aufeinander zu. Es wird geschossen, gerammt und geentert.

Auf den Schiffen der Liga löst man den Christen unter den Rudersklaven die Fesseln und bewaffnet sie. Bewähren sie sich, so hat Don Juan versprochen, sollen sie frei sein. Die Türken beten; sie schmieren die Decks mit Öl und Butter, um den schwer gerüsteten Christen das Entern zu erschweren, und kämpfen selbst barfüßig. Auch der osmanische Oberbefehlshaber, Admiral Ali Pascha, hat den christlichen Rudersklaven ihre Freiheit versprochen, aber von ihren Ketten löst er sie aus Angst vor Aufständen nicht.

„Die Flotte erfüllte unsere Herzen mit Furcht, aber auch mit Verwunderung und Staunen über die goldenen Laternen und schimmernden Banner mit der Vielfalt ihrer außerordentlichen Farben“, berichtet der Venezianer Girolamo Diedo später. Nach den ersten Kanonensalven feuern die Soldaten der Liga Arkebusen und Armbrüste ab, die Türken antworten mit einem Pfeilhagel.

Trümpfe der Liga sind sechs riesige Galeassen, schwer bewaffnet und durch ihre Höhe kaum zu entern. Don Juan hat sie klugerweise vor seiner Linie postiert, von wo ihre Geschütze reiche Ernte halten. Schon vor dem Zusammenprall sind viele Türkenschiffe beschädigt oder versenkt. Über vier Stunden wogt die Schlacht, Galeeren verkeilen sich ineinander, im Nahkampf kommen Piken und Schwerter, Säbel und Beile zum Einsatz. Das Wasser färbt sich rot vom Blut, Tausende von Leichen treiben zwischen brennenden Schiffen, beißender Qualm nimmt die Sicht.

Lange wogt der Kampf, doch dann, kurz nach Mittag, fällt Ali Pascha. Ein Spanier hackt ihm den Kopf ab und pflanzt ihn auf einen Speer. Auf dem Flaggschiff der Türken, der „Sultana“, weht nun die Fahne der Liga. Der Widerstand erlahmt; wer noch kann, flieht.

40 000 Männer sind tot, 25 000 davon Türken; 12 000 christliche Rudersklaven kommen frei. Die Kunde vom Sieg lässt das Abendland jubeln. Doch von Dauer ist die Freude nicht. Schnell bauen die Türken eine neue Flotte. Als Pius V. 1572 stirbt, zerfällt die Liga. Venedig, auf sich allein gestellt, muss Frieden schließen und Zypern endgültig aufgeben. Aber: Die Ausdehnung des Osmanenreiches im Mittelmeer ist gestoppt.

SCALA / BPK



Wallenstein 1634 auf dem Weg nach Eger; dort erwartet ihn der Tod. (Gemälde von Carl von Piloty, um 1861)

Als Karrierist im Dienst der Habsburger stieg Albrecht von Wallenstein zum reichsten General Europas auf – doch dann brachte ihn das Misstrauen seiner Arbeitgeber zu Fall.

Der Kriegsunternehmer

Von MARKUS GRILL

Hätte Wallenstein 1500 Jahre früher gelebt, wäre er wohl ein „homo novus" genannt worden, ein Neuling und Aufsteiger, der die Karriereleiter so weit hochgeklettert war wie vor ihm noch keiner seiner Adelsverwandten.

Wallenstein wird als Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein 1583 geboren. Als er zehn Jahre alt ist, stirbt sein Vater, mit elf verliert er seine Mutter. Doch allzu viel weiß man nicht aus seiner Jugend in Böhmen. Sicher ist, dass er als Protestant aufwächst, mit Anfang zwanzig aber zum Katholizismus konvertiert und damit nicht nur in religiöser, sondern auch in politischer Hinsicht die Seiten wechselt. Denn protestantisch ist der böhmische Adel; katholisch aber ist der Kaiser, ist Habsburg. Und die katholische Sache, so kalkuliert Wallenstein zu Recht, ermöglicht ihm einen Aufstieg, den er als Protestant nie erreichen würde.

Zunächst einmal verschafft ihm der Übertritt zum Katholizismus aber eine reiche Witwe, Lucretia von Vičkov, die zu den größten Grundbesitzerinnen in Mähren gehört. Ihr Vermögen soll nicht in protestantische Hände fallen, deshalb fädelt ihr jesuitischer Beichtvater 1609 die Hochzeit mit Wallenstein ein. Als Lucretia fünf Jahre später stirbt, erbt Wallenstein ihre Ländereien.

Es gärt in diesen Jahren zwischen der katholischen und der protestantischen Seite im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Ein Bündnis vorwiegend süddeutscher protestantischer Fürsten gründet 1608 die „Union", die katholische Seite schließt sich ein Jahr später in der „Liga" zusammen. Beide unterhalten Heere.

Viele Menschen leben in Angst. Die Bevölkerung ist im zurückliegenden Jahrhundert um ein Viertel angewachsen, wird man all die Menschen ernähren können? Es ist die Zeit des Hexenwahns und der apokalyptischen Erwartungen, es ist die Zeit kurz vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Im Jahr 1618 stürmen böhmische Adlige die Prager Burg und stürzen zwei kaiserliche Statthalter und deren Sekretär aus

dem Fenster. Doch die Männer landen auf einem Abfallhaufen und überleben. Ein symbolischer Akt, ein Affront gegen Habsburg, das sich derlei unmöglich gefallen lassen konnte. Aus Böhmen vertrieben zu werden bedeutete, den Kaisertitel zu riskieren.

Der Kaiser wird von sieben Kurfürsten gewählt, von vier katholischen und drei protestantischen. Wer in Böhmen auf dem Königsthron sitzt, bestimmt also mit, wer Kaiser im Reich wird. Deshalb wollen die Katholiken Böhmen nicht preisgeben.

Doch welche Möglichkeiten hat der erzkatholische böhmische König und spätere Kaiser Ferdinand II.? Ferdinand verfügt kaum über Truppen, er kann allenfalls die Soldaten der Liga mobilisieren. In diesen Tagen hilft ihm Wallenstein ein erstes Mal spürbar: Er nimmt 20 000 Gulden aus dem eigenen Vermögen, leiht sich weitere 20 000 und stellt ein Tausend-Mann-Heer auf, für Ferdinand.

Zwei Jahre nach dem Prager Fenstersturz besiegen die kaiserlichen Truppen das böhmische Heer vernichtend. Wallenstein wird mit einem 9000 Quadratkilometer großen Territorium nördlich von Prag belohnt, 1625 werden seine Herrschaften Friedland und Reichenberg gar zum Herzogtum erhoben.

Im Unterschied zu Ferdinand II., der eine maßlose und vollständige Rekatholisierung Böhmens erzwingen will, geht Wallenstein gemäßigt vor. Den Feldherrn interessiert weniger die Religion seiner Untertanen als ihre Produktivität für die Kriegswirtschaft. Er macht Friedland zu einer Rüstungsschmiede der Habsburger. Es gibt Pulvermühlen für die Munitionsherstellung, es arbeiten Schmiede, Schlosser und Sattler. Wallenstein sorgt aber auch für einen hohen Ausstoß landwirtschaftlicher Erzeugnisse, weil Getreideanbau, Brauereien, Fleisch- und Fischzucht, Forstwirtschaft und Jagd für den Krieg mindestens ebenso nötig sind wie Waffen.

Doch die Protestanten geben nach der verlorenen Schlacht um Böhmen nicht klein bei. Sie rufen den dänischen König Christian IV. zu Hilfe, der in Niedersachsen einmarschiert und für Ferdinand II. zunehmend bedrohlicher wird. Erneut bietet Wallenstein, der 1625 zum kaiserlichen Oberbefehlshaber ernannt wird, dem Habsburger Herrscher eine Privatarmee an, diesmal allerdings in völlig neuen Ausmaßen: erst 24 000 Mann, die er dann immer weiter aufstockt, bis er auf dem Höhepunkt selbst ein Heer von 150 000 Mann befehligt. Mit dieser beispiellosen Truppe eilt er von Sieg zu Sieg und bringt große Teile Norddeutschlands unter seine Kontrolle.

Bei der Finanzierung seiner Armee steht ihm, wie schon beim ersten Mal, der Bankier Hans de Witte zur Verfügung, ein niederländischer Calvinist. Der allein kann dieses Großunternehmen aber nicht mehr finanzieren und muss sich selbst Geld bei anderen Bankiers besorgen, die dann abgesichert werden durch die Ländereien und Einnahmen aus eroberten Gebieten. Keiner zuvor hat so umfassend seine Kriegskredite mit künftigen Kontributionen abgesichert wie der Kriegsunternehmer Wallenstein. 1628 erhält der General dazu vom Kaiser den Besitz der geächteten Herzöge von Mecklenburg. Das bereits zugesagte Fürstentum Sagan in Schlesien folgt ein Jahr später.

Doch Ferdinand II. begnügt sich mit dem Erreichten nicht; er will weitere Eroberungen und unterzeichnet 1629 das verhängnisvolle Restitutionsedikt, das mehrere hunderttausend Menschen zwangskatholisieren und den Protestantismus weitgehend vernichten will. Wallenstein sträubt sich dagegen, denn er weiß, dass diese Maßlosigkeit die Kämpfe erst richtig ausweiten wird zu einem europäischen Religionskrieg. Stattdessen plädiert er für Toleranz.

Eine Wiener Intrige endet mit Mord.



Ferdinand II. war stark von Jesuiten beeinflusst.

Seine Appelle nützen nichts. Die maßgeblichen Fürsten der katholischen Liga und die Jesuiten am Wiener Hof zeigen sich unnachgiebig. Am 13. August 1630, auf dem Kurfürstentag von Regensburg, entlässt Ferdinand seinen überaus erfolgreichen, aber eigensinnigen Generalissimus. Wallenstein zieht sich, nicht unfroh über die Absetzung, zurück. Sein Bankier de Witte, der die Refinanzierung seiner Kredite verloren sieht, begeht Selbstmord.

Kaum aber ist Wallenstein abgesetzt, geraten die Habsburger militärisch erneut unter Druck: Der schwedische König Gustav II. Adolf landet im Juli 1630 auf Usedom, erobert Brandenburg und Mecklenburg und zieht 1632 gar in München ein, dem letzten Bollwerk auf dem Weg nach Wien. Ferdinand gerät in Panik. Er sendet Bittbriefe an Wallenstein, dieser möge doch wieder den Oberbefehl übernehmen.

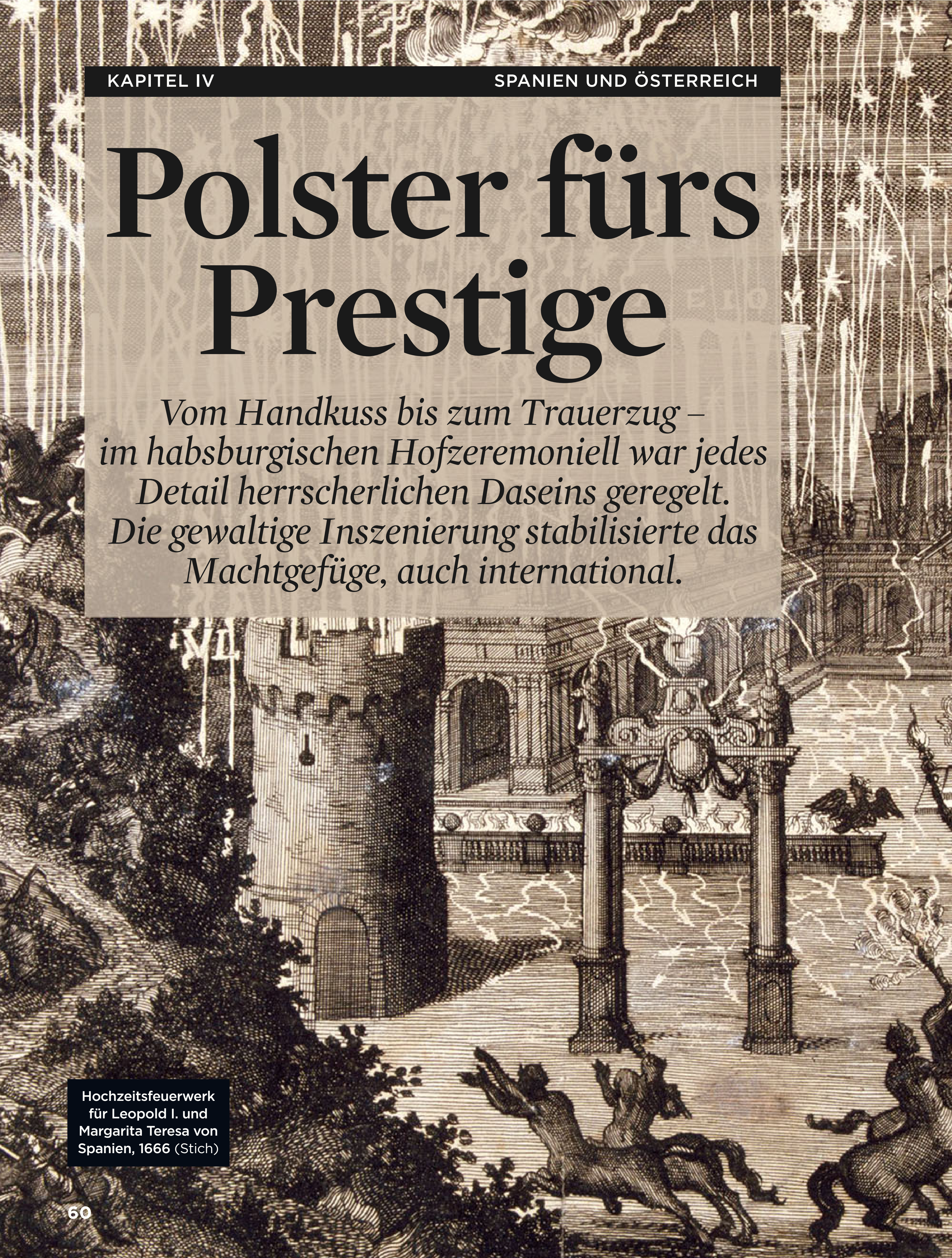
Der Feldherr zögert lange, sagt dann doch zu – und diktiert nun demütigende Bedingungen: Der Kaiser soll sich künftig nicht mehr in militärische Fragen einmischen; nur er, Wallenstein, darf zum Beispiel Friedensverhandlungen in Sachsen führen, gar Frieden schließen. So macht sich Wallenstein zum Diktator auf Zeit, und angesichts der Bedrohung durch den Schwedenkönig akzeptieren es die Habsburger. Erst ihr Machtwahn, ihre katholische Kompromisslosigkeit haben sie so verletzlich gemacht, dass sie erneut auf den finanzstarken Heerführer angewiesen sind.

Der schlägt im November 1632 im bis dahin blutigsten Waffengang des Krieges Gustav Adolf. Zwar geht die Schlacht bei Lützen eigentlich unentschieden aus, aber Gustav Adolf stirbt in den Kämpfen, und das demoralisiert die Schweden. Fortan allerdings vermeidet Wallenstein Schlachten, er will lieber verhandeln – und wird so Opfer einer Intrige am Wiener Hof. Dort raunt man nämlich, der General wolle Ferdinand absetzen und sich zum König von Böhmen machen.

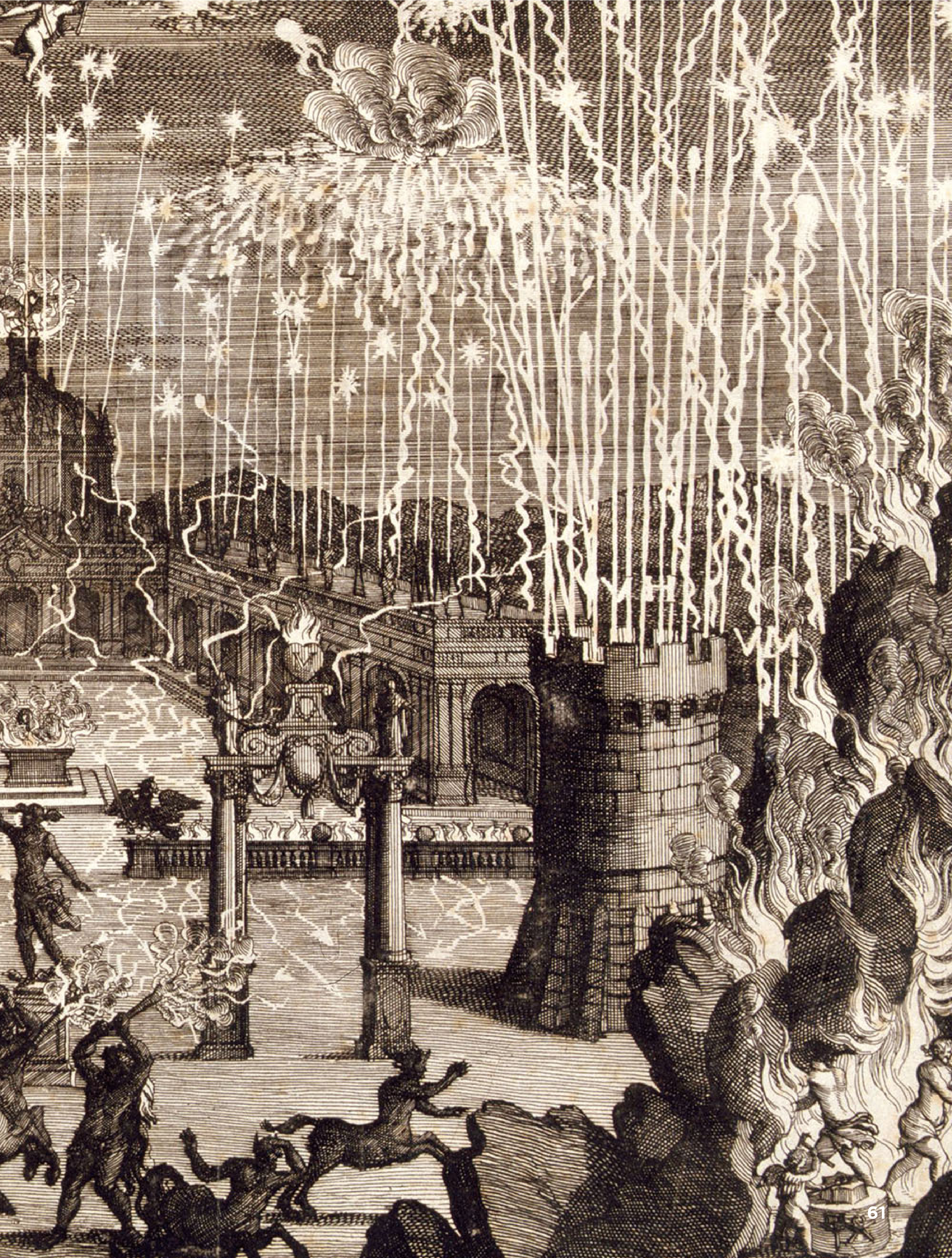
Ob es diese Hochverratspläne tatsächlich gab, ist bis heute umstritten. Ferdinand jedenfalls ächtet Wallenstein und lässt ihn im Februar 1634 ermorden. Seine Besitztümer und die seiner Vertrauten, immerhin ein Viertel des böhmischen Territoriums, werden sofort konfisziert. Die Beute saniert den Kaiser, und alle Schulden, die er bei seinem ehemaligen Generalissimus angehäuft hatte, ist er los. Ein politischer Raubmord also – aber aus Sicht der Habsburger eben ein überaus praktischer.

Polster fürs Prestige

Vom Handkuss bis zum Trauerzug – im habsburgischen Hofzeremoniell war jedes Detail herrscherlichen Daseins geregelt. Die gewaltige Inszenierung stabilisierte das Machtgefüge, auch international.



Hochzeitsfeuerwerk für Leopold I. und Margarita Teresa von Spanien, 1666 (Stich)



EUROPA IN FAMILIENHAND

1618–1648
Der Dreißigjährige Krieg verwüstet Mitteleuropa. Generalissimus Albrecht von Wallenstein stellt dem Kaiser ein eigenes Heer; nach vielen Siegen Herr des nördlichen Mitteleuropa geworden, verliert der Feldherr 1634 endgültig seinen Posten und wird auf Geheiß des Kaisers ermordet.

1621–1665
Philipp IV. regiert in Spanien. Er versucht den Niedergang der Macht aufzuhalten, muss aber Rückschläge hinnehmen: 1628 kapern die Niederländer eine spanische Silberflotte, 1635 erklärt Frankreich Spanien den Krieg, 1640 erklärt sich Portugal für unabhängig.

1631
Ferdinand von Österreich heiratet Maria Anna von Spanien – eine weitere der vielen, meist prunkvoll gefeierten Eheschließungen zwischen den beiden habsburgischen Linien.

1637–1657
Kaiser Ferdinand III., hochgebildet und äußerst kunstsinnig (er komponiert selbst), befriedet das Reich.

1643–1715
König Ludwig XIV. regiert in Frankreich. Er ist seit 1660 mit der Habsburgerin Maria Theresia verheiratet, einer Tochter Philipps IV. von Spanien.

1648
Im Westfälischen Frieden von Münster und Osnabrück werden die territorialen Verwerfungen des Dreißigjährigen Krieges bereinigt.

1658
Leopold I. wird (gegen die Kandidatur Ludwigs XIV.) zum Kaiser gewählt. Er regiert bis 1705. Außenpolitisch versucht er im Westen die französische Expansionspolitik zu bremsen; privat komponiert er gern (über 200 Werke).



Spaniens König Philipp IV. mit einem Hofzwerg (Gemälde von Gaspar de Crayer, um 1630)

1659
Frankreich schließt nach langen Kriegsjahren mit Spanien den „Pyrenäenfrieden", der ihm politische Dominanz in der Region verschafft.

1663
Neue türkische Angriffe versetzen Mitteleuropa in Angst. Ein ständiger Reichstag tagt in Regensburg.

1667
Die Hochzeit zwischen Leopold I. und seiner Nichte und Cousine Margarita Teresa von Spanien wird zur pompösen Inszenierung mit einem Pferdeballett und gigantischen Feuerwerksdarbietungen.

1665–1700
Karl II., der letzte spanische Habsburger, ist verkrüppelt und infantil (Beiname „der Verhexte"); er stirbt schließlich ohne direkten Erben.

1683
Die Türken belagern zum zweiten Mal Wien, werden aber schließlich durch Kriegsglück und Entsatztruppen (Schlacht am Kahlenberg) zum Abzug gezwungen.

1686–1699
Befreiung Ungarns und Siebenbürgens von türkischer Besatzung; Prinz Eugens Sieg bei Zenta (1697) und seine Einnahme Sarajevos führen zum Frieden von Karlowitz, der die habsburgische Vormachtstellung auf dem Balkan für geraume Zeit festschreibt.

1701–1714
Nach dem Tod Karls II. von Spanien ringen die Fürstenhäuser Europas im Spanischen Erbfolgekrieg um die Macht auf der Iberischen Halbinsel. Mit dem Tod Josephs I. 1711 wendet sich das anfängliche Glück der gegen Frankreich alliierten Mächte; schließlich wird Spanien geteilt, das Kernland bekommt der französische Anwärter Philipp V., Habsburg erhält die südlichen Niederlande, Neapel, Sardinien und Mailand.

1705–1711
Kaiser Joseph I., privat ein passionierter Musikfreund und Reiter, dringt energisch auf Expansion seines Reiches und im Innern auf Reformen.

S. 60/61: AUSTRIAN ARCHIVES/CORBIS; CULTURE-IMAGES/GP (L.)

Von EVA-MARIA SCHNURR

Salutschüsse dröhnen, in den Fenstern brennen zwei Windlichter, die Wege sind mit Laternen und Fackeln geschmückt, während sich eine Prozession von Kutschen und Wagen durch die Straßen Wiens schiebt: Die neue Kaiserin zieht in ihre Residenzstadt ein.

Und der Monarch begrüßt seine Gattin mit unerhörtem Prunk: Im Hof der kaiserlichen Burg feiert ein phantastisches Rossballett das Haus Habsburg als mächtigste Dynastie der Welt. Eine eigens komponierte Oper, an der der Kaiser selbst mitgeschrieben hat, wird zu Ehren der neuen Herrin aufgeführt. Ein Feuerwerk mit 73 000 Raketen malt als Höhepunkt die Buchstaben VA und VH in den Himmel über Wien: Vivat Austria, vivat Hispania!

„Ist nicht zu beschreiben, dergleichen weder zu Pariß noch anderwärtig jemahls gesehen worden", schreibt eine zeitgenössische Wochenzeitung über die Hochzeit des Kaiserpaars. Kaiser Leopold hat sein Ziel erreicht: Seine Hochzeit mit der spanischen Königstochter Margarita Teresa soll ein Signal sein, ein Paukenschlag, zu hören in ganz Europa. Denn nun sind die beiden habsburgischen Linien, die spanische und die österreichische, wieder vereint. Leopold kann sich Hoffnungen machen, nach dem Tod von Margarita Teresas Vater, Philipp IV., spanischer König zu werden. Damit wäre seine Macht größer und strahlender als die des französischen Sonnenkönigs, Ludwigs XIV., der mit Magarita Teresas älterer Schwester verheiratet ist, aber eigentlich auf das spanische Erbe verzichtet hat.

All das soll in der Inszenierung der Vermählungsfeierlichkeiten im Dezember 1666 zum Ausdruck kommen. Kaiser Leopold persönlich hat sich in die Planungen eingeschaltet; nichts darf dem Zufall überlassen werden. Die Farbe der Sitzkissen, die Höhe der Rückenlehnen, die Reihenfolge, in der die Kutschen einrollen, all das muss ebenso wie Kleider und Schmuck der Hofleute genauestens festgelegt werden. Denn an den kleinsten zeremoniellen Details lesen die Menschen des 17. Jahrhunderts ab, wie groß die Macht eines Herrschers ist – und auf welcher Rangstufe darunter sie selbst sich einreihen dürfen.

Alle Fürsten und Könige nutzen in der frühen Neuzeit Symbole, Zeichen und Rituale, um ihre Stellung zu demonstrieren und Herrschaft zu legitimieren. Es ist ein ausgeklügeltes Kommunikationssystem, in dem jede Farbe, jedes Kleidungsstück und jede Geste eine Bedeutung hat. Bis in die Schlafkammern folgt das Leben an den Höfen solchen Regeln.





Kaiser Leopold I. in seiner goldenen Hochzeitsrüstung, spätere Kaiserin Margarita Teresa
(Gemälde von Guido Cagnacci, um 1658, Gemälde von Juan Bautista Martinez del Mazo, 1666)

GETTY IMAGES (L.); ORONOZ (R.)

Das Zeremoniell ist wie eine Fremdsprache, die Verständigung zwischen Eingeweihten erlaubt; wer bei Hofe reüssieren will, muss sie beherrschen. Es gibt sogar eine eigene Zeremonialwissenschaft, die sich ausschließlich mit Fragen von Rang und Ritual beschäftigt. Und die habsburgischen Regeln, in Wien zum guten Teil bis ans Ende der Monarchie 1918 gültig, dienen als Vorbild für ganz Europa.

Auch der Alltag von Margarita Teresa, der neuen Kaiserin, die 1666 mit gerade einmal 15 Jahren aus Spanien nach Wien kommt, um ihren Onkel und Cousin Leopold zu ehelichen, ist durch und durch vom Zeremoniell bestimmt.

Anders als Ludwig XIV., der sich schon morgens vor Hofstaat und Ministern ankleiden lässt, leben die habsburgischen Herrscher äußerst zurückgezogen. Dem Kaiser nahezukommen oder der Kaiserin, das ist für Untertanen die größte Gnade. Nur wenige Bedienstete haben Zutritt zu den Gemächern im ersten Stock der Hofburg, denen des Kaisers auf der einen und denen der Kaiserin auf der anderen Seite. Unerbittlich wachen die höchsten Beamten am Hof, Obersthofmeister und Oberstkämmerer, darüber, dass ja niemand die Regeln der vom Kaiser selbst diktierten „Kammerordnung" bricht.

Diese Ordnung bestimmt, wer welchen der fünf Räume betreten darf, die vor den Privatgemächern des Monarchen liegen. Die Ratsstube, den letzten Saal in der Zimmerflucht vor den privaten Kammern, dürfen nur noch Botschafter und Gesandte gekrönter Häupter, Erzbischöfe und Bischöfe betreten.

Türsteher versagen Unbefugten den Zutritt, während der Kaiser auf seinem Thron unter einem Baldachin Audienzen gewährt. Auch Adlige, die der Kaiser erwählt hat, als seine Kammerherren tätig zu sein, haben das Privileg, in die Ratsstube des Kaisers einzutreten; sie dürfen den Kaiser überdies jederzeit sprechen.

Kein Wunder, dass es für junge Aristokraten das Höchste ist, am Kaiserhof Dienst zu tun. Was an sich schon eine enorme Ehre darstellt, liefert in den meisten Fällen die Grundlage für eine weitere Karriere in Diensten des Kaisers, sei es als Diplomat oder Statthalter. Etwa 900 Adlige gehören unter Kaiser Leopold I. zum Hofstaat, hinzu kommt der Hofstaat der Kaiserin.

Die Hierarchie ist streng, sie durchwaltet das Leben bis in Kleinigkeiten: So steht der Oberstkämmerin der kaiserlichen Kinder ein Bett mit rot-samtenem Himmel und goldenen Fransen zu, während die Hofdamen nur Himmel aus schwarzem Samt über ihren Betten

haben dürfen. Bei Tisch darf die Fräuleinhofmeisterin auf einem Stuhl mit Polsterung sitzen, die Fräulein selbst müssen ohne solche Annehmlichkeit auskommen.

Rechte und Pflichten der Hofbediensteten, die Frage, wer von welchem Geschirr essen darf oder mit welchen Teppichen und Gobelins ein Raum geschmückt wird – all das entspricht haarklein der Rangfolge bei Hofe, an deren Spitze nur einer steht: der Herrscher.

Für Margarita Teresa, die junge Kaiserin, ist das nichts Neues. Auch in ihrem Elternhaus, dem spanischen Königshof in Madrid, unterwirft man sich dem strengen Zeremoniell. Schon ihre Taufe folgte exakten Vorgaben, den gleichen wie jede Taufe eines königlichen Kindes.

Dem spanischen Herrscherpaar darf man sich nur mit Kniefall nähern; selbst wenn die hohen Personen gar nicht anwesend sind, muss jeder Besucher sich vor Thronbaldachinen und Thronsesseln verneigen. Bei den Mahlzeiten des Königs ist jeder Handgriff der Bediensteten Regeln unterworfen: Wer welche der silbernen Platten hineinträgt, wer die Deckel lüftet, wer dem König die Serviette reicht und wer sie ihm wieder abnimmt, wer welchen Gegenstand berühren darf und wie – uhrwerkshaft präzise folgt ein genormter Handgriff dem anderen. Jede Mahlzeit findet in absolutem Schweigen statt, selbst Befehle werden durch Augenzwinkern und Gesten erteilt.

Natürlich regiert auch beim Amtsantritt eines neuen Königs ein rigoroses Protokoll: Nach dem Tod des alten Souveräns zieht sich der Nachfolger für mehrere Tage in ein Kloster außerhalb Madrids zurück. Dort empfängt er die Mitglieder seines Rats und gewährt ihnen den Handkuss – als Zeichen der Loyalität, die den Herrscher und seine Beamten in Zukunft verbinden soll.

Am Tag des Einzugs in die Residenz wird das Pferd des Königs feierlich ins Kloster geleitet, um den Monarchen abzuholen. Der Oberstallmeister schiebt ihm den Steigbügel über den linken Fuß, der Erste Stallmeister hält den rechten Steigbügel. Sodann zieht der gesamte Hofstaat in die Stadt ein. Dem König voran marschieren Trompeter und Leibwachen, hinter ihm schreiten die Gesandten der anderen europäischen Höfe, Ratsmitglieder und der Hofadel.

Auf dem Zug in die Stadt huldigen die Einwohner der neuen Majestät, für die Triumphbögen aufgebaut sind und festlicher Schmuck die Häuser ziert. In der Kirche Santa Maria wartet schon der Bischof von Toledo. Während der König vor dem Kreuz niederkniet, zelebriert der Bischof vorgeschriebene Gebete, dann geleiten die Geistlichen den Monarchen unter Gesängen bis zur Kirchentür. Hat der Herrscher zu Pferd den Palast erreicht, steigt er die Haupttreppe empor und betritt erstmals seine Gemächer. Dabei begleiten ihn die Herren seines Gefolges – jeder natürlich nur bis in den Raum, zu dem er seinem Rang entsprechend Zutritt hat.



Kaiserkutsche, gebaut um 1750 für Franz I. (Exponat der habsburgischen Kutschensammlung im Schloss Schönbrunn)



Heute wirkt derlei fast lachhaft; wer aber wie Margarita Teresa mit den Ritualen aufwuchs, für den sind sie Lebensluft. Als sie 1651 geboren wird, ist das Hofzeremoniell in Spanien schon über ein Jahrhundert alt: Ihr Ururgroßvater, Kaiser Karl V., hatte es 1548 am spanischen Hof eingeführt. Karl war Erbe des Herzogtums Burgund; er übernahm viele der zeremoniellen Gepflogenheiten, die am stilbewussten burgundischen Hof galten und mit denen er seit seiner Kindheit vertraut war.

Burgund, wo 1430 auch der Ritterorden vom Goldenen Vlies gegründet wurde, galt am Ausgang des Mittelalters als prachtvollster Hof in Europa: Nirgends waren die Hochzeiten prunkvoller, die Bankette ausladender, die Turniere gewaltiger. Vom Thron des Herzogs ging das Gerücht, er sei inwendig nicht von Holz, wie überall sonst, sondern aus purem Gold.

Der Herrscher selbst stilisierte sich zu einer entrückten Figur, den zu sehen eine Gnade, dem zu dienen heilige Pflicht des Adels war. Wer ihn sah, hatte niederzuknien, seine Mahlzeiten wur-

TONI ANZENBERGER / ANZENBERGER (L.); ERICH LESSING / AKG (O.)



Hochzeitsdiner des Thronfolgerpaars Joseph II. und Isabella von Parma, 1760
(Gemälde von Martin van Meytens, 1763)

den zu liturgischen Handlungen, ähnlich denen eines Gottesdienstes: Nicht einmal Reste seiner Mahlzeiten durften von anderen verzehrt werden.

So umgab den burgundischen Herrscher die Aura einer anderen, höheren Welt. Genau das war beabsichtigt: Zwar dienten Zugangsbeschränkungen, strenge Disziplin und klare Regelungen, wer etwa mit Lebensmitteln in Berührung kommen durfte, seit alters auch dazu, Leib und Leben des Herrschers zu schützen. Doch vor allem sollten sie eines demonstrieren: Macht und Herrlichkeit.

Im Ritual verschwinden alle menschlichen Aspekte des Potentaten; es feiert ihn als Stellvertreter Gottes auf Erden, als Majestät von himmlischen Gnaden – überträgt es doch Maß und Ordnung aus dem göttlichen Kosmos auf das irdische Regiment.

Karl V., der von Jugend an die enorme Wirkung solch scheinbarer Äußerlichkeiten sieht und zu nutzen weiß, entwickelt daraus eine regelrechte Ideologie, um die spanische Königswürde unangreifbar zu machen.

Doch Spanien ist nicht Burgund; die Regeln Kaiser Karls nehmen eine extrem katholische Färbung an, fromm und nach innen gekehrt. So werden beispielsweise Taufen und Beerdigungen nur am Hof und nicht üppig öffentlich gefeiert, denn im Verständnis des Habsburgers zählt äußere Pracht wenig. Den Machtanspruch des Königs symbolisieren weit eher Disziplin, Pflichtbewusstsein, Tugenden und Frömmigkeit. Während am burgundischen Hof noch Lebenslust regierte, wirken die durchaus prunkvollen öffentlichen Handlungen des Regenten in Madrid fast immer düster, schwer und weltabgewandt.

Bildlich greifbar wird die quasi göttliche Position des Königs am Gründonnerstag vor Ostern: In seinem Empfangssaal wäscht der Monarch zwölf Bedürftigen die Füße, serviert den Armen anschließend Speisen und Wein und schenkt ihnen Almosen und neue Kleider, genau so, wie es von Christus in der Bibel berichtet wird.

Auch in Wien pflegen die Kaiser am Gründonnerstag das Ritual der Fußwaschung. Die junge Kaiserin Margarita Teresa muss, zum ersten Mal kurz nach ihrer Hochzeit mit Kaiser Leopold, sogar selbst Hand anlegen, denn in Wien waschen auch die Kaiserinnen und die verwitwete Kaiserin zwölf alten Frauen die Füße. Und nicht nur die Fußwaschung, auch die meisten anderen zeremoniellen Elemente hat man in Wien aus Madrid übernommen. Ältere heimische Traditionen kamen hinzu, so dass das Zeremoniell nicht ganz so herb wirkt wie in Madrid.

Während dort selbst der kleinste Blick auf weibliche Reize unstatthaft ist, dürfen die adligen Hofdamen in Wien schon mal Dekolleté zeigen. Überhaupt trägt die Wiener Hofgesellschaft, zumindest wenn sich Kaiser und Hofstaat auf den Sommerresidenzen außerhalb der Stadt aufhalten, bunte Kleider nach französischer Schäfermode, sogenannte Campagne-Kleider.

In der Hofburg selbst dominiert die Farbe Schwarz: Die Damen tragen schwarze Kleider, verziert nur mit bunten Bändern und weißen Kragen; den Herren ist das ebenfalls schwarze „spanische Mantelkleid“ vorgeschrieben, das auch der Kaiser selbst trägt: ein halblanger Umhang aus Seide, dazu Pumphosen bis zu den Knien und Federhut.

Nur zu besonderen Anlässen, den Galatagen, befiehlt der Kaiser eigenen Staat: entweder die „schwarze Gala“, bei der zum alltäglichen Mantelkleid bunte Ärmel und Strümpfe kommen, oder die „goldene Gala“, bei denen die Angehörigen des Hofes in goldbestickter Kleidung und Goldbrokat-Mänteln erscheinen.

Kaiser Leopold nimmt es mit der Kleiderordnung besonders ernst: Er betont das alte Herkommen seiner Familie, Traditionen und ein zeremoniöses Erscheinungsbild, um seinen Anspruch als höchster weltlicher Potentat auf Erden zu untermauern – denn der wird von anderen absolutistischen Herrschern in Europa zunehmend in Frage gestellt.

So ähnelt seine Hochzeit mit Margarita Teresa der seines Urahnen, Karls des Kühnen, Herzog von Burgund: für kundige Aristokraten ein unverkennbares Signal, dass hier die Vormacht des habsburgischen Hauses gegenüber den Rivalen in Versailles herausgestellt werden soll. Und es ist Leopold, der die spa-

nische Tracht am Hof zur Pflicht macht, exakt jener Einheitsdress, der auch in Madrid getragen wird und der angeblich auch schon am burgundischen Hof Sitte gewesen sein soll.

Die Höflinge unterwerfen sich den Vorschriften gern, denn ihre charakteristische Uniform macht für jeden sichtbar, dass sie ein ganz besonders Privileg genießen: Sie leben dort, wo die wichtigsten Entscheidungen fallen, ja sie dürfen stolz behaupten, dass sie als Adlige immer wieder daran mitwirken, und führen vor, wie weit nach oben sie es bereits geschafft haben.

Das ausgeklügelte Formenarsenal soll also nicht die einfachen Leute beeindrucken. Es dient dazu, dem Hof als Machtzentrum besonderes Gewicht zu verleihen: Die Höflinge gewinnen im Kreis der Nobilität an Prestige. Und je mehr hohe Adelige der Kaiser am Hof versammelt, je genauer die Regeln eingehalten werden, um so mehr wird sein Ansehen in der Welt geachtet.

Eine entscheidende Rolle spielt das Zeremoniell deshalb im diplomatischen Verkehr. Wird ein Staatsgast mit zu großen Ehren empfangen, schadet das dem Kaiser – und führt dazu, dass andere Gäste in Zukunft größere Ansprüche stellen. So wird der Besuch einer russischen Gesandtschaft, die 1679 zu politischen Verhandlungen an den Hof Kaiser Leopolds reist, zu einer diplomatischen Herausforderung.

Der Hausherr beauftragt eigens eine Kommission Deputierter Geheimer Räte, um festzustellen, welcher Rang der fremden Abordnung zukommt. Soll man die Delegation des Zaren, die mit 230 Personen, 60 Wagen und 300 Pferden anreist, wie die eines Königs oder Sultans behandeln? Oder doch nur wie die eines weniger hohen Herrn?

In zähen Verhandlungen werden die wichtigsten Fragen mit den Russen geklärt: Wie weit kommen die kaiserlichen Gesandten den Gästen entgegen, die vor der Stadt auf ihr Geleit warten? Je länger die Strecke, die der Gastgeber auf die Besucher zufährt, umso ehrenvoller ist der Empfang. Und wer steigt zuerst aus der Kutsche? Späteres Aussteigen gilt schließlich als Vorrecht.

Am Ende gelingt es den kaiserlichen Kommissaren immerhin, die Moskauer nachhaltig zu beeindrucken: Eine Abordnung von 125 Wiener Bürgern, alle in Schwarz gekleidet, stehen in der Hofburg bereit, um die Geschenke der Russen für den Kaiser ins Schloss zu tragen.



Kaiser Franz Joseph I. bei der österlichen Fußwaschung an je zwölf alten Männern und Frauen, vorn: Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand (Lithografie, um 1910)

Doch damit ist die heikle Aufgabe noch lange nicht bewältigt: Auch die Audienz beim Kaiser wirft zahllose Probleme auf. Begrüßt der Obersthofmarschall die Gäste unten an der Stiege zu den kaiserlichen Gemächern – größere Ehre – oder doch etwas weiter oben? Was soll geschehen, wenn die Gäste ihre Hüte aufbehalten, wo doch selbst die obersten Hofämter keine Hüte tragen dürfen? Werden sie sich, wie gefordert, dreimal vor dem Herrscher verbeugen? Und wird der Kaiser tatsächlich, wie von den Russen erbeten, 70 Delegierten während der Audienz die Gnade eines Handkusses gewähren?

Der Kaiser höchstselbst schaltet sich in die Vorbereitungen ein, hat er doch in allen zeremoniellen Fragen das letzte Wort. „Haben ihr kayserliche mayestät solches gnädigst placidiret und gnädigst anbefohlen“, ist in den Protokollbüchern vermerkt, wo alle Einzelheiten des Empfangs genauestens festgehalten werden.

Allein ob jemand zur Rechten oder zur Linken des höchsten kaiserlichen Beamten steht oder sitzt, kann schwerste Verwicklungen nach sich ziehen: Rechts ist die ehrenvollere Seite, links dagegen bedeutet Unterordnung.

Natürlich gibt es doch immer wieder Pannen: Da küsst ein Gesandter die Hand der Kaiserin so feucht, dass sie diese anschließend abtrocknen muss, da füttert die Königin den Hofnarren bei Tisch so rasch, dass er sich verschluckt, da fällt ein Graf beim Reiterspiel vom Pferd, und Hofdamen tauschen über den Kopf der speisenden Kaiserin bei Tisch die neuesten Gerüchte aus.

Obwohl die kaiserliche Familie dem Zeremoniell mehr als jede andere unterworfen ist, zeigt man in Wien ab und zu sogar Gefühle: So soll Kaiser Ferdinand II. seinem aus dem Krieg heimkehrenden Sohn tatsächlich ohne Hut und Mantel bis an die Treppe entgegengeeilt sein.

Doch das sind Ausnahmen. Denn gerade familiäre Ereignisse wie Geburten, Hochzeiten und selbst Todesfälle sind aller persönlichen Regungen entkleidet. Kaiser und Kaiserin funktionieren als Amtspersonen, rund um die Uhr, lebenslang.

Es ist im Frühjahr 1673, als Kaiserin Margarita Teresa so schwer erkrankt, dass sie ihr Bett nicht mehr verlassen kann. Sie hat ihrem Onkel, Vetter und Ehemann, Kaiser Leopold, der sie „Gretl“ nennt, in den sechs Jahren ihrer Ehe vier Kinder geboren, sie hatte zwei Fehlgeburten. Nun ist sie zum siebten Mal schwanger, und ihr ausgezehrter Körper kann dem Infekt, der sie befallen hat, nichts entgegensetzen. Nachdem sie ihr Testament gemacht hat, stirbt sie am 12. März um zwei Uhr nachts mit nur 21 Jahren.

Man entnimmt ihr die Eingeweide (sie werden im Stephansdom bestattet) und bringt ihren Leichnam in ein Zimmer, dessen Wände mit schwarzem

Tuch verhängt sind. Ein schwarz-goldenes Podest mit Baldachin steht bereit. Dort wird sie aufgebahrt, während Geistliche an vier Altären im Raum den ganzen Vormittag über Messen lesen, während zwischen 12 und 13 Uhr alle Glocken der Stadt läuten.

Drei Tage später schreitet der Hof zur Bestattung: Der hölzerne Sarg, mit rotem Samt bezogen und mit goldenen Nägeln beschlagen, wird von 24 Kämmerern in Trauerkleidung zur kaiserlichen Gruft in der Kapuzinerkirche getragen. Den Trauerzug führen Mönche an, ihnen folgen der Wiener Stadtrat, Musikanten, Prälaten und Hofkapläne.

Hinter dem Sarg schreiten der kaiserliche Obersthofmeister und der Obersthofmeister der verstorbenen Kaiserin, der päpstliche Nuntius, die Botschafter Spaniens und Venedigs, die Tochter der Kaiserin, die spanische Botschafterin der Kaiserin und die Hofdamen der Kaiserin. Neben dem Sarg tragen zwölf Edelknaben weiße Windlichter. Der Witwer weilt indessen auf Schloss Schönbrunn – es ist Tradition, dass der kaiserliche Gemahl beim Begräbnis nicht anwesend ist.

Erst an den Beerdigungsmessen einige Tage später nimmt auch er teil. Die Augustinerkirche hat man dafür mit schwarzem Tuch ausgehängt und mit kaiserlichen Wappen geschmückt; auf einem prunkvoll mit Stuck und Bändern geschmückten Trauergerüst steht ein Porträt der verstorbenen Kaiserin, hell erleuchtet von vielen hundert Kerzen.

Ob der Kaiser trauert über den Tod seiner jungen Frau, ob er persönliche Regungen zeigt, darüber ist in den Protokollbüchern nichts verzeichnet. Am Hof des höchsten weltlichen Herrschers ist alles Politik. Stirbt die Kaiserin, wird Haupt-, Haus- und Hofklage ausgerufen: Der Kaiser befiehlt Trauerkleidung, statt prächtiger Tapisserien haben schlichte schwarze Behänge die Wände der kaiserlichen Räume zu bedecken.

Genau 14 Monate wird die Trauerzeit dauern, wie immer, wenn Kaiser oder Kaiserin sterben. Doch noch vor Ablauf eines Jahres, im Oktober 1673, heiratet Kaiser Leopold wieder, streng nach Protokoll. Das Land muss regiert werden, von Margaritas Kindern hat nur ein Mädchen überlebt, ein männlicher Thronfolger muss her. Auch der wird dann nach Protokoll getauft werden, nach Protokoll begraben, wie seine Ahnen und wie seine Erben. Das Zeremoniell behält den Hof im Griff, auch über den Tod hinaus.

SEITENBLICK

Im Spanischen Erbfolgekrieg büßte Habsburg die Vormacht in Europa ein.

VOM PECH VERFOLGT

Er war geistesschwach, scheu und kränklich, er hatte keine Nachkommen – so dass nach den Ärzten schließlich die Exorzisten gerufen wurden, vergeblich –, aber mit dem Sterben ließ er sich dann doch Zeit: Karl II., seit 1665 Spaniens Regent, entfachte durch sein pures Dasein ein Machtpoker, wie Europa es lange nicht mehr erlebt hatte. Denn seine Nachfolge war eine höchst delikate Sache.

Während der französische König Ludwig XIV. für seinen Enkel Philipp von Anjou Ansprüche auf die spanische Krone erhob, wollte Kaiser Leopold I. seinem zweitgeborenen Sohn Karl den Thron sichern, also Spanien im Einflussbereich der Habsburger halten.

Auf Druck der Seemächte England und der Niederlande ernannte Karl II. zunächst den Kompromisskandidaten Joseph Ferdinand von Bayern – einen Enkel Leopolds I. – zum Nachfolger. Aber der bayerische Prinz von Asturien starb schon 1699.

Ein neues europäisches Abkommen akzeptierte dann Karl als Thronprätendenten, somit die alte Achse Österreich–Spanien. Dafür sollten die Franzosen Neapel, Sizilien und Mailand bekommen.

Weder Kaiser Leopold noch Karl II. mochten auf diesen Plan eingehen – er hätte schließlich Spanien um seinen italienischen Besitz gebracht. Diplomaten überredeten den letzten Habsburger Spaniens zur Änderung seines Testaments. Als Karl II. am 1. November 1700 starb, bestimmte sein letzter Wille Philipp von Anjou zum Erben. Das freilich mochten weder Österreich noch England und die Niederlande dulden. So brach 1702 ein europäischer Krieg los, der bis nach Übersee ausstrahlte – geführt von glänzenden Militärs wie Prinz Eugen oder Englands Duke of Marlborough. Auch als Kaiser Leopold 1705 starb und sein ältester Sohn Joseph ihm folgte, ging die Auseinandersetzung weiter. In langen Gefechten trieb die Haager Große Allianz (das Reich, England und andere) Frankreich in die Enge.



Prinz Eugen von Savoyen
(Anonymes Porträt, Museum Cambrai)

Doch dann hatte das glücksgewohnte Habsburg einmal Pech: 1711 starb auch Kaiser Joseph I. – und mit der Nachfolge seines jüngeren Bruders Karl wäre doch entstanden, was fast alle vermeiden wollten: ein habsburgisches Weltreich wie unter Karl V.

Die Allianz zerbrach, der neue Kaiser Karl musste zurückstecken: Notgedrungen erkannte er Philipp als Spaniens Herrscher an, wurde dafür allerdings reich entschädigt. Eigentlicher Sieger aber blieb England, das neben Gibraltar Kolonialgebiete und die Lizenz für den Sklavenhandel mit Lateinamerika hinzugewann. *Rainer Lübbert, Johannes Saltzwedel*

EUROPA IN FAMILIENHAND

1618–1648
Der Dreißigjährige Krieg verwüstet Mitteleuropa. Generalissimus Albrecht von Wallenstein stellt dem Kaiser ein eigenes Heer; nach vielen Siegen Herr des nördlichen Mitteleuropa geworden, verliert der Feldherr 1634 endgültig seinen Posten und wird auf Geheiß des Kaisers ermordet.

1621–1665
Philipp IV. regiert in Spanien. Er versucht den Niedergang der Macht aufzuhalten, muss aber Rückschläge hinnehmen: 1628 kapern die Niederländer eine spanische Silberflotte, 1635 erklärt Frankreich Spanien den Krieg, 1640 erklärt sich Portugal für unabhängig.

1631
Ferdinand von Österreich heiratet Maria Anna von Spanien – eine weitere der vielen, meist prunkvoll gefeierten Eheschließungen zwischen den beiden habsburgischen Linien.

1637–1657
Kaiser Ferdinand III., hochgebildet und äußerst kunstsinnig (er komponiert selbst), befriedet das Reich.

1643–1715
König Ludwig XIV. regiert in Frankreich. Er ist seit 1660 mit der Habsburgerin Maria Theresia verheiratet, einer Tochter Philipps IV. von Spanien.

1648
Im Westfälischen Frieden von Münster und Osnabrück werden die territorialen Verwerfungen des Dreißigjährigen Krieges bereinigt.

1658
Leopold I. wird (gegen die Kandidatur Ludwigs XIV.) zum Kaiser gewählt. Er regiert bis 1705. Außenpolitisch versucht er im Westen die französische Expansionspolitik zu bremsen; privat komponiert er gern (über 200 Werke).

1659
Frankreich schließt nach langen Kriegsjahren mit Spanien den „Pyrenäenfrieden“, der ihm politische Dominanz in der Region verschafft.

1663
Neue türkische Angriffe versetzen Mitteleuropa in Angst. Ein ständiger Reichstag tagt in Regensburg.



Spaniens König Philipp IV. mit einem Hofzwerg (Gemälde von Gaspar de Crayer, um 1630)

1667
Die Hochzeit zwischen Leopold I. und seiner Nichte und Cousine Margarita Teresa von Spanien wird zur pompösen Inszenierung mit einem Pferdeballett und gigantischen Feuerwerksdarbietungen.

1665–1700
Karl II., der letzte spanische Habsburger, ist verkrüppelt und infantil (Beiname „der Verhexte“); er stirbt schließlich ohne direkten Erben.

1683
Die Türken belagern zum zweiten Mal Wien, werden aber schließlich durch Kriegsglück und Entsatztruppen (Schlacht am Kahlenberg) zum Abzug gezwungen.

1686–1699
Befreiung Ungarns und Siebenbürgens von türkischer Besatzung; Prinz Eugens Sieg bei Zenta (1697) und seine Einnahme Sarajevos führen zum Frieden von Karlowitz, der die habsburgische Vormachtstellung auf dem Balkan für geraume Zeit festschreibt.

1701–1714
Nach dem Tod Karls II. von Spanien ringen die Fürstenhäuser Europas im Spanischen Erbfolgekrieg um die Macht auf der Iberischen Halbinsel. Mit dem Tod Josephs I. 1711 wendet sich das anfängliche Glück der gegen Frankreich alliierten Mächte; schließlich wird Spanien geteilt, das Kernland bekommt der französische Anwärter Philipp V., Habsburg erhält die südlichen Niederlande, Neapel, Sardinien und Mailand.

1705–1711
Kaiser Joseph I., privat ein passionierter Musikfreund und Reiter, dringt energisch auf Expansion seines Reiches und im Innern auf Reformen.

S. 60/61: AUSTRIAN ARCHIVES/CORBIS; CULTURE-IMAGES/GP (L.)

Tuch verhängt sind. Ein schwarz-goldenes Podest mit Baldachin steht bereit. Dort wird sie aufgebahrt, während Geistliche an vier Altären im Raum den ganzen Vormittag über Messen lesen, während zwischen 12 und 13 Uhr alle Glocken der Stadt läuten.

Drei Tage später schreitet der Hof zur Bestattung: Der hölzerne Sarg, mit rotem Samt bezogen und mit goldenen Nägeln beschlagen, wird von 24 Kämmerern in Trauerkleidung zur kaiserlichen Gruft in der Kapuzinerkirche getragen. Den Trauerzug führen Mönche an, ihnen folgen der Wiener Stadtrat, Musikanten, Prälaten und Hofkapläne.

Hinter dem Sarg schreiten der kaiserliche Obersthofmeister und der Obersthofmeister der verstorbenen Kaiserin, der päpstliche Nuntius, die Botschafter Spaniens und Venedigs, die Tochter der Kaiserin, die spanische Botschafterin der Kaiserin und die Hofdamen der Kaiserin. Neben dem Sarg tragen zwölf Edelknaben weiße Windlichter. Der Witwer weilt indessen auf Schloss Schönbrunn – es ist Tradition, dass der kaiserliche Gemahl beim Begräbnis nicht anwesend ist.

Erst an den Beerdigungsmessen einige Tage später nimmt auch er teil. Die Augustinerkirche hat man dafür mit schwarzem Tuch ausgehängt und mit kaiserlichen Wappen geschmückt; auf einem prunkvoll mit Stuck und Bändern geschmückten Trauergerüst steht ein Porträt der verstorbenen Kaiserin, hell erleuchtet von vielen hundert Kerzen.

Ob der Kaiser trauert über den Tod seiner jungen Frau, ob er persönliche Regungen zeigt, darüber ist in den Protokollbüchern nichts verzeichnet. Am Hof des höchsten weltlichen Herrschers ist alles Politik. Stirbt die Kaiserin, wird Haupt-, Haus- und Hofklage ausgerufen: Der Kaiser befiehlt Trauerkleidung, statt prächtiger Tapisserien haben schlichte schwarze Behänge die Wände der kaiserlichen Räume zu bedecken.

Genau 14 Monate wird die Trauerzeit dauern, wie immer, wenn Kaiser oder Kaiserin sterben. Doch noch vor Ablauf eines Jahres, im Oktober 1673, heiratet Kaiser Leopold wieder, streng nach Protokoll. Das Land muss regiert werden, von Margaritas Kindern hat nur ein Mädchen überlebt, ein männlicher Thronfolger muss her. Auch der wird dann nach Protokoll getauft werden, nach Protokoll begraben, wie seine Ahnen und wie seine Erben. Das Zeremoniell behält den Hof im Griff, auch über den Tod hinaus.

SEITENBLICK

Im Spanischen Erbfolgekrieg büßte Habsburg die Vormacht in Europa ein.

VOM PECH VERFOLGT

Er war geistesschwach, scheu und kränklich, er hatte keine Nachkommen – so dass nach den Ärzten schließlich die Exorzisten gerufen wurden, vergeblich –, aber mit dem Sterben ließ er sich dann doch Zeit: Karl II., seit 1665 Spaniens Regent, entfachte durch sein pures Dasein ein Machtpoker, wie Europa es lange nicht mehr erlebt hatte. Denn seine Nachfolge war eine höchst delikate Sache.

Während der französische König Ludwig XIV. für seinen Enkel Philipp von Anjou Ansprüche auf die spanische Krone erhob, wollte Kaiser Leopold I. seinem zweitgeborenen Sohn Karl den Thron sichern, also Spanien im Einflussbereich der Habsburger halten.

Auf Druck der Seemächte England und der Niederlande ernannte Karl II. zunächst den Kompromisskandidaten Joseph Ferdinand von Bayern – einen Enkel Leopolds I. – zum Nachfolger. Aber der bayerische Prinz von Asturien starb schon 1699.



Prinz Eugen von Savoyen
(Anonymes Porträt, Museum Cambrai)

Ein neues europäisches Abkommen akzeptierte dann Karl als Thronprätendenten, somit die alte Achse Österreich–Spanien. Dafür sollten die Franzosen Neapel, Sizilien und Mailand bekommen.

Weder Kaiser Leopold noch Karl II. mochten auf diesen Plan eingehen – er hätte schließlich Spanien um seinen italienischen Besitz gebracht. Diplomaten überredeten den letzten Habsburger Spaniens zur Änderung seines Testaments. Als Karl II. am 1. November 1700 starb, bestimmte sein letzter Wille Philipp von Anjou zum Erben. Das freilich mochten weder Österreich noch England und die Niederlande dulden. So brach 1702 ein europäischer Krieg los, der bis nach Übersee ausstrahlte – geführt von glänzenden Militärs wie Prinz Eugen oder Englands Duke of Marlborough. Auch als Kaiser Leopold 1705 starb und sein ältester Sohn Joseph ihm folgte, ging die Auseinandersetzung weiter. In langen Gefechten trieb die Haager Große Allianz (das Reich, England und andere) Frankreich in die Enge.

Doch dann hatte das glücksgewohnte Habsburg einmal Pech: 1711 starb auch Kaiser Joseph I. – und mit der Nachfolge seines jüngeren Bruders Karl wäre doch entstanden, was fast alle vermeiden wollten: ein habsburgisches Weltreich wie unter Karl V.

Die Allianz zerbrach, der neue Kaiser Karl musste zurückstecken: Notgedrungen erkannte er Philipp als Spaniens Herrscher an, wurde dafür allerdings reich entschädigt. Eigentlicher Sieger aber blieb England, das neben Gibraltar Kolonialgebiete und die Lizenz für den Sklavenhandel mit Lateinamerika hinzugewann. *Rainer Lübbert, Johannes Saltzwedel*

Für Spanien war die düster-strenge Architektur des Escorial beispiellos. Anregungen für das Klosterschloss holte sich Philipp II. unter anderem in Flandern und Bayern.

Zitadelle der Einsamkeit

Von **HELENE ZUBER**



Wehrburg, Kloster und Palast: der Escorial bei Madrid

Das Geviert aus graubräunlichem Granit, 207 Meter lang und 161 Meter breit, wirkt abweisend mit seinen gestauchten Türmen an den vier Seiten. Inmitten der schützenden Mauern ragt die Kuppel einer Basilika auf. Der „Real Sitio de San Lorenzo del Escorial“, der sich in der Sierra de Guadarrama erhebt, ist zugleich Wehrburg, Kloster und Palast.

Gerade mal 56 Kilometer entfernt von seiner neuen Hauptstadt Madrid ließ der spanische Habsburger Philipp II. die gewaltige Anlage errichten. Mehr als 21 Jahre arbeiteten seine Architekten, der Michelangelo-Schüler Juan Bautista de Toledo und nach dessen Tod vor allem Juan de Herrera, an der Klosterresidenz, bis der damals 57-jährige Monarch 1584 einziehen konnte. Es ist der größte Renaissance-Bau der Welt.

Der Escorial, zu Deutsch: Halde, wie die Anlage nach dem kastilischen Flecken genannt wird, den der König mit Hilfe von Astrologen für sein Schloss ausgeguckt hatte, wurde stets gesehen als Spiegel der Persönlichkeit seines Bauherrn: streng, abweisend, militärisch und katholisch. „Kaltprächtig“ nannte der Schriftsteller Lion Feuchtwanger die Residenz in seinem Roman „Goya“.

Das „Time Magazine“ sah hier „das Symbol des spanischen Geistes, der sich dem Wandel widersetzt“, ein zu Stein gewordenes Dogma.

Kein Wunder, dass ausgerechnet der Diktator Francisco Franco den asketischen Monarchen bewunderte und an den Imperialismus von damals anknüpfen wollte. Deshalb ließ der Generalissimus das Denkmal für seine im Bürgerkrieg gefallenen Falangisten, das Valle de los Caidos, ganz in der Nähe aus den Felsen hauen und wählte dort seine eigene Grabstätte.

Gerade in den vergangenen Jahren aber haben Historiker versucht, Abstand von der „schwarzen Legende“ zu gewinnen. Der britische Hispanist Henry Kamen etwa widerspricht in seinem jüngst erschienenen Buch „Das Rätsel des Escorial“ der lange Zeit vorherrschenden Idee, der Bau sei ein „treues Abbild der spanischen Nation und des Monarchen, der sie regierte“, wie ein Mönch im 19. Jahrhundert geschrieben hatte. Dieser Mythos sei geschaffen worden, „um die Touristen, aber noch viel mehr, um den spanischen Nationalstolz zu befriedigen“. Kamen hingegen fragt unvoreingenommen, welche Vorbilder der Monumentalbau hat.

Auf der iberischen Halbinsel sind die allerdings nicht zu finden. Weder Philipps Vorfahren, die sogenannten Katho-

lischen Könige, noch sein Vater Karl V., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, hatten hier Paläste oder Kathedralen errichten lassen. Prägend war für den damals 21-jährigen Prinzen, schon seit fünf Jahren Regent über Spanien, eine Reise in den Norden des Imperiums im Oktober 1548, die bis Juli 1551 dauerte.

Die Reiseerfahrungen sollten seinen Geschmack ausprägen: In Norditalien beeindruckte ihn die militärische Architektur der Festungsanlagen. In Bayern logierte er in den opulenten Palästen von Fürsten und bestaunte die umfangreiche Bibliothek der Kaufmannsfamilie Fugger. Besonders aber gefiel ihm die Benediktinerabtei Ettal am Rande der Alpen. In Flandern lernte er Renaissance-Schlösser und ausgeklügelt angelegte Gärten kennen. All das Gesehene wollte er nach seiner Rückkehr in der spanischen Heimat umsetzen.

Als Anlass diente ihm 1557 sein erster großer Triumph, die Schlacht von Saint-Quentin am Tag des Heiligen Laurentius, an der er persönlich teilgenommen hatte. „Aus Dankbarkeit für den Sieg, den unser Herr mir gewährte", so schrieb Philipp, wolle er ein Kloster errichten, San Lorenzo geweiht. Es sollte fünf Jahre dauern, bis der ideale Standort nahe der Hauptstadt gefunden war, im Jagdrevier des Königs. Als Grundriss wählten die Architekten die Form eines Gitters, da der Märtyrer auf einem Rost über dem Feuer gestorben war.

Mit Granitblöcken aus der Sierra de Guadarrama entstand auf einer Grundfläche von 33 000 Quadratmetern – nur der Vatikanpalast ist größer – ein Kloster für 100 Mönche des Hieronymus-Ordens. Die sollten stets für die Seelenrettung der Königsfamilie beten. Dazu ein Seminar und eine Schule, eine Basilika, unter deren Hauptaltar ein Mausoleum für die Königsfamilie eingerichtet wurde, ganz nach der in Aachen bewunderten Grabstätte von Karl dem Großen. Um die Apsis der Kirche wurden die bescheidenen Wohnräume für den König angelegt, gegenüber eine Bibliothek. Die Fassaden folgen streng der klassizistischen Manier. Denn dem nüchternen Bauherrn missfiel die Verspieltheit des frühen italienischen Barock.

Namhafte Maler der Epoche sollten die Basilika ausgestalten. El Greco aus Toledo erhielt Weisung, das Martyrium des heiligen Mauritius darzustellen. Doch sein Auftraggeber war nicht zufrieden mit dem Werk. Der Grieche hatte die Leidensgeschichte in den Bildhintergrund verbannt und zeigte im Vordergrund eine Gruppe von Männern, denen er die Züge von Zeitgenossen verlieh. Philipp II. jedoch, der damals schon zum Vorkämpfer der Gegenreformation geworden war und sogar seinen ältesten Sohn Don Carlos, dem man Sympathien mit den protestantischen Aufständischen in Flandern nachsagte, im Kerker sterben ließ, bestand auf strenger Interpretation der Heiligenlegende. Er verbannte den Meister der langgezogenen weißen Figuren in die Sakristei.

Insgesamt 1150 Gemälde versammelte der Monarch im Escorial, darunter eines seiner Lieblingsbilder, den „Kalvarienberg" des Niederländers Rogier van der Weyden. Unter den Spaniern bevorzugte er Juan Fernández de Navarrete. Doch auch der erregte Missfallen mit einer Heiligen Familie, zu deren Füßen Tiere spielen. Bevor Navarrete wieder einen Auftrag erhielt, musste er schriftlich versprechen, „weder Hunde noch Katzen noch andere unschickliche Figuren" in sakralen Werken zu malen. Denn das hatten die Kirchenfürsten beim Konzil von Trient verboten.



Oft bis in die Nacht arbeitete Philipp II. an seinem Schreibtisch. (Ausschnitt aus einem Gemälde von Hans Eworth, 16. Jahrhundert)

Gleich zweimal war Philipp auf seiner Reise in Trient mit kirchlichen Würdenträgern zusammengekommen. Daher war er bestrebt, die Beschlüsse zur Abgrenzung gegen die Reformatoren durchzusetzen. Er verbot das Studium im Ausland und die unzensierte Einfuhr von Büchern, organisierte die Inquisition auch im Norden seines Reichs. Er gab alle jene preis, die gegen die orthodoxen Weisungen des Papstes verstießen, und übernahm mehrmals bei Autodafés persönlich den Vorsitz.

Wegen seiner unbeugsamen Rückendeckung noch für die brutalsten Auswüchse des Katholizismus lehnten Liberale und Demokraten späterer Generationen den Herrscher ab. Der Premier der Republik, Manuel Azaña, erklärte die Habsburger-Herrschaft in einer Rede 1932 zum „monströsen Irrweg der spanischen Geschichte", weil sie die Spanier „in den Dienst einer Dynastie stellt, die ihrerseits einer imperialistischen und katholischen Idee untertan ist".

Heute sehen spanische Historiker den meist in seiner schwarzen Hoftracht porträtierten König etwas milder: als einen Mittelmäßigen, der früh mit zu viel Macht belastet wurde, von seinem Schicksal überfordert und von seiner Epoche überrollt.

Die Besucher des Escorial können noch immer erahnen, wie der damals mächtigste und vielleicht einsamste Herrscher Europas lebte, wenn sie seine schlichten Räume im ersten Stock besichtigen. Gegenüber sollte seine Frau wohnen. Doch seine vier Gemahlinnen (die letzte Ehe schloss er 1570 mit seiner Nichte Anna von Österreich) und fünf seiner acht Kinder waren vor dem Einzug gestorben. In einer engen Schreibkammer arbeitete er bis in die Nacht beim Schein einer Kerze. Dort las er religiöse Schriften oder Texte über Astrologie und Alchimie aus seiner Bibliothek.

Im Alkoven nebenan steht sein kurzes Himmelbett mit rotem Baldachin und flämischen Teppichen an den Seiten. Es ragt so in den Raum, dass der von Arthritis und Gicht geplagte König im Liegen durch zwei Balkontüren zu seiner Linken über die Gärten in die weite gebirgige Landschaft blickte. Zu seiner Rechten konnte er über seinen kleinen Andachtsraum hinweg gerade auf den Hauptaltar der Basilika sehen.

Hier zog Philipp während der letzten zehn Jahre seines Lebens meist die Fäden zwischen den Niederlanden und Mexiko, Neapel und den Philippinen. Und in diesem Raum starb der unglückliche Weltenherr auch mit 71 Jahren am 13. September 1598, „nahezu genau über seiner Grabstätte, um fünf Uhr morgens", so ein Chronist, „als die Morgenröte im Osten durchbrach und die Knaben aus dem Seminar die Morgenmesse sangen".

INTERFOTO (O.); ULLSTEIN BILD (U.)





Velázquez-Porträts der spanisch-habsburgischen Infantin Margarita Teresa in rosafarbenem (um 1654), in blauem Kleid (1659),

Pinselstriche der Politik

Die kleine Margarita ist sein Liebling, sein Augenstern. Zärtlich ruft er sie „meine Freude". König Philipp IV. von Spanien (1605 bis 1665) hat schon sieben seiner acht Kinder sterben sehen, als Margarita Teresa am 12. August 1651 in Madrid zur Welt kommt. Jetzt ruht auf dem ersten Kind seiner zweiten Ehe alle Hoffnung: auf gesunde Nachkommen, auf ein neues, besseres Elternglück.

Margaritas Mutter, Maria Anna von Österreich (1634 bis 1696), ist damals erst 16, jung genug also, um einst den ersehnten Thronfolger zu gebären. Dass ihr als direkter Nichte ihres Gatten das Inzucht-Schicksal der Habsburger nicht erspart bleiben wird, dass sie etliche Kinder verlieren und am Ende nur der körperlich und geistig zurückgebliebene Karl (1661 bis 1700) als Erbe übrig sein wird, davon kann 1651 noch niemand etwas ahnen.

Mit ihren großen braunen Kulleraugen und langen blonden Löckchen zieht die kleine Infantin früh alle Blicke auf sich. Philipp IV. hat Großes mit ihr vor: Kaum der Wiege entwachsen, wird Margarita schon ihrem Onkel und Cousin Leopold von Österreich (1640 bis 1705), dem späteren Kaiser Leopold I., als Ehefrau versprochen. Der König beauftragt seinen besten Hofmaler, Diego Velázquez (1599 bis 1660), Margarita für seinen späteren Schwiegersohn zu porträtieren.

Ganze drei Jahre alt ist das Mädchen auf Velázquez' erstem Bild: „Infantin Margarita Teresa in rosafarbenem Kleid" heißt das entzückende Porträt, dass heute im Wiener Kunsthistorischen Museum hängt. Schüchtern, vornehm und nachdenklich blickt die Prinzessin an ihrem Betrachter vorbei in die Ferne, als ahnte sie schon ihre Aufgabe.

Die Infantin „ist so feierlich allein, dass sie sich an der Tischkante halten muss", schwärmt der Kunsthistoriker Martin Warnke. Oder ist sie bloß auf

ULLSTEIN BILD / IMAGNO (L.); ERICH LESSING / AKG (R.)




Reiterporträt des Prinzen Baltasar Carlos (1635), prächtiges Konterfei der Infantin Maria Teresa (um 1652)

der Suche nach Halt, nach ein wenig Geborgenheit? Bei aller Feierlichkeit scheint es, als fühle sich das Kind nicht wohl. In seinem üppig gerüschten und schleifenverzierten Kleid wirkt es unbeholfen, gezwungen, puppenhaft.

Velázquez konnte seine Beobachtergabe eben nicht ganz verleugnen – obgleich er vor allem den ausersehenen Gemahl fesseln soll. Oft hat der Künstler, seit 6. Oktober 1623 „pintor del rey“ am Hofe Philipps IV., während seiner 37-jährigen Dienstzeit Mitglieder der königlichen Familie porträtiert – Dutzende von Malen allein König Philipp und seine beiden Gattinnen. Doch am schönsten werden seine Kinderporträts: Entstanden als Instrumente habsburgischer Heiratspolitik, werden sie zu Dokumenten einer aussterbenden Dynastielinie.

Das erste der Bilder entsteht um 1630: Es zeigt Maria Anna (1606 bis 1646), die Schwester des Königs und spätere Ehefrau Kaiser Ferdinands III. Dann widmet sich Velázquez dem Prinzen Baltasar Carlos: Er malt ihn als Zweijährigen mit einem Zwerg, als Dreijährigen im Reifrock, als Fünfjährigen zu Pferd, im Jahr darauf als Jäger.

Nach Baltasars Tod (1646, vermutlich durch Pocken) porträtiert Velázquez mehrmals die Infantin Maria Teresa (1638 bis 1683). Philipps achtes Kind – das einzige aus erster Ehe, welches das Erwachsenenalter erreicht – wird 1660 den französischen König Ludwig XIV. heiraten, einen Cousin mütter- wie väterlicherseits.

Offenkundiger Liebling des Vaters und seines Hofmalers aber wird die jüngere Halbschwester Margarita Teresa. Velázquez malt sie im Alter von drei, fünf und acht Jahren, insgesamt mindestens sechsmal. Die glanzvollsten Porträts sammeln sich in Wien, etwa die „Infantin Margarita Teresa in blauem Kleid“ (1659). Im prunkvollen Reifrock sieht die Achtjährige beinahe wie 18 aus.

Im selben Jahr porträtiert Velázquez zum letzten Mal einen kleinen Habsburger: Prinz Philipp Prosper, der, wie so viele seiner Geschwister, nur wenige Jahre lebt. Kurz darauf, am 6. August 1660, stirbt der Maler 61-jährig in Madrid. Philipps jüngstes Kind, den ersehnten Thronfolger Karl, hat er nicht mehr erblickt. Dennoch weisen die Kinderporträts auf das fatale Ende der spanischen Habsburger voraus.

Als Karl am 1. November 1700 kinderlos stirbt, erheben Leopold I. wie König Ludwig XIV. Anspruch auf den spanischen Thron – nicht zuletzt weil beide mit einer ehemaligen Infantin verheiratet waren. Selten haben fürstliche Porträts so unmittelbar weltpolitische Folgen. *Sophie von Puttkamer*

Ein Heer aus Österreichern, Polen, Bayern und Sachsen schlug 1683 die Türken vor Wien vernichtend. Der Sieg ebnete den Habsburgern das Terrain – in Südosteuropa wurde Österreich zur führenden Macht.

Sturm auf den „Goldenen Apfel“

Von **JAN PUHL**

Sultan Mehmed IV. ist siegesgewiss: Diesmal will er nach dem „Goldenen Apfel“ greifen, wie die Türken Wien nennen. Bevor Mehmed im Frühjahr 1683 seine Streitmacht in Marsch setzt, schreibt er an Kaiser Leopold I., seinen Gegner: „Wir sind im Begriffe, Dein Ländchen mit Krieg zu überziehen.“ Siegesgewiss diktiert der Sultan: „Vor allem befehlen wir Dir, Uns in Deiner Residenzstadt zu erwarten, damit Wir Dich köpfen können.“ Er werde die „Giauren“, die Ungläubigen, den „grausamsten Qualen aussetzen und dann dem schändlichsten Tod übergeben“.

Wien ist schon lange Ziel allen Sehnens und Strebens für die Herrscher der Hohen Pforte. Jahrhundertelang haben die Türken Europa berannt, 1521 fiel Belgrad an sie, fünf Jahre später eroberten sie den größten Teil Ungarns. Sogar vor Wien standen sie bereits einmal, 1529. Doch damals kam den Belagerten ein früher Wintereinbruch zu Hilfe, der die Türken zum Abzug zwang.

Diesmal muss es also klappen. Wer Wien unterwirft, kontrolliert den Zugang nach Westeuropa. Sultan Mehmed will sein Reich dorthin ausdehnen. Deshalb übergibt er die grüne Fahne des Propheten an seinen Großwesir Kara Mustafa, auf dass der sie über den Zinnen von Wien hisse.

Am 13. Juli gelangt die Vorhut der Türken nach Wien. „Der Herzog von Lothringen, der damals noch auf der Praterinsel stand, ließ sofort die Vorstädte anzünden“, notierte Oberstleutnant Johann Georg von Hoffmann später. Dem Feind soll keine Deckung geboten werden. Innerhalb der gewaltigen Bastionen, die Wien umschließen, ist die Lage verzweifelt. Feldzeugmeister Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, dem Kommandanten der Stadt, unterstehen etwa 11 000 Soldaten und weniger Geschütze als Kara Mustafa. Schon eine Woche vorher hatten sich kaiserliche Savoyen-Dragoner mit Tatarenschwärmen, die auf Seiten der Türken kämpfen, bei Regelsbrunn ein Gefecht geliefert. In Panik setzt sich, wer Geld und Wagen hat, aus Wien nach Westen ab; vorneweg rollt die Kutsche des Kaisers.



Großwesir Kara Mustafa

Europa hat den Sturm aus dem Osten kommen sehen. Jahrelang haben kaiserliche Gesandte in Venedig, beim Kurfürsten von Sachsen, in Bayern und beim polnischen König für die Türkenabwehr geworben. Es sind mühevolle Verhandlungen. Die muslimische Gefahr lässt Europas Fürsten ihre Ambitionen und Eitelkeiten keineswegs vergessen. So will der Polen-König Jan III. Sobieski sein Militärkontingent nur stellen, wenn er selbst den Oberbefehl führen darf – über alle kaiserlichen Truppen.

Noch Anfang Juli unterstehen Leopold I. viel zu wenig Soldaten, um Kara Mustafa, der mit mehr als 200 000 Mann anrückt, wirkungsvoll entgegentreten zu können. Es soll noch gut einen Monat dauern, bis die Alliierten ihre Armeen zusammengezogen haben.

Ende Juli schließt sich der Belagerungsring um Wien. Es ist ein Krieg der Kanoniere und Baumeister. Nachdem Kara Mustafa einen Platz für seine Zeltburg auf der Schmelz gefunden hat, lässt er seine Pioniere ein gewaltiges Labyrinth aus Laufgräben ausheben. Die Wiener wühlen ihre Schützengräben den Türken entgegen, versuchen mit Ausfällen die Bauarbeiten zu stören. Über die Köpfe der Grabenden und Kämpfenden rollt der Donner der Artillerie.

„Mit welchem Herzeleid ich unser liebes Vaterland also ruiniert ansehen muss“, klagt in einem Brief an die Stadt Baron Georg Christoph von Kuniz, der als kaiserlicher Botschafter die Kämpfe aus dem Lager des Großwesirs mitansehen muss. Der Diplomat berichtet unter dem Schutz der Immunität, dass die Wiener „Hagelmörser de facto stattlichen Effekt getan und dem Feind großen Schaden zugefügt“ hätten. Deshalb wolle Kara Mustafa „künftig den Unsrigen mit Minieren zusetzen“. 5000 Mineure haben die Türken vor die Stadt gebracht. Sie treiben Stollen unter die Schanzen und bringen dort Sprengladungen an. Die erste explodiert am 23. Juli und schickt „100 oder 200 Giauren in das ewige Feuer der Hölle“, wie ein türkischer Beobachter notiert.

Um Grabungen früh zu erkennen, stellen die Wiener in den Häusern nahe der Stadtmauer Wasserbottiche auf. Schlägt das Wasser Wellen, nähern sich die Türken. Die Stadtbesatzung gräbt ihnen entgegen. Treffen die Schächte aufeinander, entbrennen Gefechte unter der Erde.

ALFREDO DAGLI ORTI / BPK



Schlacht am Kahlenberg 1683 (Gemälde von Jan Wyck, 1698)

Die Situation wird immer ernster. Graf Starhemberg lässt jeden verpflichten, der Waffen tragen kann. Studenten kämpfen gegen die Türken Seite an Seite mit Handwerkern und Gastwirten. Die haben ohnehin wenig zu tun. Denn längst sind die Lebensmittel im verwöhnten Wien knapp, die Bürger brutzeln sich schon „Dachhasen". Das süßliche Fleisch der gebratenen Katzen lasse sich mit gesalzenem Speck „temperieren", empfiehlt ein Zeitgenosse.

Doch auch Kara Mustafa gerät im August langsam unter Zeitdruck. Der Sturm der Türken hat sich vor den Wiener Bastionen verrannt, die Truppen erleiden hohe Verluste. Nachts stehlen sich Deserteure davon. Essen wird knapp, weil die Tataren die Umgebung verwüstet haben. Vor allem aber droht nun die Ankunft einer alliierten Streitmacht. Allein Jan III. Sobieski führt von Norden 27 000 Polen und Litauer heran.

Doch Kara Mustafa wendet sich nicht von Wien ab und dem neuen Feind entgegen. Er versucht stattdessen im Wettlauf gegen die Zeit, die Stadt einzunehmen, bevor der Entsatz da ist – ein schwerer strategischer Fehler.

Sobieski will losschlagen. In einem Brief an seine Gemahlin Maria Kasimira beschwert er sich über „endlose Kriegsversammlungen, die Langsamkeit, die Unentschlossenheit" und „Ärgernisse, welche die Etikette" bei den Zusammenkünften der alliierten Heerführer mit sich bringt. Endlich, am 12. September, können die fast 60 000 Mann aus Venedig, Bayern, Sachsen, Franken, Schwaben, Baden, Oberhessen und Polen angreifen. Oberstleutnant Hoffmann aus Wien: „Die ganze Stadt war auf die Wälle geeilt, und heiße Gelübde stiegen zum Himmel empor." Zwölf Stunden wogt der Kampf, der als „Schlacht am Kahlenberg" in die Geschichte eingeht. Den entscheidenden Schlag führt Sobieski mit der Kavallerie von den Höhen des Wienerwaldes hinab. Die Türken wenden sich zur Flucht.

Wien atmet nach 61 Tagen Belagerung auf. „Die ganze Artillerie, das ganze Lager der Osmanen, unermessliche Reichtümer sind uns in die Hände gefallen", schreibt Sobieski an seine Frau: „Gott sei hochgelobt in Ewigkeit!" Die kaiserlichen Truppen verzichten darauf, den Türken nachzusetzen, und plündern lieber das verlassene feindliche Lager. Die Katastrophe vor Wien markiert den Anfang vom Ende des Osmanischen Reiches.

Nach der Schlacht treffen sich Sobieski und der Kaiser bei Schwechat vor Wien. Die Atmosphäre ist frostig: Leopold kann den kämpferischen Lebemann aus Polen nicht leiden, der dazu noch den Sieg gegen die Türken erfochten hat. Er fürchtet wohl, das Königreich Polen könnte noch stärker werden. Tatsächlich fügt Sobieski den Türken in der folgenden Zeit weitere schwere Niederlagen zu. Dennoch gelingt es den Polen nicht, aus ihren Verdiensten um die Türkenabwehr auf Dauer neues politisches Gewicht in Europa zu gewinnen. Nach dem Tod Sobieskis 1696 versinkt das Wahlkönigreich sogar im Chaos.

Habsburg unter Leopold nutzt dagegen den Sieg, um die Osmanen aus Ungarn und Siebenbürgen zu vertreiben. 1687 beschließt der ungarische Reichstag, dass die Habsburger fortan ein erbliches Recht auf die Stephanskrone haben sollen. Erst 1699 endet der sogenannte Große Türkenkrieg, in dessen Verlauf Prinz Eugen von Savoyen zum führenden Feldherrn des Hauses Österreich aufsteigt. Die Monarchie in Wien kann sich nun als Beschützer des Abendlandes gerieren. Bis zum Ersten Weltkrieg bleibt Österreich die Hegemonialmacht im südöstlichen Europa.

Kara Mustafa setzt sich nach der Schlappe vor Wien nach Belgrad ab. Dort erreichen ihn Gesandte des Sultans, der die grüne Fahne zurückfordert. „Ist mir der Tod bestimmt?", fragt er die Delegation. „Gewiss, es muss sein", lautet die Antwort. Noch vor dem Mittagsgebet am 25. Dezember lässt Kara Mustafa die Henker eintreten. Er hebt seinen Vollbart, damit sie die Seidenschnur gut anlegen können. Zwei- oder dreimal ziehen sie die Schlinge zu, dann ist der Belagerer Wiens tot.



Indem die Habsburger vorgaben, Ungarn vor den Türken zu schützen, verleibten sie sich das Land ein. Das Volk leistete Widerstand, aber die Doppelmonarchie konnte sich jahrhundertelang dahinschleppen.

Unterdrückung an der Donau

Von UWE KLUSSMANN

Unter roten Fahnen ziehen Arbeiter, meuternde Soldaten, Matrosen und Studenten am 28. Oktober 1918 über die breiten Straßen der ungarischen Hauptstadt und stecken sich Astern an ihre Mützen. Der Erste Weltkrieg mit Hunderttausenden Kriegstoten hat das Volk zur Verzweiflung getrieben.

Am 30. Oktober besetzen Mitglieder eines bewaffneten Soldatenrats Bahnhöfe und zentrale Straßenkreuzungen Budapests. Sie rufen „Nieder mit den Grafen“, „Nie wieder Krieg“ und „Alle Macht den Räten“. Demonstranten schneiden Offizieren die Hoheitszeichen von der Uniform. Tags darauf beendet Ungarn den Staatenbund, die „Realunion“ mit Österreich.

Damit zerbricht Österreich-Ungarn, nach Russland der zweitgrößte Flächenstaat in Europa. Österreichs Kaiser Karl I., zugleich König von Ungarn, hatte am 26. Oktober in einem Telegramm an den



Franz Joseph, Kaiser und König, und seine Ehefrau Elisabeth („Sisi“) nehmen im Juli 1896 in Budapest die Huldigungen der ungarischen Würdenträger entgegen.
Nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 kam es mehr denn je auf feine Unterschiede an: Formal waren die beiden Staaten selbständig, mit dem Monarchen als Bindeglied. Gemeinsame Institutionen wurden als kaiserlich und königlich (k. u. k.) bezeichnet, die der österreichischen Reichshälfte als kaiserlich-königlich, die der ungarischen als königlich-ungarisch.
Für den österreichischen Teil, zu dem unter anderem auch Böhmen gehörte, bürgerte sich der Begriff „Cisleithanien“ ein, abgeleitet vom Grenzfluss Leitha. Der Name „Transleithanien“ für Ungarn war weniger gebräuchlich.

deutschen Kaiser Wilhelm II. dem „Teuren Freund“ das Bündnis aufgekündigt. Der Herrscher in Wien will seine Macht retten, indem er einen Separatfrieden mit den Westmächten sucht.

Es hilft ihm nichts. Ungarns neue Regierung fordert seine Abdankung, auch in Österreich hat er seinen Rückhalt verloren. Am 11. November verkündet der bedrängte Kaiser, er „verzichte auf jeden Anteil an den Staatsgeschäften“, nicht ohne „Meinen Völkern“ noch einmal seine „unwandelbare Liebe“ zu versichern.

Aber die wird nicht mehr erwidert. Ungarn treibt ins Chaos. Erst eine bürgerlich-sozialdemokratische Regierung, dann die Ungarische Räterepublik nach leninschen Prinzipien, endlich das rechtsautoritäre Regime des Konteradmirals a. D. Miklós Horthy, das noch ins Schlepptau Hitlers gerät – ruhmloser, chaotischer, blutiger hätte die Geschichte der multinationalen Monarchie schwerlich enden können.

Blut und Chaos hatte Ungarn allerdings auch schon viele Jahrhunderte zuvor erlebt. Die Herrschaft des Hauses Habsburg über die Magyaren, wie die Ungarn sich nennen, beendete sogar ein besonders grausames Schreckenskapitel. Als sich Erzherzog Ferdinand von Österreich am 16. Dezember 1526 auf einer Versammlung in Pressburg (heute Bratislava) von Adligen zum König von Böhmen und Ungarn wählen lässt, gelangen immer größere Teile des Landes in die Hände osmanischer Eroberer.

Die Okkupanten massakrieren und drangsalieren die ungarische Bevölkerung. Sie verschleppen Magyaren in Massen als Sklaven in den Orient. Durch hemmungsloses Abholzen verwandelt sich die Tiefebene in die steppenartige Puszta des ungarischen Südens. Seuchen und Hungersnöte entvölkern ganze Landstriche.

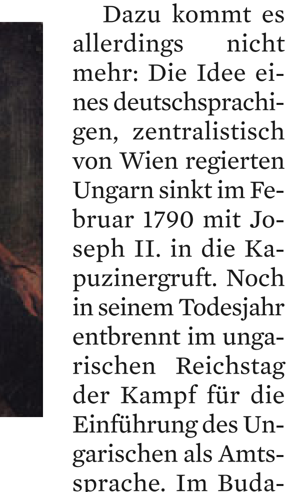
Die türkische Besetzung Ungarns endet erst nach der gescheiterten Belagerung Wiens durch die Osmanen 1683 (siehe Seite 72). Drei Jahre später erobern die Habsburger Buda, den heutigen Ortsteil von Budapest. 1687 erkennen die ungarischen Stände den neunjährigen Erzherzog Joseph als erblichen König von Ungarn an. Die Herrschaft über das Land der Magyaren lässt Österreich zur Großmacht aufsteigen.

Doch obwohl die Habsburger sich als Schutzmacht gegen die Türken präsentieren, stoßen sie auf Widerstand. Vor allem in den unteren Volksschichten, etwa bei den Bauern, findet der Rebellenführer Ferenc Rákóczi ab 1703 Kämpfer für ein unabhängiges Ungarn. Auf dem Höhepunkt der Aufstandsbewegung befehligt Rákóczi eine Husarentruppe von 75 000 Mann und dringt bis an den Stadtrand von Wien vor.

Erst 1708 gelingt es den Habsburgern, Rákóczi militärisch zu schlagen. Der Rebellenführer flieht über Paris ins Osmanische Reich. Im Gedächtnis seines Volkes bleibt er ein romantisch verklärter Held.

Das Haus Habsburg aber bindet die ungarischen Stände 1722/23 noch enger an sich. Ungarns Hochadel, die Magnaten, behalten ihre Privilegien, beispielsweise die Steuerfreiheit. Im Gegenzug akzeptieren sie, dass ihr Land „unteilbar und untrennbar“ mit Österreich verbunden sei.

Dessen Kaiserin Maria Theresia, die seit 1757 den Titel des „Apostolischen Königs von Ungarn“ trägt (siehe Seite 80), umwirbt die Magyaren und siedelt zugleich unter ihnen Zehntausende von Familien aus Süddeutschland an. Während die Kaiserin diese Kolonisierungspolitik noch durch maßvolle Appelle ausgleicht, die „ungarische Nation gut zu behandeln“, geht ihr Sohn Joseph II. gröber vor. Er verzichtet darauf, sich zum König der Ungarn krönen zu lassen, und will das Land in einen Einheitsstaat mit Deutsch als Amtssprache zwängen.




Rebellenführer Ferenc Rákóczi

Dazu kommt es allerdings nicht mehr: Die Idee eines deutschsprachigen, zentralistisch von Wien regierten Ungarn sinkt im Februar 1790 mit Joseph II. in die Kapuzinergruft. Noch in seinem Todesjahr entbrennt im ungarischen Reichstag der Kampf für die Einführung des Ungarischen als Amtssprache. Im Budapester Alltag aber bleibt Deutsch noch lange vorherrschend.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist Ungarn ein rückständiger, vernachlässigter Teil des Habsburger-Reiches. Das Land dient der sich entwickelnden österreichischen Industrie vor allem als Absatzmarkt und Arbeitskräftereservoir. Bauern sind immer noch Leibeigene; der Adel besitzt vier Fünftel des Bodens, für den er keine Steuern zahlt.

Zwar erreicht der technische Fortschritt allmählich auch Ungarn: Ab 1830 verkehren Dampfschiffe auf der Donau von Wien nach Budapest. Im Juli 1846 fährt die erste Dampflok aus dem Budapester Westbahnhof, drei Jahre später verbindet eine Kettenbrücke die beiden Teile der ungarischen Hauptstadt. Aber mit diesen Errungenschaften geht kein politischer Fortschritt einher. Die allzu gleichgültige Herrschaft Habsburgs erzeugt ein weltanschauliches Vakuum, das einige entschlossene Revolutionäre zu füllen versuchen.

Lajos Kossuth, Sohn einer deutschen Mutter und eines ungarischen Rechtsanwalts, wird zum Hoffnungsträger eines neuen Ungarn. 1802 geboren, engagiert er sich schon mit 23 Jahren für die Nationalliberalen. Als Chefredakteur einer nationalliberalen Zeitung fordert er ab 1840 die Besteuerung des Adels, die Abschaffung der Leibeigenschaft und Ungarisch als Amtssprache.

Der glanzvolle Publizist ist zugleich ein begnadeter Redner. Mal gestikulierend und donnernd, mal mit sanften Tönen zieht er die Zuhörer in seinen Bann. 1847 gewinnt er ein Mandat für den ungarischen Reichstag.

Dort hält er am 3. März 1848 eine zündende Rede gegen die „Bleikammern des Wiener Systems“ und deren „verpestete Luft“. Kossuth fordert eine Verfassung, gleiches Wahlrecht für alle und eine dem Reichstag verantwortliche ungarische Regierung. Es gärt überall in Europa.

Wenige Tage später entflammen Verse eines jungen Dichters den rebellischen Geist der ungarischen Jugend. Der 25-jährige Schriftsteller Sándor Petőfi, ein Anhänger der ungarischen Unabhängigkeit, mobilisiert am 15. März in Budapest vor dem Nationalmuseum zehntausend Gleichgesinnte.

Bald scheint die Volksbewegung zu triumphieren. Sie bringt eine ungarische Regierung an die Macht, als deren führender Kopf Kossuth agiert. Der ungarische Reichstag beschließt einen eigenen Haushalt, die Ausgabe eigener Banknoten und die Schaffung einer Armee. Aber Habsburg antwortet mit Gewalt. Von September 1848 an versuchen seine Truppen, die ungarische Rebellion bewaffnet niederzuschlagen.


Der Dichter Sándor Petőfi im Feldlager

Im Januar 1849 besetzt Wiens Armee Budapest, doch Kossuth ruft im April 1849 die Unabhängigkeit Ungarns aus und erobert die Hauptstadt im Mai zurück. Da bittet Habsburg den russischen Zaren um Hilfe.

Russische Truppen ziehen im Sommer 1849 gemeinsam mit Österreichern gegen die ungarische Revolutionsarmee in die Schlacht. Schätzungsweise 50 000 Ungarn fallen, auch der Dichter Petőfi. Kossuth flieht im August ins Osmanen-Reich.

Nun nimmt der monarchische Machtstaat gnadenlose Rache an den Aufständischen. Von Oktober 1849 an lassen die Österreicher mehrere Dutzend Anführer und Generäle der Ungarn hinrichten. Das Haus Habsburg demonstriert damit jenen Hang zum „Despotismus“ und zur „Herrschsucht auf allen Gebieten“, den ihm der preußische König Friedrich II. schon 1752 attestierte.

Der Sieg des erst 19 Jahre alten Kaisers Franz Joseph über die Ungarn täuscht manche Zeitgenossen noch eine Weile darüber hinweg, dass die Monarchie bereits an Altersschwäche leidet. Im Zeitalter des Nationalitätenprinzips hat die Wiener Dynastie den Völkern keine einigende Idee mehr zu bieten – ein fatales Manko, auch



Türkenkriege
Gebietserweiterungen der Habsburger im Donauraum

ERICH LESSING / AKG (L.); SCHILLER / ARTOTHEK (O. M.)



angesichts der rasanten Bevölkerungsentwicklung.

Je mehr Budapest zur Großstadt wird, desto mehr wächst eine Rivalin heran, auf eigenen geistigen Grundlagen. Budapests Einwohnerzahl versiebenfacht sich von 1830 bis 1900 auf 733 000.

Zu einem Motor der Modernisierung Ungarns wird die jüdische Minderheit. Deren Anteil an der Bevölkerung Budapests verzehnfacht sich von 1848 bis 1910 auf 203 000, das sind 23 Prozent der Hauptstädter. Dass sich Budapest zum Finanz- und Medienzentrum entwickelt, ist maßgeblich den überdurchschnittlich gebildeten Juden zu verdanken. 1906 erscheinen in der Stadt 39 Tageszeitungen, drei mehr als in Berlin.

Meist assimilierte Juden reüssieren als Ärzte, Rechtsanwälte und Besitzer und Direktoren von Banken. Als „Ersatzbürgertum“, so der Ungarn-Kenner Paul Lendvai, verkörpern sie Selbstbewusstsein und Liberalismus. Das schürt die Wut rechter Antisemiten auf Budapest als „Judapest“. Jüdische Intellektuelle und Arbeiter schließen sich zahlreich der rasch wachsenden marxistischen Arbeiterbewegung an, darunter auch der Versicherungsangestellte Béla Kohn, der sich später ungarisch Kun nennt.

In Budapest gedeiht ein Netz aus verschuldeten Adligen und jüdischen Finanziers. Diese Allianz hält selbst dann noch, als Admiral Horthy das ungarische Staatsschiff schon tief in faschistisches Fahrwasser steuert – bis die Nazis 1944 Horthy stürzen, auch weil er sich gegen die exzessive Judenvernichtung sträubt.

Ein jüdischer Journalist ist es, Miksa (Max) Falk – nebenbei Ungarischlehrer der Kaiserin Sisi –, der 1866 einen pragmatischen Kompromiss zwischen der österreichischen und der ungarischen Elite mit einfädelt. Nach einigem Zögern stimmt der Kaiser im folgenden Jahr einem vertraglichen „Ausgleich“ zwischen Österreich und Ungarn zu. Die beiden Reichshälften sind mit eigenen Regierungen und Budgets innenpolitisch weitgehend selbständig.

Am 8. Juni 1867 feiern die Habsburger in Buda pompös die Versöhnung mit den Ungarn. Bei der Krönung des 36-jährigen Kaisers Franz Joseph I. zum ungarischen König ziehen schmetternde Husaren, hochadlige Fahnenträger und der Kaiser zu Pferd in der Uniform eines ungarischen Generals von der Burg zur Matthiaskirche. Für das Volk gibt es gebratene Ochsen und Wein gratis. Nur der Gesandte der Schweiz fühlt sich an einen „Faschingsmummenschanz“ erinnert und sieht in dem Fest „ein Stück Mittelalter“. Die Monarchie nennt sich künftig „kaiserlich und königlich“ („k. u. k.“).

Hinter der Fassade der Doppelmonarchie geht es doppelbödig zu. Die Ungarn bekommen eine selbständige Finanzverwaltung, aber nicht das Recht, eigenes Geld zu drucken. Die Armee bleibt ein österreichisches Machtinstrument; von vielen Ungarn wird sie als Besatzungstruppe empfunden.

Ungarn ist im k. u. k. Reich, das bei Literaten bald „Kakanien“ heißt, nur ein „Pseudo-Nationalstaat“ ohne allgemeines Wahlrecht, so der amerikanische Historiker Robert Kann. Die Ungarn fühlen sich benachteiligt, aber unterdrücken selbst andere Volksgruppen wie Slowaken, Kroaten und Rumänen. Viele Bürger üben sich in Heuchelei gegenüber der Obrigkeit. Lächelnd und mit charmanten Worten signalisieren sie Loyalität, wo es keine mehr gibt.

Nationalist Miklós Horthy

Die gespielte Treue vieler Untertanen korrespondiert mit der Überheblichkeit des Herrschers. „Ich habe alles geprüft und erwogen“, schreibt der fast 84-jährige Kaiser Franz Joseph Ende Juli 1914 in seiner Entscheidung für den Krieg, der zum Weltkrieg wird.

Das „Fortwursteln“ Franz Josephs, wie es Zeitgenossen nennen, führt in die Katastrophe. Die kann sein Nachfolger nicht abwenden. Nach dem Tod des Kaisers im November 1916 tritt der 29-jährige Karl I. an die Spitze des Doppelreiches. Die Krönung des führungsschwachen Erzherzogs zum König von Ungarn im Dezember 1916 gerät zum operettenhaften Schaugepränge.

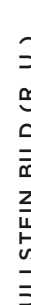
Doch die Abwicklung des Reiches hat schon begonnen. Niederlagen an den Fronten in Russland und Italien und Hunger in der Heimat lassen die morschen Bande reißen, die Volk und „Kaiser-König“ verbinden.

Streiks und Plünderungen und meuternde Soldaten bringen den Thron ins Wanken. Vom 23. bis 26. Oktober 1918 genießt der Monarch mit seiner Gemahlin Zita in Ungarn noch einmal inszenierte Treukundgebungen.

Zwei Tage später beginnt die Revolution und mit ihr der Absturz in die rote Räterepublik. An die Stelle betulicher Beamter treten für wilde Monate revolutionäre Romantiker, Rabauken und kosmopolitische Literaten. Die schocken das bürgerliche Publikum der Donaumetropole mit Broschüren über freie Liebe unter denkbar unhabsburgischen Titeln wie: „Kommunisieren wir Sofie?“



Siegreiche Revolutionäre am 30. Oktober 1918 in Budapest





Ein Diadem als Krone

Sie ist und bleibt die beliebteste Frau der österreichischen Geschichte: Kaiserin Maria Theresia. Dabei zeigt sich hinter vielen hübschen Anekdoten ein vielschichtiger, durchaus machtbewusster Charakter.

Von **BRIGITTE HAMANN**



Maria Theresia (auf Schimmel reitend) in der Wiener Hofreitschule, 1743 (Ölgemälde von Martin van Meytens)

REFORM UND REVOLUTION

1711–1740
Kaiser Karl VI. muss nach dem plötzlichen Tod seines Bruders Joseph I. den spanischen Kriegsschauplatz verlassen.

1713
In der „Pragmatischen Sanktion" verfügt Karl VI. die weibliche Erbfolge, sofern kein männlicher Nachkomme bereitsteht.

1717
Prinz Eugen von Savoyen erobert Belgrad. Im Jahr darauf markiert der Friede von Passarowitz die größte Ausdehnung der Habsburger auf dem Balkan.

1736
Prinzessin Maria Theresia (geb. 1717) heiratet Franz Stephan von Lothringen.

1740
Nach dem Tod Karls VI. beginnt seine Tochter Maria Theresia sogleich in Habsburgs Stammlanden zu regieren. Friedrich II. von Preußen marschiert in Schlesien ein.

1745
Franz I. Stephan wird zum Kaiser gewählt.

1748
Der Friede von Aachen markiert das Ende des seit 1740 dauernden „Österreichischen Erbfolgekriegs" um die Position Maria Theresias: Habsburg verliert Schlesien, Parma und Piacenza sowie Teile der Lombardei.

1756-1763
Siebenjähriger Krieg zwischen Preußen, Hannover und England auf der einen, Österreich, Frankreich und Russland auf der anderen Seite.

1768
Maria Theresia verfügt ein einheitliches Strafgesetz.

1772
In der ersten polnischen Teilung annektiert Österreich Galizien und Lodomerien (Rotrussland).


Napoleons Heirat mit Marie Louise von Österreich, 1810 (Gemälde von Georges Rouget, 1811)

1780
Maria Theresia stirbt in Wien, ihr Sohn und Mitregent, Kaiser Joseph II., treibt die Reformen beschleunigt voran: 1781 endet die Leibeigenschaft, etwa 1300 Klöster werden laisiert, Waisen- und Krankenhäuser gegründet.

1789
Die Französische Revolution stellt europaweit das Adelsregiment in Frage.

1790
Joseph II. stirbt. Sein Bruder Leopold II. versucht, durch Mäßigung des Reformtempos Sympathien zurückzugewinnen.

1792
Franz II. wird Kaiser. Das revolutionäre Frankreich erklärt Österreich den Krieg (Beginn der Koalitionskriege).

1793
Marie Antoinette, Tochter Maria Theresias und Witwe des hingerichteten Ludwig XVI. von Frankreich, wird in Paris geköpft.

1795
Aufteilung Polens: Im Vertrag zwischen Preußen, Österreich und Russland fällt dem Habsburgerreich Westgalizien mit Krakau, Lublin und Radom zu.

1797
Im Frieden von Campo Formio muss Österreich seine Besitzungen am linken Rheinufer abtreten; außerdem tauscht es Belgien gegen einen Teil der Republik Venedig ein.

1804
Franz II. nennt sich als „Kaiser von Österreich" Franz I.

1805
Im Dritten Koalitionskrieg besiegt Napoleon die Österreicher bei Ulm und zieht in Wien ein. Im Frieden von Pressburg muss Österreich zahlreiche Gebiete abtreten.

1806
Franz II. verzichtet auf die alte Kaiserkrone. Damit erlischt das Heilige Römische Reich Deutscher Nation.

1809
Eine anfangs erfolgreiche nationale Erhebung Österreichs gegen Napoleon endet mit dessen Sieg in der Schlacht bei Wagram. Österreich muss Gebiete an die Nachbarn abtreten.

1810
Napoleon heiratet Marie Louise von Österreich. Der gemeinsame Sohn Napoleon Franz wird kurz nach seiner Geburt 1811 zum König von Rom ernannt.

1814/15
Der Wiener Kongress restauriert bereinigend die vornapoleonische Ordnung Europas.

1815
„Heilige Allianz" zwischen Österreich, Russland und Preußen.

1835
Franz I. stirbt, sein Sohn Ferdinand I. („der Gütige") folgt ihm auf Österreichs Thron.



Habsburgs erste und einzige Alleinherrscherin: das Denkmal für Maria Theresia vor dem Kunsthistorischen Museum in Wien

Am 13. Mai 1888 wurde in Wien ein neues Denkmal enthüllt. 15 Jahre hatten der Bildhauer Kaspar Zumbusch und der Architekt Carl Freiherr von Hasenauer an ihrem 20 Meter hohen Werk gearbeitet. In zentraler Lage, zwischen dem damals neuen Naturhistorischen und dem Kunsthistorischen Museum an der Ringstraße, ehrte Österreich an ihrem Geburtstag die bis heute beliebteste Frauenfigur seiner Geschichte: Kaiserin Maria Theresia.

Auf dem Sockel des Denkmals sind Künstler und Gelehrte der theresianischen Zeit in Bronze dargestellt: Haydn, Gluck und der kindliche Mozart, der Aufklärer Joseph Freiherr von Sonnenfels, Maria Theresias Leibarzt Gerard van Swieten und viele andere. Auf vier herausragenden Plattformen reitet je ein siegreicher General der Kriege, die Maria Theresia vor allem gegen Preußen durchstehen musste.

Obenan thront die sechs Meter hohe sitzende Figur der Regentin, auf dem Kopf nur ein Diadem. Was hätten die Künstler ihr auch aufsetzen sollen? Ungarische wie böhmische Krone wären als Huldigung der Ungarn oder Böhmen aufgefasst worden. Eine österreichische Kaiserkrone gab es erst von 1804 an. Und die Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war nur Männern vorbehalten. Das multinationale Habsburgerreich war eben ein hochkomplexes Gebilde.

Mit der rechten Hand grüßt Maria Theresia ihr Volk. Die linke hält das Zepter und die Urkunde der „Pragmatischen Sanktion“, die ihr als erster und einziger Frau erlaubte, Alleinherrscherin der habsburgischen Erblande zu sein.

Dazu war es gekommen, als nach dem Aussterben der spanischen Habsburger 1700 und dem frühen Tod Kaiser Josephs I. 1711 in Wien nur noch ein männlicher Erbe übrig war: Josephs jüngerer Bruder Karl, nunmehr Kaiser Karl VI., verheiratet mit der schönen, hochgebildeten Elisabeth Christine aus dem protestantischen Haus Braunschweig-Wolfenbüttel. Kein Geringerer als ihr Lehrer Gottfried Wilhelm Leibniz hatte ihr geraten, zum Katholizismus zu konvertieren, um den Habsburger heiraten zu können.

Nachdem das Paar fünf Jahre lang vergeblich auf ein Kind, vor allem einen Kronprinzen gewartet hatte, erließ Karl VI. zur Sicherung der Thronfolge 1713 die „Pragmatische Sanktion“. Sie verfügte: Habsburgs Erbländer sollten unteilbar und untrennbar sein; falls kein männlicher Nachkomme da war, galt die weibliche Erbfolge – Mädchen gab es in der Verwandtschaft der Habsburger genügend. Um sicherzugehen, legte Karl den ausländischen Mächten und den Nachbarn Bayern und Preußen gegen üppige Zuwendungen den Vertrag zur Unterzeichnung vor.

1716 wurde endlich der ersehnte Thronfolger geboren, aber das Kind starb nach wenigen Monaten. Ihm folgten drei Mädchen, von denen zwei das Erwachsenenalter erreichten: 1717 Maria Theresia und 1718 Maria Anna. Da der 35-jährige Kaiser aber noch auf einen männlichen Erben hoffte, wurde Maria Theresia nicht auf ihr späteres Amt vorbereitet. Immerhin lernten die beiden Schwestern neben Deutsch – eigentlich war es Wienerisch – auch Französisch, Italienisch, Spanisch und Latein, das zu dieser Zeit in Ungarn Amtssprache war.

1723 reiste die Kaiserfamilie mit einem großen Tross von Kutschen und Begleitern nach Prag, wo Karl VI. zum König von Böhmen gekrönt wurde. Diese Reise vergaß die damals fünfjährige Maria Theresia nie mehr. Denn hier traf sie zum ersten Mal den neun Jahre älteren Prinzen Franz Stephan von Lothringen,

SIEPMANN/FIONLINE

der erst ihr Spielkamerad, später ihre große und einzige Liebe wurde.

1736 heiratete die 19-jährige Thronfolgerin ihren „Franzl". Dieser verlor schon im nächsten Jahr Lothringen an Frankreich, erhielt aber dafür nach dem Aussterben der Medici das reiche Großherzogtum Toskana. Florenz besuchte das junge Paar aber nur ein einziges Mal.

Als Kaiser Karl VI. im Oktober 1740 plötzlich an den Folgen eines giftigen Pilzgerichts starb, trat die Pragmatische Sanktion in Kraft. Dennoch löste es am Hof große Überraschung aus, dass die 23-jährige, zum vierten Mal schwangere Maria Theresia sofort in den Erbländern die Herrschaft antrat.

Eigentlich hatte Karl VI. ja seinen Schwiegersohn Franz Stephan zum Regenten erkoren. Niemand glaubte, dass eine so junge Frau – und überhaupt eine Frau – das Habsburgerreich regieren könne. Aber trotz aller Liebe zu ihrem Mann beharrte Maria Theresia auf dem verbrieften Recht, und der kluge Franz Stephan fügte sich in die Position des Mitregenten. Aus dem Haus Habsburg wurde das neue, immer größer werdende Haus Habsburg-Lothringen.

Kein Nachbar traute es einer jungen Dame, die so gut wie jedes Jahr schwanger wurde, zu, das große, komplizierte Reich der Habsburger zu regieren. Friedrich II., einige Monate vor ihr in Preußen König geworden, handelte prompt: Nur wenige Wochen nach Maria Theresias Regierungsantritt überfiel er mit bestens ausgerüsteten und gedrillten Truppen die reichste Provinz der Habsburger: Schlesien.

Für die fünf Jahre jüngere Maria Theresia war Friedrich, dem sie nie persönlich begegnete, nun der gefährlichste Gegner, zumal da er Frauen grundsätzlich verachtete. Ihr Wahlspruch „Justitia et clementia" (Mit Gerechtigkeit und Milde) war gegen den forschen Preußenkönig jedenfalls wirkungslos. Von seinem Vater, dem „Soldatenkönig", hatte Friedrich die moderne Armee und übervolle Kriegskassen geerbt. Nun sah er seine Chance.

Nicht genug mit diesem Angriff: Nach preußischem Muster fiel bald darauf Kurfürst Karl Albrecht von Bayern in Prag ein – seine Frau war schließlich



Maria Theresia im ungarischen Krönungsornat
(Zeitgenössisches Gemälde)

Habsburgerin. Allerdings hatte sie vor der Heirat auf ihr Erbrecht und die familiäre Nachfolge feierlich verzichtet. Um seine Chancen bei der anstehenden Kaiserwahl zu vergrößern, ließ sich der Bayer, gewissermaßen als Vorstufe, in Prag zum König von Böhmen krönen.

1741 rückten zu allem Übel auch noch Sachsen und Franzosen in den habsburgischen Territorien ein. Und die Spanier besetzten die Habsburgerländer in Italien. Die junge Maria Theresia sah sich einer „Welt von Feinden" gegenüber, die sie und die Pragmatische Sanktion partout nicht anerkennen wollten.

Aber sie blieb hart. Trotz leerer Kassen, überalterter Generäle und eines schlecht organisierten, uneinheitlich gerüsteten Vielvölkerheeres nahm Österreich den Kampf auf. Es ging ja um den Bestand des Habsburgerreichs und die Zukunft ihrer Kinder. Beinahe ominös, dass während all dieser Wirren und Gefahren im März 1741 der Sohn Joseph zur Welt kam. Seine Geburt sicherte endlich wieder die männliche Thronfolge im Habsburgerreich.

Maria Theresia schöpfte nun Hoffnung. Sie ließ sich in der alten Krönungsstadt Pressburg zum „König von Ungarn" krönen (den Titel Königin gab es in Ungarn nicht). Als erste Frau trug sie den ehrwürdigen, vielfach geflickten Mantel des heiligen Stephan und die uralte Krone mit dem schiefen Kreuz. Für ihren traditionellen Ritt auf den Krönungshügel mit dem Schwur, Ungarn nach allen Himmelsrichtungen zu schützen, hatte sie lange und intensiv Reiten gelernt. Der riskante Ritt gelang perfekt, die Zuschauer jubelten.

Als Maria Theresia bald darauf die ungarischen Großen um Geld und Truppen bitten musste, ließ sie sich etwas Besonderes einfallen. Sie nahm zu diesem Treffen den kleinen Joseph mit, der nun auf ihrem Arm laut zu weinen begann – die Mutter soll ihn heimlich ins Bein gezwickt haben. Die Magnaten, zu Tränen gerührt, riefen Maria Theresia laut zu: „Unser Leben und unser Blut für unseren König!" Wer Soldaten schickte, erhielt Privilegien und vor allem Steuerbefreiung. Der kleine Joseph ist auf fast allen Kinderbildern in ungarischer Tracht zu sehen; bald bekam er auch einen ungarischen Erzieher.

Als der forsche König Karl von Böhmen (der Wittelsbacher) 1742 in Frankfurt auch noch zum Kaiser gewählt und gekrönt wurde, war für Maria Theresia das Maß voll. Sie ließ ihre Armee in München einmarschieren. Der neue Kaiser Karl VII. verlor sein Erbland Bayern, kurz darauf auch das Königreich Böhmen – und musste in Frankfurt bleiben. Statt seines Wahlspruches „Aut Caesar aut nihil" (Entweder Kaiser oder nichts) hieß es nun spöttisch „Et Caesar et nihil" (Sowohl Kaiser als auch nichts).

Am 10. Mai 1743 wurde Maria Theresia im Prager Veitsdom zur Königin von Böhmen gekrönt, wenn auch nicht mit Begeisterung. Sie klagte über die Treulosigkeit der Böhmen, die den Bayern zum König gemacht hatten, und spottete über die böhmische Krone als „Narrenhäubl".

Als der erfolglose Kaiser Karl VII. im Januar 1745 gichtkrank starb, machte sein Sohn Frieden mit Maria Theresia und versprach als einer der Kurfürsten, bei der anstehenden Kaiserwahl für Franz Stephan zu stimmen. Tatsächlich wurde dieser gewählt und im Frankfurter Dom zum Kaiser Franz I. gekrönt.

Kein Nachbarland traute einer jungen Frau, die fast jedes Jahr schwanger wurde, zu, das Reich zu regieren.



Maria Theresia und ihr Mann Franz Stephan im Kreise ihrer Kinder (Ölgemälde um 1754)

Die selbstbewusste Maria Theresia kniete dabei nicht – wie üblich – neben ihrem Mann. Sie blieb unter den Zuschauern, jubelte ihrem Gatten zu und unterstrich so ihre Eigenständigkeit. Denn im Gegensatz zu „ihrem“ Kaiser besaß sie als Monarchin von Ungarn und Böhmen und regierende Erzherzogin der habsburgischen Erblande wirkliche Macht.

Goethe hielt in „Dichtung und Wahrheit“ fest, was ihm später in Frankfurt über Maria Theresia erzählt wurde: „Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und sich ihr sozusagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Szepter und die wundersamen Handschuh hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen; welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältnis des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden.“

Tatsächlich hatte Franz I. als Kaiser wenig zu sagen, da es im 18. Jahrhundert bei seinem Amt vor allem um Zeremonien, Repräsentation und Ordens- wie Adelsverleihungen ging. Nicht zu Unrecht spottete Preußens König Friedrich II., die Kaiserwürde sei ein „leerer Titel“. Immerhin: Maria Theresia, König von Ungarn, Königin von Böhmen und Herrscherin in den österreichischen Erbländern, trug von nun an auch den Titel einer Kaiserin. Mit vielen gesunden, hübschen und begabten Kindern legte das Paar eine sichere Grundlage für die Zukunft des Hauses Habsburg.

Das Privatleben in der Hofburg und in Schönbrunn gestaltete sich bürgerlich-gemütlich. In einem Durcheinander von Kindern, Spielzeug und herumhüpfenden und bellenden Hunden zog der Kaiser gern seine unbequeme weiße Perücke ab, setzte sich die Morgenhaube auf, hüllte sich in einen Hausrock und



Der große Gegenspieler: Friedrich II. 1758 in der Schlacht bei Zorndorf (Kopie eines verschollenen Gemäldes von Carl Röchling, 1904)

trank Kaffee mit seiner Frau, die für ihn immer noch „Reserl" war und sich jetzt als gute Hausfrau bewährte. Auch wenn der Obersthofmeister mit einer Botschaft kam und über all das Durcheinander die Nase rümpfte, ließ sich das Kaiserpaar davon nicht weiter stören. Galante Abenteuer ihres Gatten duldete Maria Theresia in Maßen.

Zum Namenstag schenkte sie ihrem „Franzl" 1747 das kleine, sehr elegante Rokoko-Theater bei Schönbrunn, das heute noch existiert. Die musikalische Familie schätzte vor allem die Opern von Gluck. Später dirigierte hier der Thronfolger Joseph, und seine jüngeren Brüder und Schwestern sangen und tanzten auf der Bühne.

Fast acht Jahre lang dauerte der Österreichische Erbfolgekrieg. Endlich musste Preußenkönig Friedrich II. doch die Pragmatische Sanktion und Maria Theresia als Herrscherin in ihren Erbländern anerkennen. Schlesien allerdings blieb bei Preußen.

Im ersehnten Frieden brachte Maria Theresia nun längst überfällige Modernisierungen nach dem Muster ihres Erzfeindes in Gang: Heeresreform, straffe Zentralisierung, eine Kanzleiordnung für die Verwaltung, Justiz-, Universitäts- und Steuerreform – auch Aristokraten und Geistliche wurden nun besteuert. 1751 wurde der silberne Maria-Theresien-Taler als im ganzen Reich gültiges Geld ausgeliefert. Im Dezember 1751 gründete die Kaiserin in Wiener Neustadt die Militärakademie für Offiziere. Und um die Pockenimpfung publik zu machen, ließ sie zuerst ihre Kinder impfen.

Nach acht Friedensjahren überfiel Friedrich II. im August 1756 mit seinem Heer Kursachsen, den Bündnispartner der Habsburger, und zog als Sieger in Dresden ein. Der Krieg weitete sich rasch aus, bis er zum „Siebenjährigen Krieg" wurde. Aber die Allianzen hatten sich geändert: Nun waren die Habsburger nicht mehr Englands, sondern Frankreichs Bündnispartner – was mit mehreren Heiraten zwischen den Herrscherhäusern bekräftigt wurde. Im Frieden von Hubertusburg musste Maria

Prunkkutschen, üppige Weinkeller und anderen überflüssigen Luxus bei Hofe schaffte Maria Theresia ab.

Theresia 1763 endgültig auf Schlesien verzichten. Preußen war unter Friedrich II. eine europäische Großmacht geworden – neben dem Habsburgerreich.

Um die vom Krieg strapazierten Finanzen zu sanieren, begann Franz, der in den habsburgischen Erblanden Mitregent war, erfolgreich die Staatsschuldentilgung. Maria Theresia wandte sich wieder ihrem Reformwerk zu. Sie schaffte überflüssigen Luxus und die „Lotterwirtschaft" am Hof ab: Prunkkutschen und -schlitten, teure Pferde, üppige Weinkeller. Sie kontrollierte die höfischen Ausgaben, erhöhte die Steuern auf Luxusartikel und vereinfachte das pompöse Hofzeremoniell. Sie unterstützte die katholische Kirche; um Protestanten und Juden kümmerte sie sich indessen kaum.

Am 18. August 1765 starb Kaiser Franz I. in Innsbruck an einem Schlaganfall, kurz nach der prachtvollen Hochzeit seines zweiten Sohnes Leopold. Von diesem Tag an trug Maria Theresia nur noch Trauerkleider und die Witwenhaube. Sie verschenkte all ihren Schmuck und stieg täglich in die Kapuzinergruft hinab, um am Sarkophag ihres Mannes zu beten.

Joseph II. wurde in Frankfurt als Nachfolger seines Vaters zum Kaiser gewählt und gekrönt, stand aber der Mutter als Mitregent der habsburgischen Erblande zur Seite. Als Universalerbe seines sehr reichen Vaters schenkte der neue Kaiser als zweifacher Witwer ohne Kinder dem verarmten Staat 12 Millionen Gulden zur Schuldentilgung und sanierte so das österreichische Staatsbudget. Mit den restlichen 6 Millionen gründeten Mutter und Sohn den Familienversorgungsfonds als gemeinschaftliches Vermögen der Familie Habsburg. In vielem jedoch blieben die streng gewordene Herrscherin und ihr fortschrittlicher, ehrgeiziger Sohn uneins (siehe Seite 100).

Der Reformeifer der Kaiserin schien sich mit den Jahren noch zu steigern. Maria Theresia schaffte die Folter ab, verbot Hexenprozesse und die Leibeigenschaft der Bauern; sie vereinheitlichte endlich das Strafrecht.

Aber auch die Großmachtpolitik wurde nicht vergessen. 1772 teilten Preußen, Russland und Österreich untereinander Polen auf. Maria Theresia erhielt Galizien und die Bukowina, woraufhin Friedrich II. spöttelte: „Sie weinte, aber sie nahm" – denn anfangs hatte sie die Teilung mit Gewissensbissen abgelehnt. 1774 erließ sie die Allgemeine Schulordnung, die die sechsjährige Schulpflicht für Buben wie Mädchen festlegte. Sie sorgte für einheitliche Lehrbücher und ließ Hunderte von Volksschulen bauen. Auch die Verwaltung wurde reformiert.

Die Kaiserin wurde nun sehr prüde: Ihre Hofdamen durften sich nicht mehr schminken und kein Parfum benutzen. Zeigte sich eine Frau allzu lebenslustig, musste sie im Kloster büßen. Große Bedeutung hatte die Keuschheitskommission: Sittenpolizisten orteten unverheiratete Liebespaare und bestraften sie. Dirnen wurden sogleich verhaftet und sehr hart behandelt. Homosexuelle mussten gar mit der Todesstrafe rechnen – Aristokraten ausgenommen.

Zehn von den sechzehn Kindern, die Maria Theresia auf die Welt brachte, wurden erwachsen. Zwei Töchter waren Äbtissinnen. Der jüngste Sohn, Maximilian, wurde Geistlicher und schließlich Erzbischof von Köln und Münster. Nur ihrer Lieblingstochter, der künstlerisch hochbegabten Marie Christine, erlaubte die Mutter eine Liebesehe. Die sechs übrigen Geschwister wurden mit politisch wichtigen Partnern verheiratet. Die glanzvollste Ehe war die Maria Antonias, die als Marie Antoinette Königin von Frankreich wurde und auf dem Schafott endete.

Als 1777 die bayerische Linie der Wittelsbacher ausstarb, war dies für Joseph II. als Mitregent seiner Mutter ein willkommener Anlass zu intervenieren. Im Januar 1778 rückten habsburgische Truppen in der Oberpfalz und in Niederbayern ein. Im Juli erklärte Friedrich II. den Habsburgern den Krieg, wieder einmal. Die Versorgung war an beiden Fronten so schlecht, dass die Soldaten sich nur mit gerade reifen Kartoffeln und Zwetschgen ernähren konnten, was dem Krieg die Namen „Kartoffelkrieg" und „Zwetschgenrummel" gab.

Zum großen Kampf kam es aber nicht. Denn inzwischen hatte Maria Theresia hinter dem Rücken ihres Sohns den Erzfeind Friedrich II. gebeten, keine Schlacht zu beginnen. Er stimmte zu. Am 13. Mai 1779 endete der schlachtenlose Konflikt im Frieden von Teschen, der Österreich das Innviertel einbrachte.

Im November 1780 ging es mit der 63-jährigen Kaiserin zu Ende. Sie wusste es und schrieb an ihre fernen Kinder (wie immer in Französisch) Abschiedsbriefe. Der letzte ging an Leopold, den Großherzog der Toskana, und seine Frau: „Meine teuren und geliebten Kinder … Ihr könnt Euch denken, wie unruhig ich bin, es ist mein Trost, daß Ihr rechtschaffene Christenmenschen seid, die den Frieden in sich selbst finden. Gott sei mit Euch, ich gebe Euch beiden und Euren lieben zehn Kindern meinen Segen. Maria Theresia."

Über die letzten Tage berichtete Karl Graf von Zinzendorf – genauestens informiert von der ältesten Kaisertochter, der Äbtissin Maria Anna, die die Todkranke Tag und Nacht betreute. Trotz häufiger Erstickungsanfälle arbeitete die Kaiserin weiter: „Die ganzen Tage bis zu ihrem letzten saß sie schreibend an ihrem Tisch, nur die Arme ein wenig aufgestützt. Ihre Kinder waren rund um sie versammelt. Sie sah sie schweigend an, nachdem sie ihnen bereits vor zwei Tagen ihren Segen gegeben hatte. Sie sagte ihnen: Denkt nicht, daß ich euch weniger liebe als vor zwey Täge, nur habe euch Gott übergeben, deswegen sehe ich euch jezt indifferenter an."

Am vorletzten Tag sagte sie, auf ihre Hüften zeigend: „Ich bin schon kalt bis da herauf, wirds noch 14 Stunden dauern bis oben hinauf." Als ihre Kinder mit ihr sprechen wollten, bat sie: „Vergönnet mir die Ruhe."

Am letzten Tag reichte man ihr ein Stärkungsmittel. „Nein, das ist nur zum aufhalten, das brauche ich nicht, da bedanke ich mich vor." Sie stand auf und sagte, sie wolle auf der Chaiselongue sterben. In den braunen Schlafrock ihres geliebten Franz Stephan gehüllt starb sie. Neben ihm wurde sie im prachtvollen Doppelsarg in der Kapuzinergruft beigesetzt – die einzige Frau auf dem Habsburgerthron und eine einzigartige Gestalt der Weltgeschichte.



BRIGITTE HAMANN

Die Historikerin, Jahrgang 1940, ist Autorin zahlreicher Werke über die Habsburger, darunter eine „Sisi"-Biografie und ein Kinderbuch über Maria Theresia.

BPK (L.); UTA RADEMACHER (R.)

REFORM UND REVOLUTION

1711–1740
Kaiser Karl VI. muss nach dem plötzlichen Tod seines Bruders Joseph I. den spanischen Kriegsschauplatz verlassen.

1713
In der „Pragmatischen Sanktion“ verfügt Karl VI. die weibliche Erbfolge, sofern kein männlicher Nachkomme bereitsteht.

1717
Prinz Eugen von Savoyen erobert Belgrad. Im Jahr darauf markiert der Friede von Passarowitz die größte Ausdehnung der Habsburger auf dem Balkan.

1736
Prinzessin Maria Theresia (geb. 1717) heiratet Franz Stephan von Lothringen.

1740
Nach dem Tod Karls VI. beginnt seine Tochter Maria Theresia sogleich in Habsburgs Stammlanden zu regieren. Friedrich II. von Preußen marschiert in Schlesien ein.

1745
Franz I. Stephan wird zum Kaiser gewählt.

1748
Der Friede von Aachen markiert das Ende des seit 1740 dauernden „Österreichischen Erbfolgekriegs“ um die Position Maria Theresias: Habsburg verliert Schlesien, Parma und Piacenza sowie Teile der Lombardei.

1756–1763
Siebenjähriger Krieg zwischen Preußen, Hannover und England auf der einen, Österreich, Frankreich und Russland auf der anderen Seite.

1768
Maria Theresia verfügt ein einheitliches Strafgesetz.

1772
In der ersten polnischen Teilung annektiert Österreich Galizien und Lodomerien (Rotrussland).


Napoleons Heirat mit Marie Louise von Österreich, 1810 (Gemälde von Georges Rouget, 1811)

1780
Maria Theresia stirbt in Wien, ihr Sohn und Mitregent, Kaiser Joseph II., treibt die Reformen beschleunigt voran: 1781 endet die Leibeigenschaft, etwa 1300 Klöster werden laisiert, Waisen- und Krankenhäuser gegründet.

1789
Die Französische Revolution stellt europaweit das Adelsregiment in Frage.

1790
Joseph II. stirbt. Sein Bruder Leopold II. versucht, durch Mäßigung des Reformtempos Sympathien zurückzugewinnen.

1792
Franz II. wird Kaiser. Das revolutionäre Frankreich erklärt Österreich den Krieg (Beginn der Koalitionskriege).

1793
Marie Antoinette, Tochter Maria Theresias und Witwe des hingerichteten Ludwig XVI. von Frankreich, wird in Paris geköpft.

1795
Aufteilung Polens: Im Vertrag zwischen Preußen, Österreich und Russland fällt dem Habsburgerreich Westgalizien mit Krakau, Lublin und Radom zu.

1797
Im Frieden von Campo Formio muss Österreich seine Besitzungen am linken Rheinufer abtreten; außerdem tauscht es Belgien gegen einen Teil der Republik Venedig ein.

1804
Franz II. nennt sich als „Kaiser von Österreich“ Franz I.

1805
Im Dritten Koalitionskrieg besiegt Napoleon die Österreicher bei Ulm und zieht in Wien ein. Im Frieden von Pressburg muss Österreich zahlreiche Gebiete abtreten.

1806
Franz II. verzichtet auf die alte Kaiserkrone. Damit erlischt das Heilige Römische Reich Deutscher Nation.

1809
Eine anfangs erfolgreiche nationale Erhebung Österreichs gegen Napoleon endet mit dessen Sieg in der Schlacht bei Wagram. Österreich muss Gebiete an die Nachbarn abtreten.

1810
Napoleon heiratet Marie Louise von Österreich. Der gemeinsame Sohn Napoleon Franz wird kurz nach seiner Geburt 1811 zum König von Rom ernannt.

1814/15
Der Wiener Kongress restauriert bereinigend die vornapoleonische Ordnung Europas.

1815
„Heilige Allianz“ zwischen Österreich, Russland und Preußen.

1835
Franz I. stirbt, sein Sohn Ferdinand I. („der Gütige“) folgt ihm auf Österreichs Thron.

S. 80/81: AKG; ERICH LESSING / AKG (L.);

Herrscher an der Donau

Maria Theresias Heirat mit dem Lothringer Herzog Franz steht am Anfang der neueren Geschichte Habsburgs – die bis heute weitergeht.

Wilhelmine Amalie von Braunschweig-Lüneburg
1673 – 1742

⚭ ***Joseph I.***
1678 – 1711
Kaiser seit 1705

Johann V.
1689 – 1754
König von Portugal

⚭ **Maria Anna**
1683 – 1754

Innenpolitisch rückwärtsgewandt, gegen Napoleon unterlegen, musste Franz II. 1806 auf die deutsche Kaiserkrone verzichten, blieb seither „Kaiser von Österreich“.





Josephs Maxime: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk“

Joseph II.
1741 – 1790
Kaiser seit 1765

Leopold II.
1747 – 1792
Kaiser seit 1790

⚭ **Maria Ludovica von Spanien**
1745 – 1792
16 Kinder, darunter …

Franz II.
1768 – 1835
Kaiser von 1792 bis 1806, letzter Regent des Heiligen Römischen Reiches

⚭ **Maria Theresa von Neapel-Sizilien**
1772 – 1807
12 Kinder, darunter …

Karl
1771 – 1847

Napoleon I.
1769 – 1821

⚭ **Marie-Louise**
1791 – 1847

Ferdinand I.
1793 – 1875
Kaiser von 1835 bis 1848

Elisabeth „Sisi“, Herzogin in Bayern
1837 – 1898
4 Kinder, darunter …

⚭ ***Franz Joseph***
1830 – 1916
Kaiser seit 1848

Gisela
1856 – 1932

⚭ **Leopold von Bayern**
1846 – 1930

Stephanie von Belgien
1864 – 1945
eine Tochter

⚭ **Rudolf**
1858 – 1889
Freitod in Mayerling

Bürokratisch und patriarchal hielt Franz Joseph seinen Vielvölkerstaat zusammen – seine lange Regierungszeit machte ihn schließlich zur lebenden Legende.

Regina von Sachsen-Meiningen
* 1925
7 Kinder, darunter …

⚭ **Otto**
* 1912

Adelheid
1914 – 1971

Robert
1915 – 1996

Felix
* 1916

Karl
* 1961

Karl von Habsburg ist heute der Chef des Hauses, zu dem etwa 600 Personen zählen.

Karl	Kaiser
⚭	Ehen
1640 – 1705	Lebensdaten

... Fortsetzung
von Seite 34/35

Herrscherin nur dank der „Pragmatischen Sanktion“ ihres Vaters, setzte sich Maria Theresia gegen äußere Gegner wie Friedrich den Großen zur Wehr und begann Österreich im Innern zu reformieren. Dank ihrer zahlreichen Kinder standen Europas Herrscherhäuser bald im Verwandtschaftsbündnis mit Habsburg.



Leopold I. ⚭ **Eleonore von Pfalz-Neuburg**
1640 – 1705 / 1655 – 1720
Kaiser seit 1658 / *10 Kinder, darunter ...*

Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel ⚭ *Karl VI.*
1691 – 1750 / 1685 – 1740
4 Kinder, darunter ... / *Kaiser seit 1711*

Franz I., Herzog von Lothringen ⚭ *Maria Theresia*
1708 – 1765 / 1717 – 1780
Kaiser seit 1745 / *Königin seit 1740, Kaiserin seit 1745, 16 Kinder, darunter ...*

Marie Antoinette ⚭ **Ludwig XVI.**
1755 – 1793 / 1754 – 1793
stirbt wie ihr Ehemann unter der Guillotine

Maria Beatrice d'Este ⚭ **Ferdinand**
1750 – 1829 / 1754 – 1806

Joseph
1776 – 1847

Rainer
1783 – 1853

Johann
1782 – 1859

Ferdinand III.
1769 – 1824
Großherzog von Toskana 1790 – 1799 und 1814 – 1824

Franz IV.
1779 – 1846
Herzog von Modena, Reggio und Ferrara

Franz Karl ⚭ **Sophie Friederike von Bayern**
1802 – 1878 / 1805 – 1872
Thronverzicht 1848 / *6 Kinder, darunter ...*

Karl Ludwig ⚭ **Maria Annunziata von Neapel-Sizilien**
1833 – 1896 / 1843 – 1871
4 Kinder, darunter ...

Ferdinand Maximilian ⚭ **Charlotte von Belgien**
1832 – 1867 / 1840 – 1927
Kaiser von Mexiko

Franz Ferdinand
1863 – 1914
in Sarajevo ermordet

Otto Franz Joseph ⚭ **Maria Josepha von Sachsen**
1865 – 1906 / 1867 – 1944
2 Kinder, darunter ...

Zita von Bourbon-Parma ⚭ *Karl I.*
1892 – 1989 / 1887 – 1922
8 Kinder / *Regierungsverzicht 1918*

Karl Ludwig
1918 – 2007

Rudolf
* 1919

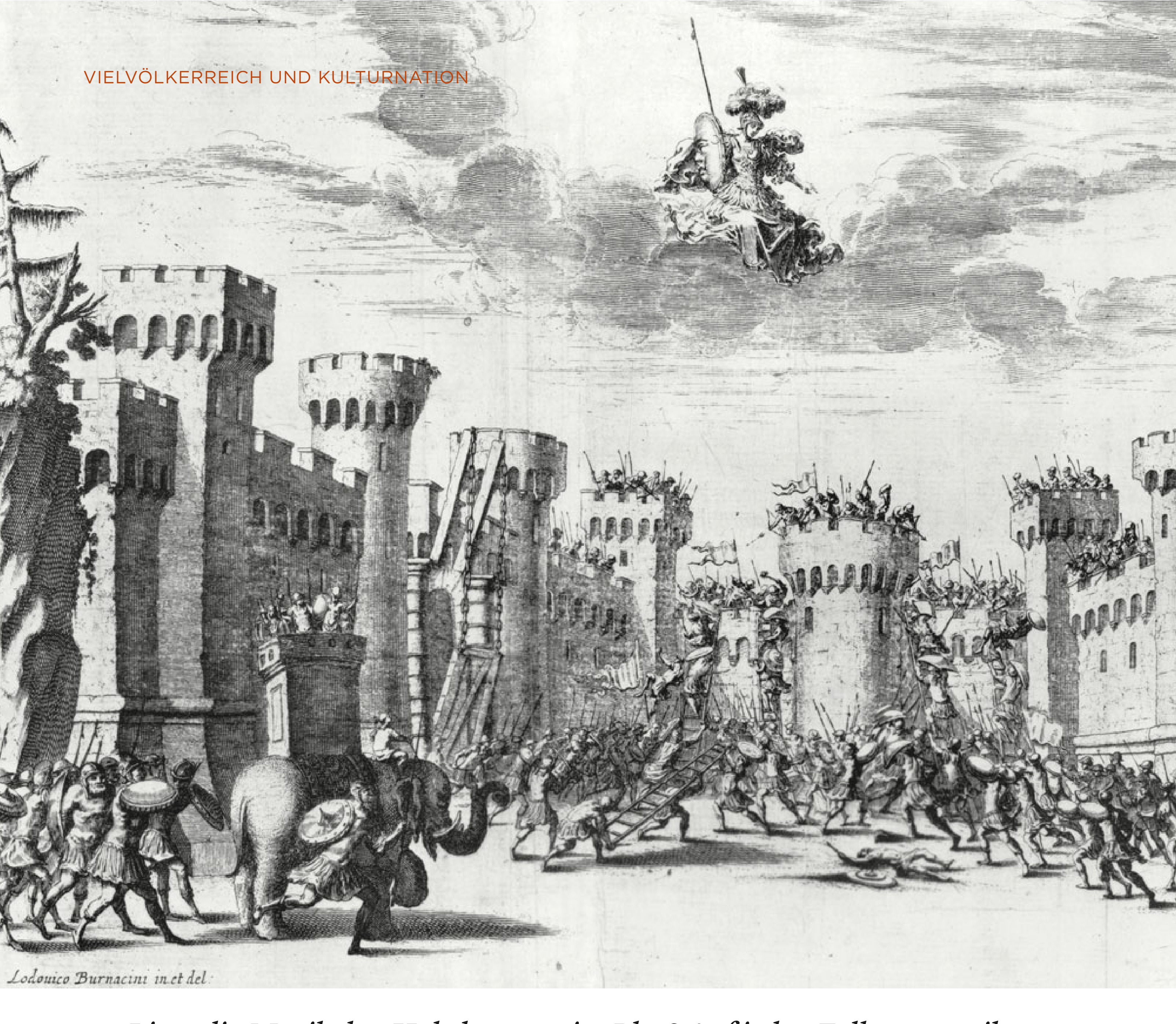
Charlotte
1921 – 1989

Elisabeth
1922 – 1993



Erst Ende 1916 inthronisiert, musste Karl I. zwei Jahre später, am Ende des Ersten Weltkriegs, auf die Regentschaft verzichten, dankte aber nicht ab. Seine große Familie bildet heute den Hauptstamm der Habsburger – im Bild (um 1916) Karls ältester Sohn Otto, der nach 1945 ein Pionier des Europa-Gedankens wurde.

V.L.N.R.: AKG; BETHEL FATH, AKG; MARY EVANS/INTERFOTO; IFPAD / INTERFOTO; ATELIER DEORA/BPK



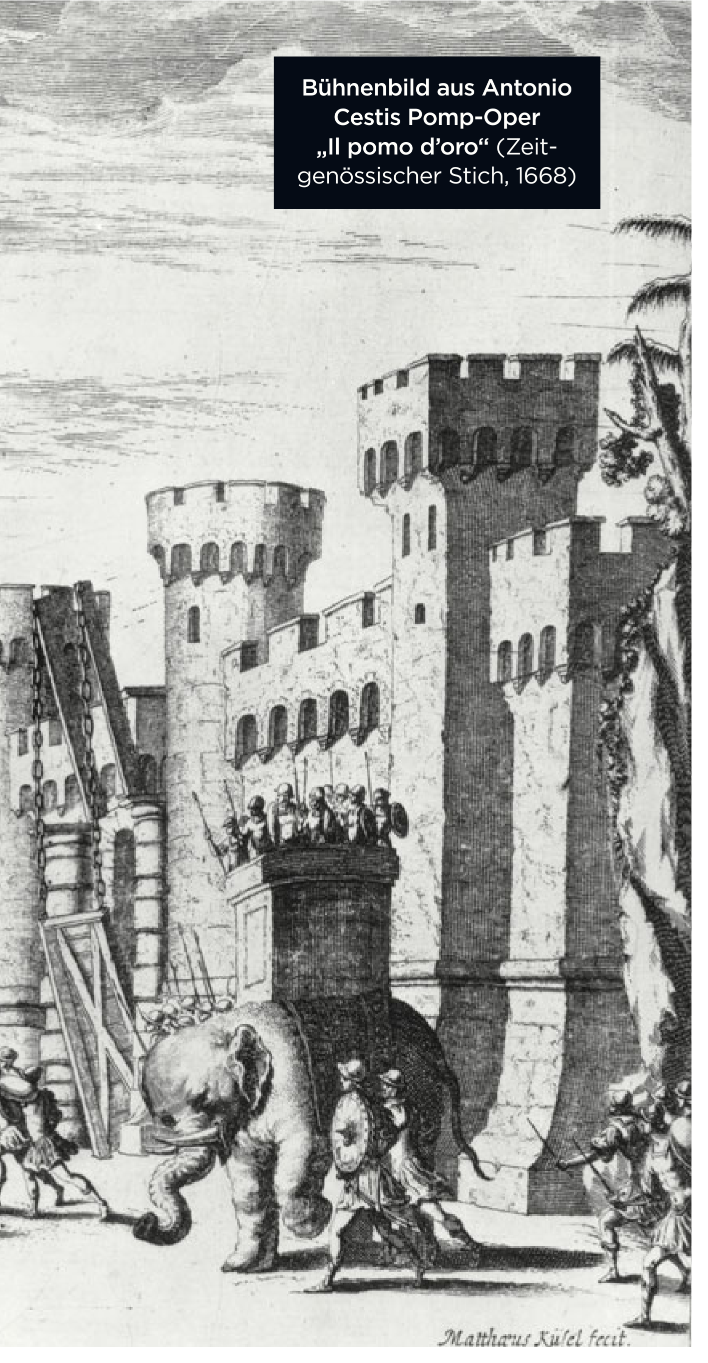
Liegt die Musik den Habsburgern im Blut? Auf jeden Fall nutzten ihre Kaiser das Welttheater der Töne zur glanzvollen Selbstdarstellung. Große Komponisten wie Mozart mussten sich aber gegen den Hof durchsetzen.

Trommeln für den Thron

Von HANS HOYNG

Die Hochzeit war kompliziert, die Ehe kurz, die Familie schwierig. Die Braut war süße 15, der Bräutigam ihr Onkel und gleichzeitig ihr Cousin – Ehen, vornehmlich mit engen Verwandten, waren eine Spezialität des Adelsgeschlechts, das über große Teile Europas herrschte.

Er nannte sie „Gretl", sie ihn „Onkel", und dabei blieb sie auch nach der Hochzeit, der in sechs Jahren bis zu ihrem frühen Ableben sechs Geburten folgten. Weil sie, die Infantin von Spanien, besonders fromm war, auf die herbe spanische Art, ließ er ihr zuliebe die Juden aus Wien vertreiben, denen sie die Schuld an ihren häufigen Totgeburten gab. Beide liebten die Kunst. Diego Velázquez hat viele hinreißende Porträts der jungen Schönheit gemalt.



Bühnenbild aus Antonio Cestis Pomp-Oper „Il pomo d'oro" (Zeitgenössischer Stich, 1668)



Kaiser Leopold I. als Acis im Schäferspiel „La Galatea" (Gemälde von Jan Thomas, um 1666)

KPA/TOPFOTO/PICTURE-ALLIANCE/DPA (L.); ERICH LESSING / AKG (R.)

Mehr jedoch als alles andere liebten Margarita Teresa von Spanien und Leopold I., „von Gottes Gnaden erwöhlter Römischer Käyser, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches in Germanien, zu Hungarn, Böheimb, Dalmatien, Croatien und Sclavonien" (und etwa fünf Dutzend weiteren Besitztümern), die große Oper.

Und so stand fest, dass es zur Vermählung in Wien eine Oper geben sollte wie noch nie. In einem eigens erbauten Theater (am heutigen Josephsplatz) zum feierlichen Einzug der künftigen Kaiserin in Wien hatte sie im Sommer 1666 gegeben werden sollen. Doch traf die spanische Prinzessin krankheitshalber erst ein halbes Jahr später ein, und auch da war die Oper noch lange nicht fertig. Der habsburgische Hang zur Repräsentation musste sich vorerst in Feuerwerken und einem gigantischen Rossballett erschöpfen, das zur Musik von 200 Instrumentalisten, nach Seeschlacht und Wagenrennen, in einer Apotheose des Herrschers endete.

Die vier Elemente, Wasser, Feuer, Luft und Erde, stritten dabei um eine Perle (die hübsche Margarita natürlich) in szenischen Schlachten, bis sich der (Bühnen-)Himmel auftat und eine Stimme verkündete, dass das Juwel selbstverständlich nur einem gehöre: „dem grösten Welt-Monarch, dem ersten Helden-Held, dem höchsten Leopold, entsprossen von dem Stamme, dess ungeendte Folg und unerstorbner Namen, dess Adlers heilig Reich zu herrschen ist erwehlt". Tusch, gefolgt vom „trionfo", bei dem der Kaiser persönlich zu Pferde erschien, dazu ein achtspänniger Triumphwagen mit den Genien, die die 15 habsburgischen Könige und Kaiser symbolisierten. Majestät waren zufrieden: „A seculis" sei „nit dergleichen solches gesehen worden".

War das zu übertreffen? Sicher, durch die Oper „Il pomo d'oro" (Der goldene Apfel), eine „Musik, dargeboten durch die hervorragendsten Virtuosen dieses Jahrhunderts", wie es unbescheiden im Untertitel dieses Werks heißt.

Zumindest aber durch die meisten. 50 Solisten waren aufgeboten worden, insgesamt 1000 Mitwirkende tobten an zwei Abenden je fünf Stunden lang durch fünf Akte, 67 Szenen und 23 Bühnenverwandlungen. Die erstaunliche Propagandamaschine des Wiener Hofs hatte dafür gesorgt, dass über atemlose

Korrespondentenberichte ganz Europa mitstaunen durfte – und sollte.

Das Libretto für dieses Event, das schließlich im Juli 1668 über die Bühne ging, hatte Francesco Sbarra geschrieben, als Jesuit ein Teil jener geistlichen Sturmtruppen, welche die Habsburger nach Wien geholt hatten zur ideologischen Vertiefung der Gegenreformation. Die Musik komponierte Antonio Cesti, ein entlaufener Franziskanermönch aus Arezzo, der trotz seiner 150 Opern heute ziemlich vergessen ist. Nur die Arie der Proserpina, die über ihr freudloses Leben in der Unterwelt klagt, ist immer mal wieder zu hören.

Die Handlung, ein Wust von Allegorien, führte die 5000 Zuschauer von den Tiefen des Hades bis auf die Höhen des Olymp, wo ein opulentes Göttermahl durch die hereinfegende Discordia, die Göttin der Zwietracht, rüde unterbrochen wird. Die Dame schleudert den Titelhelden auf den Tisch, einen goldenen Apfel, der einzig „la più bella", der Schönsten gehören soll. Woraufhin sich zuerst der bekannte Streit der Göttinnen Venus, Juno und Minerva erhebt, den der Trojanerjüngling Paris vorläufig zugunsten der Liebesgöttin entscheidet. Später bricht ein weltumspannender Streit aus zwischen Göttern und Menschen, Schäfern und Nymphen. Die Hölle rast, das Meer tobt, Furien fahren im Flammenwagen zur Erde empor, Venus und Amor singen zwischen den funkelnden Sternen der Milchstraße – entgrenztes Theater in der Tat. Gar nicht so heimlicher Star dieser Gesamtschöpfungs-Revue war der Ausstatter Ludovico Burnacini, ein Architekt, dessen Familie drei Generationen lang das Wiener Barocktheater mit seinen Illusionsmaschinen entfesselte.

Am Ende, was Wunder, tritt Himmelsherr Jupiter auf, schickt das Wappentier des Hauses Habsburg, einen Adler, zur Erde nieder, und spricht das Fallobst der Dame zu, die Juno an Erhabenheit, Minerva an Geist und Venus an Schönheit übertrifft – Gretl natürlich, die junge Herrscherin. Nochmals verwandelt sich die Szene, und es zeigt sich die Kaiserin inmitten einer zahllosen Schar von Nachkommen. Soll heißen: Habsburg regiert in Ewigkeit.

Das eigentlich war die so häufig beschworene Liebe der Habsburger zur Musik: Keine liebenswürdige persönliche Neigung der Herrscher, die zuletzt das unübertroffene Dreigestirn klassischer Musik, Joseph Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart und Ludwig van Beethoven, hervorgebracht hätte, sondern sie diente eher der Selbstbespiegelung und der Staatspropaganda.

Leopolds Apfel-Oper beweist: Das Welttheater in Tönen war handfeste Politik. Sie sollte den anderen Mächten, vor allem aber dem großen Rivalen, dem Schwager Ludwig XIV., zeigen, dass es in Wien noch eine andere Sonne gab.



Maria Theresia herzt den kleinen Mozart.
(Bildpostkarte, um 1910)

Schon über Leopolds Vater, Ferdinand III., hatte es geheißen, er stütze sein Reich auf „Leier und Schwert". Sein Sohn Karl VI. ließ im von ihm erbauten Prunksaal der späteren Österreichischen Nationalbibliothek ein Standbild errichten, das ihn als „Herkules der Musen" feiert. In der Tat förderten Habsburger die Musik seit Maximilian I.

Folgten mittelalterliche Herrscher dem Leitbild König Davids, der mit Harfe und Gesang Gottesfurcht beweist, so tritt im Selbstverständnis moderner Monarchen ein neuer Alexander der Große auf, der sich von der Musik zu neuen Ruhmestaten beflügeln lässt. In der von Maximilian I. selbst beförderten Biografie über den „Weißkunig" – ein frühes Beispiel kaiserlicher Propaganda – heißt es: „So hat doch erst der junge König das männlich fröhliche Trommelschlagen aufgebracht. Wenn er in den Kampf zog, haben die Trommeln und Pfeifen nicht allein der Menschen Herz erfreut, sondern ihr Hall hat die Luft erfüllt, dass der junge König viele Länder bezwang und in den Schlachten allerwegen seine Feinde schlug."

Seine Hofmusiker gehörten zum Tross, der den Kaiser begleitete, sie mussten das Hohelied seines Ruhms verbreiten. Blieb der Herrscher den Sold schuldig und konnten die Musiker ihre Rechnungen nicht bezahlen, wie etwa beim Reichstag von Worms 1495, wanderten sie in Schuldhaft. Brauchte Maximilian beim nächsten Heerzug seine Trompeter, musste er sie erst wieder auslösen.

Fortan gehörte Musik zur Fürstenerziehung, und zum Ruhm des Herrscherhauses bauten Maximilians Nachfolger ihre Hofkapellen beständig aus. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat sich bereits eine Dreiteilung ergeben. Die ursprüngliche Hofkapelle mit angeschlossenen Sängerknaben war weiterhin für die Gottesdienste zuständig. Daneben gab es nun ein weltliches Ensemble, dem die Ausgestaltung von Festen oblag, aber auch die tägliche Tafelmusik und die Kammermusik in der „retirada", den Privatgemächern der Herrscher. Dazu kamen noch Pauker und Trompeter, die beim Militär untergekommen waren.

Wiens Hofmusik wurde rasch ein Symbol der Macht. Die gesamte Selbstdarstellung der Habsburger wurde klanglich umrahmt. Die Musikbudgets der Höfe explodierten. Um für Nachschub zu sorgen, wurde in Wien das Amt eines „Hofkomponisten" eingerichtet; ein „Intendant" betreute die szenische, ein „Hofkapellmeister" die tonale Umsetzung der Kunstwerke.

Schließlich gab es gar die Stelle eines „Cavaliere della Musica", eines hochadligen Verbindungsmanns zum Hofkapellmeister. Im ewigen Streit zwischen diesen beiden Posten entstand schon früh eine Spezialität der Wiener Hofmusik: die endlose Intrige, die prominenteste Opfer forderte – Haydn, Mozart in klassischen Zeiten, einen Herbert von Karajan auch dann noch, als es schon längst keinen Kaiser mehr gab.

Musik wurde zum bevorzugten Medium für die Staatspropaganda des Hauses Habsburg. Zu allen Namens- und Ge-

burtstagen der Herrscher, ihrer Gemahlinnen und zur Geburt eines Thronfolgers wurden große Opern aufgeführt; fürs geringere Personal oder etwa zur Geburt einer Prinzessin gab es kleinere, die Serenate Teatrale. Ein spätes, aber berühmtes Beispiel: die Serenata „Ascanio in Alba“ des 15-jährigen Mozart.

Als Haupt der Gegenreformation tauchte der Hof auch alle religiösen Anlässe, Hochämter, Requien, Litaneien und Prozessionen, in schwelgerische Musik. Noch in den finstersten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, zu dessen Verursachern Kaiser Ferdinand II. zählt, wurde unablässig musiziert.

Der kaiserliche Rat Wilhelm von Slavata, 1618 ein Opfer des berühmten Prager Fenstersturzes, hatte im Jahr zuvor noch auf der Opernbühne des Hradschin gestanden – als Mitglied eines hochwohlgeborenen Dilettantenstadls. Später konnten weder Pest noch die Türken den Enthusiasmus für die musikalischen Haupt- und Staatsaktionen bremsen.

Auf dem Höhepunkt der Musikbesessenheit griffen die drei Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I. selbst zur Komponistenfeder. Leopold, von dem 79 kirchliche Kompositionen, 155 weltliche ein- und mehrstimmige Werke sowie 102 Tänze erhalten sind, schrieb Frommes wie den „Sig des Leydens Christi über die Sinnligkeit“ und deutlich weniger Frommes wie „Die Ergezungstund der Schlavinnen aus Samie“. Bis zu seinem Tod 1705 ließ er 400 Opern in Szene setzen, die häufig eine kaiserliche Arie enthielten.

Seine unmittelbaren Nachfolger ließen es sich nicht nehmen, die Aufführungen vom Clavichord aus zu leiten – eine Sippe von Neronen, nur ungleich talentierter. Dass das Ganze Unsummen verschlang, war den Habsburger Kaisern weitgehend egal. Noch Leopold I. hoffte darauf, die Finanzmisere durch selbstgemachtes Gold zu beheben.

Erst Maria Theresia, eine ausgebildete, hervorragende Sängerin und Gegenspielerin des ebenfalls musikversessenen Preußenkönigs Friedrich, machte notgedrungen Schluss mit den akustischen Geldvernichtungsorgien. Im aufgeklärten Herrschertum war Musik künftig peu à peu weniger Staatsverklärung als private Liebhaberei. Anders als ihre kaiserlichen Vorfahren trat Maria Theresia nicht mehr öffentlich auf. Zudem privatisierte sie die Hofmusik auf ziemlich radikale Weise: Sie überließ die Hofoper zunächst dem Wiener Magistrat, der sie später verpachtete, und brachte für die Hofkapelle nur noch ein jährliches Fixum auf, was prompt zur Halbierung der Musikerstellen führte.

Längst hatte auch der Adel als wichtigster Musikmäzen den Hof abgelöst. Maria Theresia pflegte zu sagen, wenn sie eine gute Oper sehen wolle, könne sie ja ins Theater des ungarischen Magnaten und Haydn-Förderers Nikolaus Esterházy gehen. Und obwohl ihr das Wunderkind Wolfgang Amadeus Mozart persönlich erfolgreich vorgespielt haben soll, blieb die von Vater wie Sohn Mozart erhoffte Hofanstellung lange aus. Maria Theresia hielt die Mozarts und ihresgleichen für fahrendes, mithin unzuverlässiges Volk. Die Abneigung beruhte auf Gegenseitigkeit: Wolfgang Amadeus, der als Kind die Kaiserin angeblich „rechtschaffen abgeküsst“ hat, hielt dem Kaiserhaus später Geiz und Weltabgewandtheit vor.

Joseph II. mochte eher Fux als Mozart.

Überhaupt hatten die Wiener Klassiker nur wenig Glück mit dem Habsburger Hof. Maria Theresias Sohn Joseph II. regierte als aufgeklärter Reform-Kaiser, also durchaus modern. Für seine Musik aber, zu der er sich täglich Hofmusiker in seine Privatgemächer bestellte, bevorzugte er ältere Kompositionen im strengen kontrapunktischen Stil.

Zwar hatte Joseph II. sich in den Kopf gesetzt, ein deutsches Nationalsingspiel in Wien zu schaffen, doch dessen glänzendstes Beispiel, Mozarts „Entführung aus dem Serail“, war ihm offenbar zu kompliziert. Mozart habe die Sänger „mit seinem vollen Akkompagnement übertäubt“, lautete das kaiserliche Urteil. Josephs Lieblingskomponisten blieben der Hofkomponist Antonio Salieri und Johann Joseph Fux, der neben 18 Opern und über 50 Messen auch das berühmte Musiklehrbuch „Gradus ad Parnassum“ geschrieben hat, über das der Kaiser huldvoll äußerte: „Wer seinen Fux im Kopf hat, weiß alles, was er wissen muss und kann.“

Zwar wurde Mozart 1787 in seinen letzten Lebensjahren doch noch Hofkompositeur als Nachfolger des berühmten Christoph Willibald Gluck. Doch dessen Salär von 2000 Gulden jährlich strich der Kaiser auf 800 zusammen. Mozart musste sich als freier Unternehmer auf dem Markt behaupten. Das ging eine Weile recht gut, dann wandten sich die Wiener wieder ab. Noch den „Don Giovanni“, uraufgeführt 1787 in Prag, nannte Joseph II. „keine Kost für die Zähne meiner Wiener“.

Beethoven schließlich, der Schüler Haydns, Salieris und des Singspielkomponisten Johann Schenk, hat es gar nicht mehr an den Hof gebracht. Er erhielt 1809 eine lebenslange Ehrenpension von den Fürsten Lobkowitz und Kinsky – und von Erzherzog Rudolf, einem Bruder des Kaisers, der später Erzbischof von Olmütz wurde. Der dankbare Beethoven wollte zu diesem Anlass die „Missa Solemnis“ schreiben, aber sie wurde nicht rechtzeitig fertig.

Mit Schubert, ebenfalls einem Schüler des zu Unrecht als Neider, wenn nicht gar Mörder Mozarts verunglimpften Salieri, ist die Verbürgerlichung der Musik bereits abgeschlossen. Schubert begeisterte nicht mehr den Wiener Adel: Der Musiker traf sich mit Freunden, um eigene Kompositionen aufzuführen – jene „Schubertiaden“, in denen das Biedermeier später sein Urbild bürgerlicher Hausmusik entdeckte.

Als Hofamt und Propagandainstrument hatte die Musik da längst ausgedient. Zwar existierte die Hofkapelle weiter, aber sie führte nur noch ein Schattendasein. Allenfalls ein Provinzler wie Anton Bruckner entwickelte im 19. Jahrhundert noch einmal den Ehrgeiz, Hofkapellmeister zu werden. Es gelang ihm nicht; zu seinem unversöhnlichen Ärger brachte er es nur bis zum Hoforganisten.

Die Musik spielte damals längst woanders. In den Casinos regierte von Mitte des Jahrhunderts an der Walzerkönig Johann Strauß Junior. Ein durchaus bürgerlicher König, der 1848 noch mit den Märzrevolutionären sympathisiert hatte, was ihm Franz Joseph, der vorletzte Habsburger auf dem Kaiserthron, nie verzeihen konnte.

Doch vor dem rauschenden Erfolg des Komponisten und seines Orchesters mussten selbst seine Majestät kapitulieren. 1863 ernannte Franz Joseph ihn zum k.k. Hofball-Musikdirektor. Und einen Orden musste er ihm, im ordensverrückten Österreich, schließlich auch noch verleihen.

Was wären die Habsburger ohne ihre Schlösser? Von den ersten Burgen bis zum Fitnessraum Sisis auf der Wiener Hofburg – im Wohnstil des Fürstenhauses spiegelt sich der Geist jedes Zeitalters.

Imperium der Immobilien

Von SUSANNE BEYER



Das prachtvolle Barockschloss Schönbrunn war seit der Zeit Maria Theresias kaiserliche Sommerresidenz.
(Gemälde von Canaletto, um 1760)

Diese Lüster. Nicht einer, nicht zwei, nicht fünf, nicht sechs, ach, es scheinen unzählige Lüster zu sein, die da von den goldverzierten Decken hängen. Die Kristalle spiegeln sich ineinander, miteinander, in den Spiegeln an den Wänden, auf den glänzenden, intarsienverzierten Böden des Schlosses Schönbrunn. Sie spiegeln sich auf den glatten Oberflächen der langen Tafeln, auf denen – wenn sie mit feinen Tischtüchern gedeckt waren – vielleicht einmal aus Versehen ein Stück Gänsebraten gelandet ist oder ein wenig Soße oder die Sahne von einem edlen Törtchen, das am Ende eines sehr festlichen und hoheitlichen Diners gereicht wurde.

Heute aber werden diese Tische kaum je benutzt noch berührt, nur manchmal sanft gestreichelt vom Poliertuch einer Reinigungskraft, die vom Schlossmuseum beauftragt, ja ermächtigt wurde, dies zu tun.

Die Schlösser der Habsburger sind Museen geworden, sehr viele von ihnen jedenfalls. Und es gab sowieso sehr viele Habsburg-Schlösser – weil die Geschichte der Habsburger als Herrschergeschlecht über 700 Jahre währte, weil es eines der mächtigsten Geschlechter Europas war und weil Maria Theresia so entsetzlich viele Kinder bekommen hat, dass sich so viele Nebenlinien der Habsburger herausgebildet haben und so etwas Ähnliches dabei herauskam wie: jede Nebenlinie mehrere Schlösser.

Man könnte also die Geschichte der Habsburger Schlösser als Geschichte jedes einzelnen Schlosses erzählen, wie es manche Bücher tun. Da käme man dann von den Hauptschlössern zu den Landschlössern – Schönbrunn zum Beispiel lag einmal auf dem Land, heute aber quasi mitten in der Stadt, im 13. Wiener Bezirk –, von den Land- und Jagdschlössern bis zu den Witwensitzen.

Und auch wenn man sich nur auf die Hauptschlösser beschränkte, kämen ziemlich viele zusammen: die Hofburg als Zentrum Wiens, Herz und Mitte des ersten Bezirks. Auch Schloss Schönbrunn gehörte zu den wichtigsten Immobilien des Habsburger Reiches. Und der Hradschin in Prag. Das Land- und Lustschloss Gödöllö in der Nähe von Budapest ist auch nicht zu verachten, denn es ist jenes Schloss, das Kaiserin Elisabeth – die Sisi – so liebte; in ihrem eigenen Salon ließ sie die Sessel und die Wände veilchenfarben beziehen.

Die Schlösser der Habsburger, das ist ein Imperium der Immobilien: viele herrliche, manchmal auch zu herrliche, überpolierte, überreich geschmückte Gemäuer. Aber all diese Gemäuer sind verwandt und verschwägert mit den zwei Hauptgebäuden des Habsburgerreichs: der ersten Burg, die um 1020/30 im Aargau errichtet wurde. Vor allem aber mit der Hofburg in Wien. Und die

ERICH LESSING / AKG





Bankett in Schönbrunn zur 100-Jahr-Feier des Maria-Theresia-Ordens
(Gemälde von Fritz L'Allemand, 1857)

Hofburg weist sogar über das Ende des Imperiums hinaus in die heutige Demokratie: Von hier aus repräsentiert der Bundespräsident die Republik Österreich.

Die erste Burg, der Ursprung von allem, die Habichtsburg im Aargau, bestand aus einem mehrgeschossigen repräsentativen Steinhaus. Im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts wurde sie zu einer Doppelburg ausgebaut. Doch diese Habs- oder Habichtsburg war den ersten gräflichen Bewohnern nicht viel mehr als eine Behausung, kalt, zugig und finster, dennoch nützlich als Festung gegen die Feinde von draußen.

Das Zentrum der Habsburger Herrschaft verlagerte sich mit der Zeit nach Wien. Doch da die Habsburger lange und mehrfach gegen die Türken und die Pest zu kämpfen hatten, entwickelte sich erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine repräsentative Bau- und Wohnkultur. Die Bewohner der habsburgischen Schlösser begannen, so feierlich darin zu leben, wie es am burgundischen und dann französischen Hof – der Louvre! Versailles! – längst üblich war. Und auch wenn nach dem 17. Jahrhundert aus den Burgen wohnliche Residenzen wurden, behielten doch viele von ihnen den Namensbestandteil „Burg“ bei: Wiener Hofburg, Innsbrucker Hofburg, Burg in Ofen.

Auch die Hofburg in Wien war als Festung mit vier Türmen gebaut worden, spätestens ab 1275. Ferdinand I. (1503 bis 1564) ließ eine Kunstkammer anlegen, ein Krankenhaus und einen Gang von der Burg zur Augustinerkirche. Und ein neues Ballhaus, in dem eine besondere Art Tennis gespielt wurde.

Die Hofburg wuchs und wuchs, fast jeder Nachfolger Ferdinands ließ an ihr herumbauen, erweiterte sie und gestaltete vor allem die Wohnräume des Vorgängers anders oder ließ neue Trakte bauen. Heute gehören zur Hofburg 18 Trakte, 54 Stiegen, 19 Höfe – insgesamt ist das Gebilde also deutlich weniger übersichtlich als zu Zeiten Ferdinands, als es hauptsächlich aus drei separaten Trakten bestand. Noch 1649 äußerte sich ein Kenner befremdet: „Nicht sonders prächtig erbaut vnd für eine so grosse Hoffhaltung zimblich eng.“

Die Türken richteten 1683 erhebliche Schäden an der Hofburg an, so dass Kaiser Leopold I. in Tränen ausbrach. Ein Jahr dauerte es, bis der Herrschersitz wieder bewohnbar war. Noch 1705 urteilte ein Franzose: „Die alte Burg ist erbärmlich. Ihre Mauern haben die Dicke wie jene der stärksten Wälle, die Treppen sind armselig und ohne Zierde; die Gemächer niedrig und enge mit Decken von gemalter Leinwand; die Fußböden von Tannenholz wie in dem mindesten Bürgerhause; kurz alles so einfach, als ob es für Mönche wäre.“

Karl VI. (1685 bis 1740) erwies sich dann endlich als ehrgeiziger Bauherr. Er ließ vor allem die neue Hofbibliothek errichten, den Reichskanzleitrakt und die Winterreitschule.

Maria Theresia war sehr mit Regieren, mit Abwehrkämpfen gegen Preußen und Frankreich und mit dem Kinderkriegen beschäftigt, doch sie ließ die Hofburg innen prächtiger gestalten und das Staatskanzleigebäude (heute Bundeskanzleramt) und auch die Redoutensäle errichten; in diesen Sälen wurde 1748 der erste Maskenball gefeiert.

Das Leben bei Hof änderte sich. Natürlich ging es nach wie vor um Kriege oder ums Verheiraten, was das kriegerische Treiben verhindern sollte, doch bildete sich gleichzeitig jene Art Leben heraus, das sich heute die Besucher der

ULLSTEIN BILD / IMAGNO

Interieur des Schlosses Gödöllö bei Budapest

musealen Schlösser so vorstellen, wenn sie durch lüstergeschmückte Säle streifen: lange Tafeln, Gäste aus ganz Europa, die Bälle, Glanz und Gloria und Gänsebraten mit Soße, während vor den Toren gehungert wurde.

Die Hofburg wurde immer mehr zum Schloss. In den Jahren nach dem Wiener Kongress 1814/15 wurden die Reste der Burgbastei abgetragen und auch das alte Burgtor. Das Areal vor dem Schloss wurde eingeebnet, der Volksgarten angelegt. Zwei Gewächshäuser aus Eisen und Glas wurden in der Biedermeierzeit zu beliebten Sehenswürdigkeiten; das Volk durfte heranrücken an das monarchische Gemäuer.

Von 1848 an regierte Kaiser Franz Joseph, fast 68 Jahre lang. Mit seiner Herrschaft wird die Hofburg bis heute in Verbindung gebracht, zentrale Räume sehen noch so aus, wie sie zu seiner Zeit eingerichtet wurden: viel Pomp, auch viel Ballast. Es war die Zeit des Historismus, in der mit dem ästhetischen Rückgriff auf angeblich glanzvolle Perioden ein Machtanspruch aufrechterhalten werden sollte, der längst überholt war.

Bezeichnend folglich, dass die Habsburger, die im Einrichtungsstil eigentlich immer dem Zeitgeschmack – dem Klassizismus, dem Biedermeier, dem Historismus – gehuldigt hatten, sich dem Beginn der Moderne, der doch gerade in Wien so schöne Spuren hinterließ, ästhetisch verweigerten. Letztlich war für Franz Joseph und seine Frau Sisi die Pracht, von der sie umgeben wurden, nichts anderes als eine Hülle, die so sein musste, wie sie war, so üppig und golden, weil sie selbst zu sein hatten, was sie nun mal waren: Kaiser und Kaiserin.



Schloss Bran in Siebenbürgen gehört seit 2006 wieder einem Habsburger.

Franz Joseph schlief in einem Eisenbett und benutzte einen einfachen Schreibtisch: Für sich selbst hat er den Pomp nicht gebraucht. Und Elisabeth hatte ganz eigene Methoden zu zeigen, dass sie es üppig nicht mochte: Sie entzog sich den glitzernden Festen, wenn sie es denn konnte; als ältere Frau trug sie fast nur noch Schwarz, sie hungerte beinahe ihr Leben lang.

In ihren kaiserlichen Räumen ließ sie eine Sprossenwand anbringen und in einen Türrahmen Ringe zum Turnen. Sehnig wollte sie sein, blass und dünn – ein Bild der Askese abgeben in all der Pracht. Sie war in mancher Hinsicht eine moderne Frau, tragisch ihrer Zeit voraus. Denn die ästhetische Epoche, die sich bald nach ihrem Tod 1898 durchsetzte, war die der Askese, genannt: die Moderne.

Besucher, die sich heute die Hofburg ansehen – und die kaiserlichen Gemächer sind natürlich Publikumsmagnete –, sehen die Turngeräte dort hängen, in einem Salon in rotestem Rot, mit stoffbespannten Wänden, die im Schein eines Kronleuchters schimmern.

Es ist ein trauriges Bild. Hier war wirklich etwas zu Ende gegangen.

K. A. / PICTURE-ALLIANCE / IMAGNO (O.); GETTY IMAGES (U.)

Der Volkserzieher

Joseph II. setzte im Habsburger-Reich beeindruckende Radikalreformen ins Werk. Aber sein Übereifer machte ihn unbeliebt.

Von JAN FRIEDMANN

Welcher Weg blieb ihm schon, dem erstgeborenen Sohn, bei diesen Eltern? Der Vater, Franz Stephan von Lothringen, in Wien nur „der Franzos“ genannt, war der Prototyp eines Lebemanns. Er widmete sich der Jagd, dem Kartenspiel, seinen zahlreichen Liebschaften und der Vermehrung seines persönlichen Vermögens. Die Mutter, Maria Theresia, schaffte es, 16 Kinder zu gebären und gleichzeitig das Reich passabel zu regieren, fürsorglich, frömmelnd, auf Ausgleich bedacht.

Joseph, 1741 geboren, wählte die Vernunft, die Askese, den großen Entwurf. „In einem Reiche, das ich regiere, muss – nach meinen Grundsätzen beherrscht – Vorurteil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei verschwinden, damit jeder meiner Untertanen in den Genuss seiner angeborenen Freiheiten eingesetzt werden kann.“ Hehre Ansprüche, verkündet beim Amtsantritt als Alleinherrscher 1780.

Er war zugleich ehrgeiziger Aufklärer und absoluter Monarch, eine Kombination, die bis dahin eher nach Preußen als ins barocke Österreich gepasst hatte. In nur zehn Jahren krempelte er sein Land fast vollständig um, was erst die moderne Geschichtsschreibung gebührend würdigte. Er wurde, so sein britischer Biograf Derek Beales, zum „bei weitem innovativsten Herrscher“ unter den Habsburgern, ja zu „einem der originellsten, die je ein Land gekannt hat“.

Dennoch kursierten gegen Ende seiner Regentschaft in Wien Schmähschriften mit Titeln wie „Die Regierung des Hanswursten“ und „Herr! Befreie uns von Krieg und Not – durchs Josephs II. Tod!“ Als der Monarch, der für die Regierungsgeschäfte seine Gesundheit ruiniert hatte, 1790 starb, ging ein Aufatmen durch Österreich.

Josephs Geschichte ist die Geschichte eines Scheiterns. Sein Leben liefert ein Lehrstück dafür, welche Widerstände ein Reformer zu überwinden hat, selbst wenn er scheinbar absolute Macht besitzt. Durchregieren ist schwierig, diese Lehre müssten Politiker nach Joseph gelernt haben, und auch, dass die richtige Politik nicht unbedingt die Herzen des Volkes gewinnt.

Sicherlich, deutsche Kulturgrößen stimmten ihm zu. Johann Wolfgang von Goethe attestierte ihm eine „gesegnete Regierung“, Gotthold Ephraim Lessing schwärmte von „tugendhaften Zeiten“. Alle guten Menschen müssten sich auf die Seite des Regenten stellen, forderte der Aufklärer Christoph Martin Wieland, schließlich habe die Vorsehung diesen zum Schöpfer einer besseren Welt auserkoren.

Doch in Österreich stießen sich Beobachter an seinem Regierungsstil. Joseph wurde im Lauf der Jahre fast zum Einsiedler. Schuld daran waren persönliches Unglück und seine Dynastie – für Joseph meist ein Synonym. Sie formten einen Charakter, der in seiner Rolle schließlich scheitern musste.

Schon die erste Liebe endete tragisch: Die Mutter knüpfte den Kontakt zur Bourbonendynastie, und Isabella von Parma wurde Josephs Gattin. Der Thronfolger genoss anfangs einige unbeschwerte Monate mit Isabella; das Paar musizierte und sang gemeinsam, entdeckte auf Reisen gemeinsam die Schönheit der österreichischen Provinzen. Danach aber versank Isabella zunehmend in Depression und sprach ständig über den nahen Tod.

Vielleicht zerbrach die junge Frau am Druck der Erwartungen, sie flüchtete sich in ein Liebesverhältnis mit Josephs Schwester Marie Christine. Gleichwohl gebar Isabella Joseph eine Tochter, bei der Schwangerschaft mit der zweiten erlitt sie eine Fehlgeburt und starb kurze Zeit später. „Ich war es, der diesen Schatz besaß und mit 22 Jahren verlieren musste“, klagte Joseph. Einige Biografen sehen in dem Trauma eine Ursache für Josephs fanatisches Pflichtbewusstsein bis hin zur Selbstzerstörung.

Die zweite Ehe mit einer Cousine zweiten Grades aus Bayern, der Wittelsbacherin Maria Josepha, verlief nicht besser. Auch diese Verbindung hatte Maria Theresia arrangiert, nun gegen den ausdrücklichen Willen ihres Sohnes. Joseph reagierte entsetzt, als er die Auserwählte zum ersten Mal erblickte. „Eine kleine und dicke Gestalt ohne jugendlichen Reiz, Bläschen und rote Flecken im Gesicht, hässliche Zähne“, schrieb er an seinen Vater.

Joseph rächte sich für die Bevormundung, indem er seine Braut ignorierte. Er trennte die Appartements in der Hofburg – die Ehe wurde wohl nie vollzogen. Nach knapp zweieinhalb Jahren starb auch die unglückliche Bayerin, an Blattern und vermutlich auch an gebrochenem Herzen.

Joseph erklärte nun unwiderruflich, er wolle keine neue Ehe eingehen, und er sollte sich daran halten. Befriedigung suchte er, wie er selbst zugab, gelegentlich bei den „öffentlichen Mädchen“. Seine sinnlichen Züge, die durchaus angelegt waren, verkümmerten, Joseph entwickelte eine regelrechte soziale Phobie. „Die Gesellschaft von Frauen ist für einen vernünftigen Mann auf die Dauer unerträglich“, rechtfertigte er sein Einsiedlertum.

1770 starb auch noch seine geliebte Tochter aus der Ehe mit Isabella, Maria Theresia. Joseph schrieb ergreifende Zeilen der Trauer: „Ich habe aufgehört, Vater zu sein, das ist mehr, als ich zu ertragen vermag.“ Im Alter von nur 28 Jahren war er kinderloser Witwer.

Ihm blieb sein Amt. 1765 war er dem Vater als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nachgerückt und regierte Österreich zunächst an der Seite seiner Mutter. Nach und nach führte er einen radikal neuen Herrschaftsstil ein. Joseph halbierte die Ausgaben für Jagden, entließ die Schweizergarde, seine persönliche Wache, und verringerte die Zahl der kaiserlichen Stallpferde. Die

AUSTRIAN ARCHIVES / INTERFOTO


Kaiser Joseph II.

Erbschaft des Vaters, angehäuft in glücklichen Geschäften, nutzte der Nachfolger zur Sanierung der österreichischen Staatskasse.

Doch er konnte nicht schalten, wie er wollte. Seine Mutter dachte gar nicht daran, sich zurückzuziehen. Gestaltungsfreudig und willensstark, behielt sie die Zügel in der Hand, wie sie es schon bei ihrem Mann getan hatte. Der Sohn, ein anderes geistiges Kaliber als sein Vater, verzweifelte fast an der ungeliebten Koalition.

Er verschlang aufklärerische Literatur – sie wetterte gegen die „abscheulichen Bücher“. Er kämpfte für religiöse Toleranz – sie ließ in Mähren und Böhmen die Protestanten verfolgen. Dreimal bot Joseph seinen Rücktritt als Mitregent in den Erblanden an, dreimal lehnte seine Mutter ab.

So suchte er sich andere Gegner: die Beamtenlobby oder die katholische Kirche. „Zwanzig machen die Arbeit von acht“, ätzte der junge Thronfolger schon in einem Memorandum von 1761 über seine Staatsdiener. Der Apparat sei aufgebläht, Gehälter und Pensionen überhöht.

Eine spätere Denkschrift nannte er (nach dem Vorbild des legendären Generalfeldmarschalls Moritz von Sachsen) „Rêveries“: Der Reformer träumt darin von einem schlanken, effektiven Staat, mit tugendhaften und sparsamen Beamten, die nur das Gemeinwohl im Blick haben. „Alles beruhe auf dem persönlichen Verdienst“, fordert er, in der Verwaltung müsse das Leistungsprinzip gelten: „Die Guten belohnen, die Unfähigen entlassen, die Schlechten bestrafen.“

In den Kronländern, den verstreuten Erwerbungen des Hauses Habsburg, sollten althergebrachte Privilegien beschnitten werden, und auch die religiösen Angelegenheiten wollte Joseph verstandeskräftig ordnen. „Es ist notwendig, dass ich gewisse Erscheinungen auf dem Gebiet der Religion entferne, die nie dahin gehört haben“, kündigte er an. „Da ich den Aberglauben und die Pharisäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien.“

1780 starb die Mutter, nicht ohne ihn verpflichtet zu haben, für seine Geschwister zu sorgen. „Ich über-

gebe sie dir! Sei ihnen Vater.“ Endlich konnte er allein regieren.

Joseph geht ein Mammutprogramm an: Er reformiert das Justizwesen und stellt das Steuersystem auf eine neue Basis. Er verschlankt und vereinheitlicht die Verwaltung, modernisiert die Schulen, schafft Leibeigenschaft und zivile Todesstrafe ab, mildert die Zensur. Er fördert die Religionsfreiheit von Juden und Protestanten, begründet ein staatliches Wohlfahrtssystem und bringt die Wirtschaft zur Blüte. Er löst zahlreiche Klöster und Orden auf, die sich nicht in Schulunterricht oder Wohlfahrt engagieren. Er baut das Wiener Burgtheater zum Deutschen Nationaltheater aus und begründet das modernste Krankenhaus Europas. Er erlässt insgesamt 6000 Gesetze und Verordnungen, das sind etwa zwei pro Tag.

Einblick in die Nöte seiner Untertanen verschafft sich Joseph auf seinen berühmten Inkognito-Reisen. Dafür nennt er sich „Graf von Falkenstein“, nach einem kleinen Territorium in Besitz der Habsburger links des Rheins, in der heutigen Pfalz. Er übernachtet in einfachen Gasthöfen, trägt meist eine abgeschabte grüne Uniform.

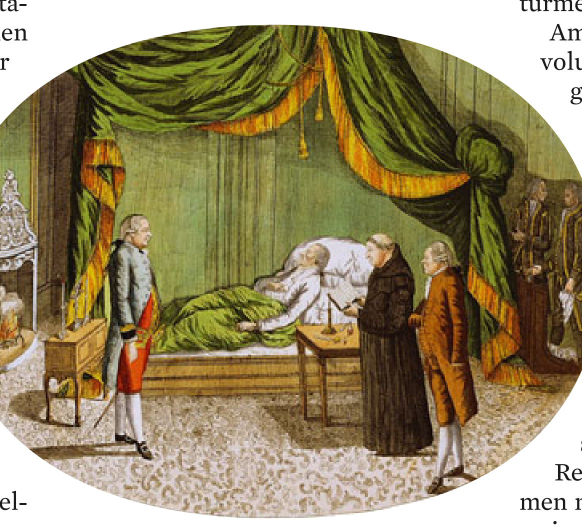
„Jeder Untertan erwartet von seinem Herrn Schutz und Sicherheit“, erklärt er 1786, „darum obliegt es dem Monarchen, die Rechte seiner Untertanen festzusetzen und ihre Handlungen so zu leiten, dass sie dem allgemeinen Wohle und dem der Einzelnen zum Besten gereichen.“

Seine Prioritäten sind dabei klar: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk“, lautet seine Maxime. Reformen setzt er von oben durch, Delegieren und Konsultieren fällt ihm schwer. Er verfüge über eine innere Stimme, die ihn vor Irrtümern bewahre, erzählt er Papst Pius VI., als der ihn 1782 besucht und auf seiner Reise durch Österreich vom frommen Volk bejubelt wird.

Joseph bringt das Habsburger-Reich auf Augenhöhe mit den aufstrebenden Mächten Frankreich und Preußen. Inneren Zusammenhalt will er durch eine funktionierende Bürokratie und durch Zentralisierung schaffen. „Ohne josephinische Reformen wäre die Großregion zwischen Weichsel und Drina, dem Erzgebirge und den Ostkarpaten wahrscheinlich einer Art von Balkanisierung verfallen“, analysiert der Joseph-Biograf Hans Magenschab.

Doch der Freigeist verwandelt sich immer mehr in einen Kauz auf dem Kaiserthron. Er lebt so frugal und arbeitsam, dass er sich seiner auf Repräsentation und Glanz ausgerichteten Umgebung entfremdet, erst recht dem Lebensstil, den die großen Familien in den Kronländern pflegen, die Schwarzenbergs in Böhmen, die Esterhazys in Ungarn. Joseph trinkt kaum noch Wein und isst nicht mehr aus der Hofküche; eine einzige Köchin bereitet seine Speisen.

Inkognito besucht er sein Volk.



Joseph II. auf dem Sterbebett
(kolorierter Kupferstich, 1790)

Von morgens sieben bis abends neun sitzt er am Schreibtisch; er schläft auf einem einfachen Strohsack, der mit Hirschhaut überzogen ist. Seine Sekretäre bestellt er noch um Mitternacht ein; wenn sie am Morgen wiederkehren, sind die Dokumente schon unterschrieben. Er fühlt sich für alles zuständig: Seinem Schwager Ludwig XVI., den eine Phimose am ehelichen Beischlaf mit Josephs Schwester Marie Antoinette hindert, rät er zu einem chirurgischen Eingriff. Seine Soldaten erhalten Weisung, bei der Körperpflege nicht zu viel Puder zu verwenden. 1786 verbietet Joseph sogar die Produktion von Pfefferkuchen, weil man sich damit den Magen verderben könne.

Größter Fehler des Radikalreformers: Er versäumt es, sich Verbündete zu suchen. Adel, Klerus und Beamtenschaft sind ihm feind, weil er ihre Privilegien beschneidet. Die alteingesessenen Familien in den Filialen des Reiches verdammen den neuen Zentralismus. Selbst um die Freimaurer, die ihm nahestehen, bemüht er sich nicht, er tritt nie in eine der mächtigen Logen ein.

Und das Volk, für das der Herrscher ja unzweifelhaft viel getan hat? Anstatt sich über neugewonnene Prosperität und Freiheit zu freuen, lassen sich die Bauern von der Kirche vor den Karren spannen, beklagen die verringerte Zahl der Feiertage und deren nüchternere Gestaltung. Einen wahren Aufstand gibt es gegen Josephs Anordnung, bei Aufzug eines Gewitters auf das Läuten der Kirchenglocken zu verzichten und stattdessen lieber Blitzableiter in die Kirchtürme einzubauen.

Am Vorabend der Französischen Revolution brechen auch im Habsburger-Reich Aufstände los. Die habsburgischen Niederlande, im Kern das heutige Belgien, sagen sich von Wien los. In Ungarn verweigert der Adel die Zahlung der Steuern. In Wien stürmt 1788 der Mob wegen gestiegener Brotpreise die Bäckereien; ein Jahr später gehen die Bürger gegen eine Kriegssteuer auf die Straße.

Joseph, schwer an Tuberkulose erkrankt, verfällt zunehmend in Resignation. Einige wichtige Reformen muss er zurücknehmen, beispielsweise das ungarische Ständeparlament wieder einsetzen. Den Sturm auf die Bastille in Paris kommentiert er: „Meinem Schwager geschieht ganz recht, so muss es allen gehen, die ihre Minister regieren lassen.“ Das tut er wahrlich nicht. In der letzten Nacht und am letzten Tag vor seinem Tod im Februar 1790 verschickt er 80 handschriftliche Briefe.

Es hilft nichts. Große Teile seines liberalen Programms machen seine Nachfolger rückgängig; erst die Revolutionäre von 1848 marschieren wieder unter Josephs Konterfei. „Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt?“, fragte schon 1787 der Wiener Journalist Joseph Richter.

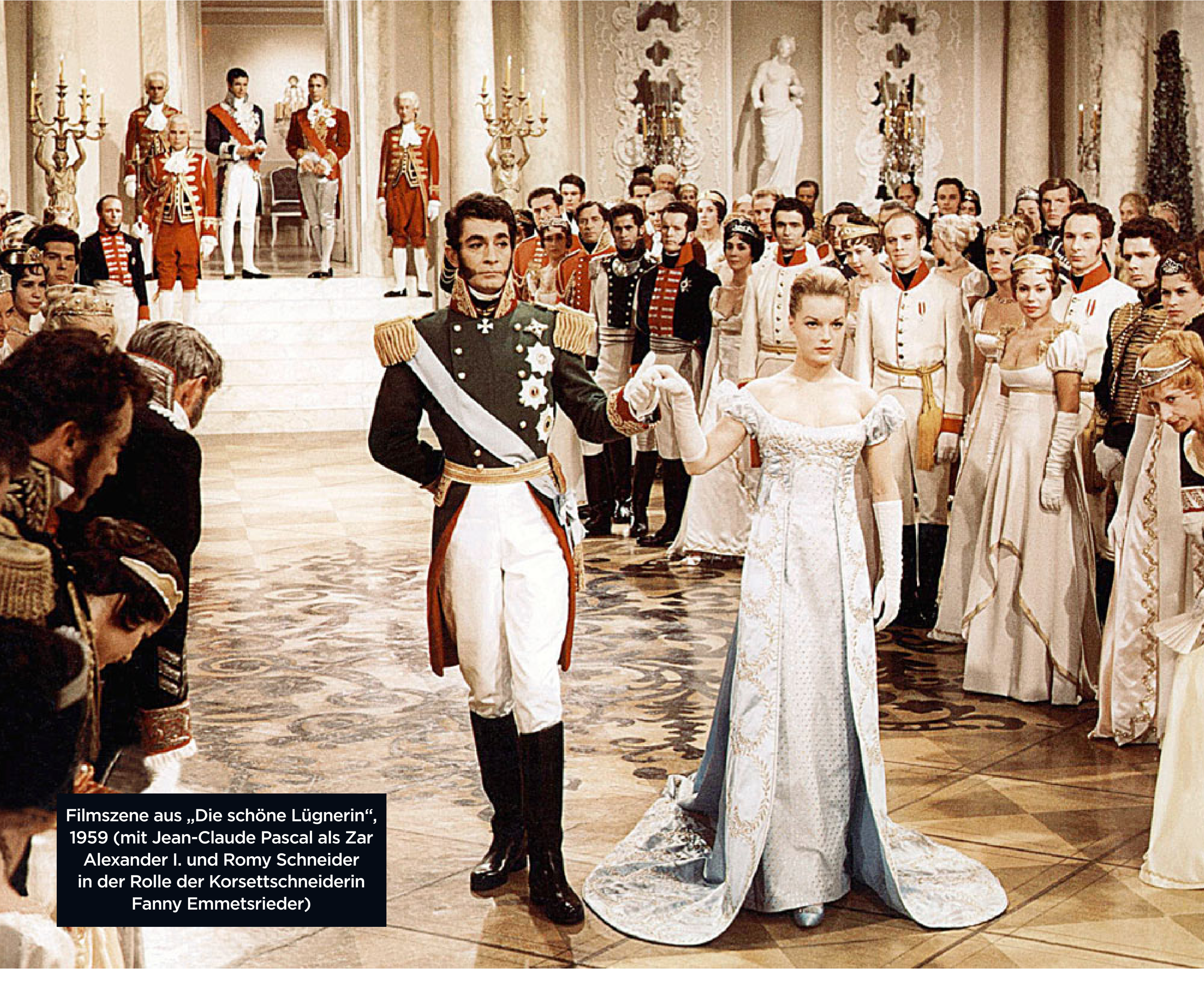
Seine treffende Antwort: „Kaiser Joseph hat so viele Feinde, weil er Reformator ist, weil jede Reform Missvergnügen machen muss und weil selbst ein Engel vom Himmel, wenn er als Reformator zu uns Menschen herabstiege, Feinde in Menge haben würde.“

Die „Diplomatische Akademie Wien“ ist eine Gründung Maria Theresias.

BUSINESS MIT TRADITION


Fassade des Theresianums und der Diplomatischen Akademie in Wien

Die langgestreckte Fensterfront an der Wiener Favoritenstraße wirkt eher diskret: Das josephinisch-sachliche Äußere signalisiert eigentlich nur, dass hier wohl arbeitsame Geister zu finden sein dürften.
Gleich hinter der Pforte geht es tatsächlich lebhaft zu: Ein Workshop junger Ökonomen macht Pause; appetitliche Gerüche dringen aus der hauseigenen Küche, aber noch diskutiert man rasch auf dem Flur in vielerlei Englisch-Varianten die letzten Vorträge. „Englisch ist ohnehin unsere Unterrichtssprache“, erklärt Werner Neudeck, Professor für Außenwirtschaft. „Unsere Absolventen kommen aus aller Welt. Etwa ein Drittel geht in übernationale Firmen, beispielsweise ins Consulting, ein Viertel in global vernetzte Organisationen wie die Uno oder die EU-Verwaltung. Diplomat im engeren Sinn will nur noch jeder Zehnte werden, und die Zahl sinkt weiter.“
Dennoch nennt sich die Anstalt, an der Neudeck lehrt, weiterhin „Diplomatische Akademie Wien“ – ein viel zu ehrwürdiger Titel, als dass man im traditionsbewussten Österreich auf ihn verzichten wollte. Immerhin können Absolventen dieses Hauses stolz erklären, dass seine Gründerin keine Geringere war als Kaiserin Maria Theresia selbst.
Der ursprüngliche Name von 1754, „Kaiserlich-königliche Akademie der Orientalischen Sprachen“, bewies herrscherlichen Weitblick: „Man brauchte mehr Experten für die wirtschaftlich-politischen Beziehungen zum Orient“, erläutert Neudeck; seit sich nach dem Frieden von Passarowitz (1718) die Kontakte zum Osmanischen Reich allmählich normalisiert hatten, wurden dringend Experten in morgenländischen Sprachen und Kulturen gebraucht. Bislang waren nur jeweils einige talentierte „Sprachknaben“ nach Konstantinopel geschickt worden. Jetzt bot die Wiener Akademie ihren meist mit elf oder zwölf Jahren aufgenommenen Zöglingen bei nahezu klösterlich strengem Hausregiment und straffem Pensum sogleich einen sicheren Beamtenposten.
Klug verband die Kaiserin das Konzept einer Eliteschule für Diplomaten mit akademischem Tiefgang. So hatte Österreichs bedeutendster Orient-Pionier, Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall (1774 bis 1865), dessen Studien und Übersetzungen unter anderem Goethes „West-östlichen Divan“ inspirierten, seinen Hauptsitz an der Akademie; in der Wiener Universität amtierte der produktive Gelehrte nur in zweiter Linie.
„Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bildete das Haus ein europäisches Mekka für Orientalisten“, fasst Neudeck zusammen. „Dann ging mit dem Handel auch der Diplomatenbedarf immer weiter zurück.“ Heute residiert das 1964 neubegründete Institut neben dem nicht minder ehrwürdigen Theresianum-Internat wieder am traditionsreichen Ort: eine sehr österreichische Kreuzung von Business School und Edel-College.
Die Vergangenheit respektiert man an der „Vienna School of International Studies“ dennoch ganz selbstverständlich. Im holzgetäfelten Speisesaal gemahnen stattliche Porträts einstiger Direktoren in habsburgischer Uniform an imperiale Machtansprüche. Bis 1996 war die Anstalt Teil des Außenministeriums; noch heute wird sie zur Hälfte aus dessen Etat finanziert. Ökonomische Dünnbrettbohrer haben es im bewusst interdisziplinär angelegten Kurssystem eher schwer.
„Sogar unser Siegel erinnert weiterhin an die Ursprünge“, sagt Werner Neudeck lächelnd, „das Motto ist auf Persisch geschrieben. Allerdings pochen wir als weltoffene Akademie nicht mehr auf den Inhalt. Denn der Spruch rühmt unverhohlen das Recht und den großen Kaiser – natürlich den von Österreich.“ *Johannes Saltzwedel*


Filmszene aus „Die schöne Lügnerin“, 1959 (mit Jean-Claude Pascal als Zar Alexander I. und Romy Schneider in der Rolle der Korsettschneiderin Fanny Emmetsrieder)

Mit viel Pomp inszenierte Metternich den Wiener Kongress, der den Habsburgern noch einmal Ruhm und Glanz eintrug. Die imposante Staatssause festigte vor allem die Privilegien des Adels.

Walzer unter der Käseglocke

Von **FRANK THADEUSZ**

Die Welt war gründlich aus den Fugen im Herbst 1814. Das Personal zur Rettung aus dem napoleonischen Schlamassel stand zwar bereit – aber es genoss einen eher fragwürdigen Ruf. Da war ein notorischer Langschläfer, der seinen Teint mit Make-up auffrischte, Spinnen liebte und von Zeitgenossen als „Einfaltspinsel“ und „blasierter Geck“ bezeichnet wurde. Des weiteren ein jähzorniger Polterer, der auch schon mal bis zur Ohnmacht tanzte, sich dann aber im Morgengrauen zum obskuren religiösen Zwiegespräch ins stille Kämmerlein zurückzog. Dritter im Bunde war ein humpelnder Ex-Bischof, dessen Opportunismus womöglich nur noch von seiner Raffgier übertroffen wurde und der vorzugsweise bis in die tiefe Nacht am Kartentisch zockte.

Bei aller Unterschiedlichkeit verband die drei Herren immerhin eine Eigen-



schaft – die Bereitschaft, für ein amouröses Abenteuer die Amtsgeschäfte ruhen zu lassen.

Der Geck hieß mit vollem Namen Clemens Wenzel Lothar Fürst von Metternich. Der eitle Rheinländer ließ als rechte Hand des habsburgischen Monarchen Franz I. die freie Presse unterdrücken und rebellische Studenten in den Karzer werfen; er hasste jede Form von Veränderung. Gleichwohl galt er als Drahtzieher jenes Systems, das dem von Kriegen geschundenen Europa ein Gleichgewicht der Kräfte und eine recht friedliche Zeit bescherte.

Der Polterer nannte sich Zar Alexander I. von Russland, ein Zauderer ohne militärische Grandezza. Doch ihm war das Unglaubliche geglückt: Der Freund enganliegender Uniformen hatte den Jahrhundert-Feldherrn Napoleon Bonaparte und seine Große Armee in die Knie gezwungen. Das machte Alexander zumindest im Herbst 1814 zum mächtigsten Mann des Erdballs.

Und dann war da noch Charles Maurice de Talleyrand-Périgord. Nach der Logik der Alliierten in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen gut 130 Jahre später hätte man ihn vielleicht enthaupten lassen müssen. Schließlich war er Außenminister an der Seite des verhassten „korsischen Teufels“ Napoleon, als der fast ganz Europa unterworfen und die Armeen Preußens und Österreichs vernichtend geschlagen hatte.

Der blitzgescheite Talleyrand jedoch erkannte früh genug die Unersättlichkeit seines Dienstherrn und seilte sich rechtzeitig vor dessen Niedergang ab. Unter Napoleons Nachfolger, dem von den Siegermächten wohlgelittenen Bourbonenkönig Ludwig XVIII., rückte Talleyrand wieder auf seinen alten Posten im Außenministerium – und wurde Ende September 1814 von den Bezwingern Napoleons nach Wien einbestellt.

Der 60-Jährige reiste frei von Demut an die Donau. Stattdessen erschien Talleyrand in Begleitung einer bildhübschen 21-Jährigen, die er lüstern betatschte. Selbstbewusst bis hochmütig begegnete er den Siegern. Keine Frage: Den Emissär der besiegten Großmacht erwarteten weder Strafgericht noch Abrechnung. Mehrere hundert Diplomaten und Unterhändler und in deren Schlepptau Zehntausende Menschen waren nach Wien gekommen, um – eine monumentale politische Sause zu feiern. „Alles, was Europa an erlauchten Persönlichkeiten umfasst, ist hier in hervorragender Weise vertreten“, notierte der Metternich-Vertraute Friedrich von Gentz entzückt.

Gegenstand der Zusammenkunft, die als „Wiener Kongress“ in die Geschichte einging, war nichts Geringeres als die Neuordnung Europas. Die damaligen Würdenträger dachten jedoch nicht im Traum daran, nüchtern an ihre epochale Aufgabe zu gehen. Es wurde in einem Maße gefeiert und getafelt, geschmust und geschwoft, dass Klatschblättchen nahezu jeden Tag eine Sonderausgabe hätten füllen können.

Fast neun Monate lang hasteten die Mächtigen von Ball zu Bankett, vom Staatsempfang zum Schäferstündchen, vom Hinterzimmertreff zum literarischen Salon. Inmitten des Spektakels der österreichische Kaiser Franz I., dessen eitle Repräsentationslust einzig von seiner legendären Knauserigkeit in Schach gehalten wurde.

Als Gastgeber hatte der Monarch die angereisten Staatenlenker und Diplomaten zu verköstigen, und diese Pflicht kam den Habsburger durchaus hart an. Nicht nur war die Staatskasse durch die Kriege gegen Napoleon übel geschröpft worden; ein Staatsbankrott mit anschließender Geldentwertung hatte 1811 die ohnehin prekäre Finanzlage verschlim-



Fürst Metternich, die Verkörperung der Restauration (Farbdruck von 1815)

LINUS / INTERFOTO (L.); AKG (R.)

mert. Im Grunde war Österreich pleite, als sich der Vorhang zur Staatsfete hob. Die Ankunft diverser wohlbeleibter Staats- und Landesfürsten überdeckte freilich, in welch desperater Verfassung sich rund 80 Prozent der Einwohner Wiens befanden.

Die durchschnittliche Lebenserwartung der Hauptstadtbewohner schwankte bei Männern zwischen 18 und 20 Jahren, bei Frauen zwischen 20 und 23. Gedrückt wurde die Statistik durch die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit. Um 1800 starben in Wien über 62 Prozent aller Kinder vor Vollendung des ersten Lebensjahrs. Doch selbst wenn man diesen Umstand herausrechnet, erreichte der Durchschnittswiener nur mit Glück die vierzig.



Talleyrand und sein Einflüsterer (Karikatur von 1815)

RUE DES ARCHIVES / SÜDDEUTSCHE ZEITUNG PHOTO

Chronischer Nahrungsmangel in Kombination mit Fehlernährung zermürbte die Gebeutelten. Erschöpfung durch Arbeitstage von bis zu 16 Stunden und unzureichende Schlafgelegenheiten rafften ein Heer von Elenden früh dahin. Zudem verschärften unhaltbare hygienische Zustände die trostlose Lage: Das brackige Trinkwasser verdiente kaum diesen Namen.

Um die gewaltigen Kosten von knapp zehn Millionen Gulden für den Monsterkongress bewältigen zu können, belegten die Oberen das ohnehin schwer geprüfte Volk mit Steuern. Dennoch brachten die gemarterten Untertanen noch genug Energie auf, um den Staatsoberhäuptern zuzujubeln. Die Aussicht auf Frieden nach einer 22 Jahre währenden Periode von Kriegen mag die Österreicher begeistert haben. Immerhin wurde ihnen auf diese Weise erspart, neben den schon bestehenden Übeln auch noch auf dem Schlachtfeld verheizt zu werden.

Den gekrönten Häuptern dürften die Sorgen der einfachen Leute weitgehend entgangen sein. Wenn schon Exkursionen abseits der Ballsäle stattfanden, dann nach der Art des dänischen Königs: Friedrich VI. streifte leutselig und in schäbiger Kleidung umher und knüpfte dabei intensive Kontakte zur Unterschicht – er verguckte sich in ein einfaches Mädchen, dem von den Wienern umgehend der Spott-Titel „Königin von Dänemark“ verliehen wurde.

Was die Hochkaräter der Weltpolitik während des Kongresses tatsächlich trieben, war kaum abzuschätzen. Eine offizielle Vollversammlung war nie einberufen worden. Zig verschiedene Ausschüsse verhandelten in Hinterzimmern die unterschiedlichsten Dinge. Doch es waren zumeist hohe Beamte, die dort Stunde um Stunde auf den Stühlen hockten. Die Prominenz machte derweil an der Festtafel Politik – oder verlor sich in haltlosen Unternehmungen.

Metternich etwa, der selbsternannte „Kutscher Europas“, war so sehr mit seinem Privatleben beschäftigt, dass der preußische Gesandte Wilhelm von Humboldt nörgelte: „Er nimmt nur Nebensächlichkeiten ernst, und das ernste Geschäft behandelt er wie Nebensächlichkeiten.“ Alexander I. fand das auch: Metternich sei „der beste Zeremonienmeister der Welt“, dafür aber „ein umso schlechterer Minister“.

Unanfechtbar war immerhin sein Ruf als Liebhaber. Bezaubert – und wohl auch halb resigniert – hatte einst seine Gattin geflötet, sie verstünde gar nicht, wie eine Frau ihrem Clemens widerstehen könne. Tatsächlich ließ Habsburgs Mann fürs Äußere kaum eine Gelegenheit verstreichen. Diese Neigung brachte den virilen Fürsten während des Kongresses arg in die Klemme. Angereist waren nämlich neben seiner alten Flamme, der Fürstin Katharina Bagration (mit der Metternich sogar eine Tochter hatte), auch seine damals aktuelle Liebschaft, Herzogin Wilhelmine von Sagan.

Die Sagan wollte den Staatskanzler an die Kette legen, träumte wohl gar von Heirat und hoffte, über ihren mächtigen Geliebten in der internationalen Politik mitmischen zu können. Die Bagration hingegen agierte deutlich weniger verkrampft. Witwe eines Generals, der im Krieg gegen Napoleon gefallen war, wollte sie vor allem Spaß haben.

Im Laufe des Kongresses verschuldete sich das haltlose Geschöpf dermaßen, dass es unter Hausarrest gestellt werden musste. Metternich tändelte noch lose mit der einstigen Gespielin, was ihm beinahe eine Duellforderung des Zaren eingebracht hätte. Denn inzwischen fühlte sich der unglücklich verheiratete Alexander zu seiner Landsfrau hingezogen.

Ähnlich hitzig wie in Privatdingen reagierte der Bezwinger Napoleons auch auf der politischen Bühne. „In zwei Jahren werden wir gegeneinander Krieg führen“, drohte der Zar Österreichs Herrscher Franz. Der polterte zurück: „Nicht in zwei Jahren, sondern in diesem Augenblick, wenn Sie es wünschen“.

Trotzdem: Verglichen mit der relativen Nüchternheit eines G-8-Gipfels feierten die Akteure des Wiener Kongresses einen frivolen Karneval. Kaum je zuvor hatte die Welt über einen derart langen Zeitraum eine solche Ansammlung bizarrer Gestalten erlebt. Nicht selten fanden sich in einflussreichen Positionen die fragwürdigsten Figuren. Etwa der Bruder des britischen Außenministers Lord Castlereagh, der als ständiger Botschafter Großbritanniens in Wien hauste, kaum je nüchtern angetroffen wurde und im Bordeaux-Rausch einer Palastdame von Kaiserin Maria Ludovika in den Hintern kniff.



Zar Alexander I., Kaiser Franz I. und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gründen 1815 die Heilige Allianz. (Gemälde von 1815)

BPK / STIFTUNG PREUSSISCHE SCHLÖSSER UND GÄRTEN BERLIN - BRANDENBURG

Aus Berlin war Professor Friedrich Ludwig Jahn angereist, der mit Schlapphut und Rauschebart, als „Turnvater“ getarnt, für die deutsche Einheit konspirierte. Angesichts dessen grotesken Nationalismus erklärte der ebenfalls anwesende preußische Reformer Reichsfreiherr vom und zum Stein rundheraus, bei Jahn handle es sich um einen „fratzenhaften, dünkelvollen Narren“.

Die wohl bizarrste Gestalt war aber der Hauptdarsteller selbst: Metternich. Er hatte das Geschehen zu einer Abrechnung mit den Kräften des Bösen stilisiert, das er im Wirken Napoleons erkannt haben wollte. Nur worin bestand das Böse eigentlich?

Napoleons Eroberungsfeldzüge hatten den annektierten Ländern zwar ihre Unabhängigkeit geraubt, dafür aber den Code Napoléon eingebracht. Dieses Gesetzbuch sollte bürgerliche Rechte, die Abschaffung der Adelsprivilegien und die Befreiung der Bauern garantieren. Entsprechend lebte es sich in jenen Rheinbund-Staaten, die sich mit dem napoleonischen Frankreich verbündet hatten, weit freier und fortgeschrittener als im übrigen Deutschland.

Doch Freiheit und Fortschritt besaßen für Metternich keinerlei politischen Wert. Hinter der Fassade des geistreichen Plauderers hauste ein zäher Wille, der nur auf ein Ziel gerichtet war: dass alles wieder wurde, wie es vor Napoleon gewesen war. In der Vorstellungswelt des Staatsmannes der Habsburger regierte die wohlfrisierte Aristokratie mit jener „Legitimität“, die ihr per Geburtsrecht zustand. So zog Metternich seinen Grenzzaun weniger zwischen Nationen als zwischen Schichten und Ständen. Die Blaublüter sollten untereinander Solidarität üben und auf diese Weise den Frieden sichern.

Emsig arbeitete der eingefleischte Royalist derweil daran, dass die Donaumonarchie ihren Walzer wie unter einer Art Käseglocke weitertanzen konnte. „Fürst Mitternacht“ nannten Spötter den knallharten Oberzensor, der mit Argusaugen darüber wachte, dass nur kein Windhauch der Veränderung die Hofburg erreichte.

Bald nach dem Kongress ging es mit Österreich bergab.

Dem Ancien Régime verschaffte er auf diese Weise vor seinem Untergang tatsächlich noch ein paar Jahrzehnte Aufschub. Außenpolitisch führte Metternich Österreich mit dem Wiener Kongress gar zu einem glanzvollen Höhepunkt, der etwa zehn Jahre währte. Dann freilich folgte die lange, traurige Talfahrt der einstigen Weltmacht in die Bedeutungslosigkeit.

Metternich konnte immerhin noch gut 30 Jahre lang in einem erstarrten Staatsgebilde seinen Ruhm genießen. Dann allerdings vertrieb die Revolution des Vormärz im Jahr 1848 den inzwischen ergrauten Lebefürsten nach Großbritannien. Zwar kehrte er später zurück, doch Fotografien aus den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts zeigen einen sauren Greis, der seinem Lebenswerk nachtrauert.

Weit dramatischer noch verlief das Schicksal von Zar Alexander I. Der verstarb 1825 im Alter von nur 47 Jahren unter nie ganz geklärten Umständen. Ein Mythos besagt, der vom Tagesgeschäft schwer ausgebrannte Herrscher habe seinen frühen Tod nur vorgetäuscht, um als Eremit unbehelligt von der Politik leben zu können.

Talleyrand hatte sein Frankreich auf dem Wiener Kongress überaus geschickt wieder in den Kreis der Großmächte zurückverhandelt. Damit jedoch hatte er seine Schuldigkeit getan und wurde von Ludwig XVIII. in den Vorruhestand verabschiedet.

Alle drei hatten während des Kongresses laut nach Restauration gerufen. Keiner von ihnen schien den weiteren, geradezu kometenhaften Aufstieg einer Mittelmacht vorherzusehen, die durch umfassende Reformen bis zur Weltgröße aufsteigen konnte: Preußen.

Dass dessen Bewohner aus anderem Holz geschnitzt waren, führte König Friedrich Wilhelm III. in Wien eindrucksvoll vor: Während sich die anderen Herrscher eher leichtfüßig über das Parkett bewegten, stand der oberste Preuße meist steif in der Gegend herum. Als sich Friedrich Wilhelm dann doch einmal einer Bewunderin zuwendete, verzichtete der Monarch auf süßes Parlando. Stattdessen informierte er die Dame haarklein darüber, wie die Wachen auf Schloss Sanssouci aufziehen.

Wie die Habsburger sich als Kolonialherren versuchten

LANDGANG OHNE FORTUNE

Die Eingeborenen und das Häuflein dänischer Missionare von der Brüdergemeine der Herrnhuter dürften nicht schlecht gestaunt haben, als am 6. Juni 1778 das mit 48 Kanonen bestückte kaiserlich-österreichische Kriegsschiff „Joseph und Theresia“ vor Anker ging. Eine Schar in Tropenkleidung gehüllte Männer ruderte in dem kleinen Archipel im Golf von Bengalen an Land. Dann verlas der Kapitän eine Erklärung.

„Ich bevollmächtige Sie im Namen Sr. Majestät des Römischen Kaisers, alle Nikobaren in Besitz zu nehmen und überall, wo es passend ist, die kaiserliche Flagge aufzuhissen“, hieß es in dem Schriftstück, das von Oberstleutnant William Bolts unterzeichnet war. Kurz darauf errichteten die Österreicher auf der Insel Kamorta ein Haus und legten einen kleinen Garten an. Am 12. Juli 1778 hissten sie die kaiserliche Flagge. Die drei anwesenden dänischen Missionare richteten Glückwünsche an Bolts: „Ganz besonders haben wir uns herzlich darüber gefreut, dass Ew. Excellenz gewillt sind, hier auf den Nikobaren ein Etablissement im Namen des Römischen Kaisers Joseph des Zweiten und der Kaiserin Maria Theresia anzulegen.“

Nach den förmlichen Verkündigungen wurde gefeiert und eine Schanze mit acht Geschützen angelegt. Drei Europäer als Befehlshaber und Beamte sowie mehrere schwarze Sklaven blieben auf dem Eiland zurück. Als die „Joseph und Theresia“ nach einigen Monaten ihren Weg fortsetzte, war das von den Habsburgern geführte Reich Kolonialmacht. Es herrschte bloß über rund 5000 Menschen, die man natürlich nicht gefragt hatte, und auch nur über weniger als 2000 Quadratkilometer, die zudem von Dänemark beansprucht wurden.

Bis 1785 sollte die Kaiserflagge über den Nikobaren wehen. Dann zog sich die Donaumonarchie wieder zurück – nach heftigen Protesten Dänemarks. Die Nordmänner hatten bereits von 1756 bis 1759 versucht, dort eine Kolonie zu errichten, aber bald aufgegeben. Dennoch konnten sie offenbar überzeugend ihre Ansprüche geltend machen. 1785 lief das dänische Schiff „Dansborg“ die Nikobaren an und nahm die einsamen habsburgischen Kolonialbeamten kurzerhand mit an Bord.

So trostlos endete bereits der zweite Versuch der Dynastie, in Asien Fuß zu fassen. 1719 hatte die Ostender Kompanie, die zu den Österreichischen Niederlanden (heute Belgien) gehörte, eine Handelsfaktorei in Bengalen eingerichtet. Doch schon 1731 musste das Unternehmen auf Druck der Kolonialmächte Großbritannien und Niederlande wieder aufgelöst werden. Zu all den Widrigkeiten, ein paar dünnbesiedelte Tropeninseln zu kolonialisieren, gesellte sich nach dem Rückzug von den Nikobaren nun noch der Spott der Dänen. Die hinterließen nach dem Abzug der Kaiserlichen zwar auch nur eine Flaggenwache. Dennoch lästerte ein dänischer Kolonialbeamter: „Der österreichische Colonialisierungsversuch hatte wenigstens den Nutzen, dass er die Inseln mit Rindvieh und anderen nützlichen Thieren bevölkerte, die nach dem Abgange der Österreicher in den Wäldern verwilderten und den Eingeborenen leckeres Wildbret lieferten. Solche Versuche wünschten wir noch mehr.“

Bolts hatte es nicht nur mit den Nikobaren versucht. In der Delagoa Bay, der heutigen Maputo-Bucht in Mosambik, hatte er im März 1777 eine Handelsstation errichten lassen. Von den beiden afrikanischen Häuptlingen Mohaar Capell und Chibauraan Matola erwarb Bolts Land und einen kleinen Hafen, er errichtete zwei mit Kanonen versehene Forts, denen er die Namen Joseph und Theresia gab, und ließ zehn Mann als Wache zurück.

Aber auch die blieben nicht lange. Schon 1781 ging die Stellung an die Portugiesen verloren. Vom kläglichen Scheitern hochfliegender Pläne wollte man später allerdings nicht mehr viel wissen. Da wurde die koloniale Selbstbeschränkung zum puren Ausdruck von Edelmut erklärt.

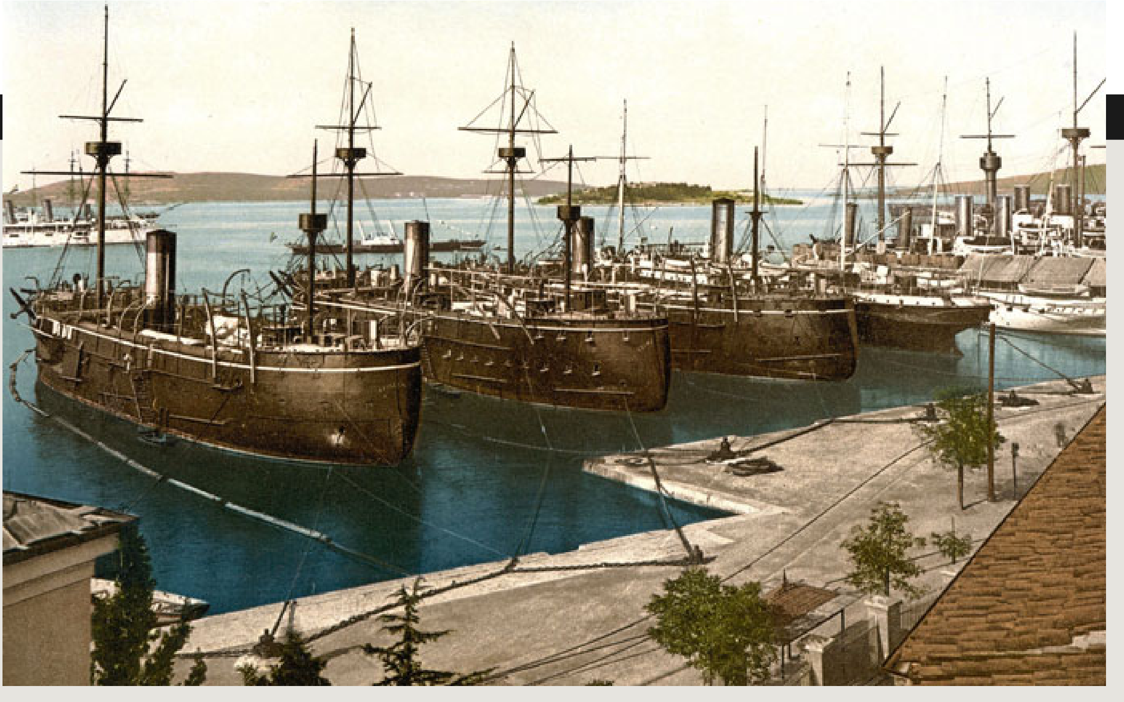
Ach, felix Austria! „Wenn die Reisenden anderer Länder, anderer Nationen ausziehen in die Fremde, so gilt dies ... sehr oft bestimmten Zielen, deren Erreichung direct oder indirect ihrer Heimat, sei es in politischer, colonialer oder commercieller Hinsicht zugutekommt“, verkündete 1902 etwa der Präsident der „Kaiserlich-Königlichen Geographischen Gesellschaft“, Hofrat Emil Tietze; „der österreichische Reisende hat in der Regel keine andere Triebfeder als die Liebe zur Forschung selbst.“

Während sich raffgierigere Nationen die Welt aufgeteilt hätten, habe „Österreich die Welt durch die Musik“ erobert, freute sich 1947 der Soziologe August Maria Knoll über



Admiral Wilhelm von Tegetthoff (um 1860)

ULLSTEIN BILD / IMAGNO



Österreichische Kriegsschiffe im Hafen von Pola an der Adria (heute Pula in Kroatien; Aufnahme Ende des 19. Jahrhunderts)

ULLSTEIN BILD / HISTOPICS

den „Genius Austriae“. Wie harmlos und sympathisch: Die Donaumonarchie als ein Reich kunstsinniger, allenfalls etwas grantliger Philanthropen, die im Café ihren Braunen schlürften und sich dazu von Mozarthaydnbrucknerstrauß verzaubern ließen.

Längst haben Historiker solch rosige Geschichtsbilder verabschiedet. Nüchtern resümiert der Wiener Wirtschafts- und Sozialhistoriker Walter Sauer („k. u. k. kolonial – Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika“), das Kaiserreich sei vielleicht „kein Kolonialstaat“ gewesen, aber „auch keine antikoloniale Kraft“.

Nur weiß bis heute selbst in Österreich kaum jemand davon. Sauer attestiert seinen Landsleuten die „systematische Ausblendung von Konflikten“ und klagt, Habsburgs Kolonialbestrebungen würden „bestenfalls am Rande“, seine „Beteiligung an der ‚informellen‘ Penetration außereuropäischer Gesellschaften überhaupt nicht angeführt“.

Dabei weist der Professor auf eine ganze Reihe misslungener Bestrebungen der Donaumonarchen hin, überseeische Besitztümer zu erwerben (die Liste reicht von Suqutra im Indischen Ozean über die Westsahara bis nach Südostanatolien). Dazu kommen die drei Fälle, in denen Österreich als Kolonialmacht gewirkt habe: Neben den Nikobaren und der Delagoa Bay betrifft das auch die Jahre von 1901 bis 1914, „als die österreichisch-ungarische Armee ein circa sechs Quadratkilometer großes Stück Landes im chinesischen Tientsin okkupierte“. Natürlich waren es kleine Flecken, und natürlich währte Habsburgs Einfluss vergleichsweise kurz. Nichts im Vergleich zum blutigen „Scramble for Africa“, den sich Europas Großmächte, allen voran England und Frankreich, lieferten. Aber doch genug, die „These vom freiwilligen Verzicht“ in Frage zu stellen.

Das sichtbarste Zeichen der Expansionsgelüste steht mitten in Wien, auf dem vielbefahrenen Praterstern. Auf einer 16 Meter hohen Marmorsäule, die mit von Seepferden gezogenen Kriegsschiffen und Siegesgöttinnen als Galionsfiguren geschmückt ist, thront dort der österreichische Seeheld Admiral Wilhelm von Tegetthoff.

Tegetthoff hatte zwei bedeutende Seesiege für Habsburg errungen. 1864, im Deutsch-Dänischen Krieg, errang er mit seinem Flaggschiff „Schwarzenberg“ einen Achtungserfolg gegen eine überlegene dänische Marine, der zur Beendigung des Krieges und damit der dänischen Seeblockade deutscher Elbe- und Weserhäfen beitrug. Zwei Jahre später, im Dritten Italienischen Unabhängigkeitskrieg, besiegte Tegetthoffs Flotte die italienische „Königliche Marine“ im Nahkampf bei Lissa. Der österreichische Admiral Hans Birch von Dahlerup jubelte: „Eine schöne Zukunft liegt der österreichischen Kriegsmarine offen.“

Tegetthoff, alsbald Leiter einer neugegründeten Marine-Sektion im Kriegsministerium, wollte eine mächtige Flotte aufbauen – immerhin verfügte Österreich in Triest und Pola über Adriahäfen, deren Bedeutung mit dem Bau des Suezkanals 1869 rapide wuchs. So wirkten die Marine-Ambitionen keineswegs ungewöhnlich.

Schon 1850 hatte Kaiser Franz Joseph eine Kommission einberufen, die zu dem Schluss kam, die Monarchie brauche eine ihrer Bedeutung entsprechende Seemacht. 16 Jahre später verfügte die habsburgische Marine über sieben Panzerfregatten, sieben Kanonenboote, fünf Schraubenfregatten, zwei Schraubenkorvetten und ein Linienschiff.

Dann aber stockte der Ausbau. Nur ein einziges Mal noch trat die österreichische Kriegsmarine nennenswert in Aktion. Als zu Beginn des 20. Jahrhunderts in China der Boxeraufstand tobte, riefen Großbritannien, Frankreich, Russland, Deutschland, Japan, Italien, die USA und auch Österreich-Ungarn zu den Waffen.

Am 10. Juni 1900, als unter dem Kommando des britischen Vizeadmirals Sir Edward Seymour die ersten 2000 Soldaten der vor Taku ankernden Alliierten an Land gingen, waren unter ihnen auch 25 Männer der habsburgischen Kriegsmarine. Sie gehörten zur Besatzung der „Zenta“, einem kleinen Kreuzer, der Anfang 1899 zur ersten Überseereise aufgebrochen war. Angesichts der sich verschärfenden Lage in China erhielt die „Zenta“ wenig später jedoch Verstärkung durch die Kreuzer „Kaiserin und Königin Maria Theresia“, „Königin Elisabeth“ und „Aspern“.

Erst am 14. August 1900 nahmen die alliierten Soldaten Peking ein. Unter den Gefallenen aufseiten der Großmächte befanden sich auch vier Österreicher. Fortan hielten k.u.k. Krieger in der chinesischen Hafenstadt Stadt Tientsin ein Fleckchen Erde besetzt. Noch bis 1917 gab es diese kleine Erinnerung an Österreichs Kolonialherrschaft – mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg ging auch die verloren.

Thilo Thielke



Frei unter erloschener Sonne

Vom Sumpfland am Rand des Zarenreichs bis zur Adriaküste reichte Habsburgs Herrschaftsgebiet. In den seither entstandenen Nationalstaaten dient das Erbe Österreich-Ungarns vor allem als Kulisse.



Wiener Barock im heutigen Rumänien: Wie in Timişoara (Temeswar) prägt die altösterreichische Patina das Gesicht vieler Städte im Südosten Europas.

FOTOCREDIT

ENDE DER DONAUMONARCHIE

1848
Die demokratische Revolution in Europa erfasst auch Österreich; Unruhen in Wien, in Pest und Mailand. Metternich flieht für drei Jahre nach England. Im Dezember dankt Ferdinand I. ab, sein Neffe Franz Joseph wird Kaiser. Vor allem in Ungarn wird die Unabhängigkeitsbewegung brutal unterdrückt.

1859
Die Niederlage Österreichs gegen das mit Frankreich verbündete Königreich Piemont-Sardinien ebnet den Weg für die nationale Einigung Italiens.

1866
In der Schlacht bei Königgrätz siegt Preußen über Österreich und Sachsen. Damit ist die „kleindeutsche Lösung" bei der Gründung des Deutschen Reiches 1871 vorgezeichnet.

1867
Franz Joseph I. von Österreich und seine Gemahlin Elisabeth („Sisi") werden in Buda zum Herrscherpaar Ungarns gekrönt: Beginn des österreichisch-ungarischen Dualismus. Franz Josephs Bruder Maximilian I. wird als Kaiser von Mexiko erschossen.

1878
Auf dem Berliner Kongress wird die Unabhängigkeit Rumäniens, Serbiens und Montenegros anerkannt, Österreich besetzt und verwaltet fortan Bosnien und die Herzegowina.

1889
Kronprinz Rudolf begeht in Mayerling Selbstmord; auch seine minderjährige Geliebte Mary von Vetsera stirbt unter ungeklärten Umständen – bis heute gibt der Fall Anlass zu Spekulationen.



Trauerfeier für die letzte Kaiserin Zita im Wiener Stephansdom, 1989

1898
Kaiserin Elisabeth wird in Genf von dem Attentäter Luigi Lucheni ermordet.

1908
Wien feiert das 60. Thronjubiläum Kaiser Franz Josephs in einem historisch-volkskundlichen Umzug mit 12 000 Darstellern.

1914
Am 28. Juni ermordet der junge Serbe Gavrilo Princip in Sarajevo den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gattin. Die Waffe stammte vermutlich von serbischen Nationalisten. Die Kriegserklärung Österreichs an Serbien löst in einer fatalen Kettenreaktion den Ersten Weltkrieg aus.

1914–1918
Erster Weltkrieg: Österreich-Ungarn kämpft als „Mittelmacht" an der Seite Deutschlands.

1916
Kaiser Franz Joseph stirbt in Wien. Sein Großneffe Karl wird Kaiser.

1918
Nach Ende des Weltkriegs verzichtet Kaiser Karl I. am 11. November auf „jeden Anteil an den Staatsgeschäften", dankt aber nicht offiziell ab: Das Regiment der Habsburger ist vorbei.

1919
März: Karl und seine Familie verlassen Österreich.
April: Ein Sondergesetz erkennt den Habsburgern ihre Herrschaftsrechte ab, verstaatlicht den größten Teil ihres Besitzes und verbietet der Familie weitgehend die politische Betätigung.
Oktober: Die Republik Österreich wird offiziell gegründet.

1921
Ungarns Nationalversammlung erkennt den Habsburgern ihre Thronrechte ab.

1922
Karl, der letzte Kaiser Österreichs, stirbt auf Madeira und wird dort auch begraben.

1989
Zita, die letzte Kaiserin Österreichs, wird in der Wiener Kapuzinergruft begraben.
Otto von Habsburg, ältester Sohn des letzten Kaisers und Führer der Paneuropa-Union, trägt zum Ende des Eisernen Vorhangs bei: Das „Paneuropäische Picknick" an der ungarischen Grenze zu Österreich führt zu ersten spontanen Ausreisen in den Westen.

2000
Karl, ältester Sohn Ottos von Habsburg, wird als Nachfolger seines Vaters Souverän des Ordens vom Goldenen Vlies.

2007
Karl von Habsburg übernimmt auch die Aufgaben seines Vaters als Chef des Hauses Habsburg.



Das heute ukrainische Brody lag einst am äußersten Rand des Kaiserreichs.

HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

Von WALTER MAYR

Die Schienenstränge sind geblieben. Eiserne Bänder, verlegt auf Tausenden Kilometern zwischen Sümpfen und Schluchten, Steppe und Meer. Einst hielten sie ein Reich im Herzen Europas zusammen: Österreich-Ungarn.

Ulanen in krapproten Stiefelhosen mit Gestellungsbefehl in den Garnisonen Galiziens sind auf diesen Schienen ostwärts gereist; kaiserlich und königliche Marineoffiziere hinunter zur Adria; und Hofräte Ihro Majestät Richtung Karpatenbogen. Die Eisenbahn war die Lebensader während des letzten halben Jahrhunderts Habsburger Herrschaft.

Das Streckennetz aus Zeiten der Monarchie wird bis heute bedient. Hellblaue, gusseiserne Ungetüme aus sowjetischen Werkstätten donnern nun durch Galizien; Waggons der rumänischen Staatsbahn, mit blinden Leselampen und schadhaften Fauteuils in den Abteils, werden durch Siebenbürgen geschleppt; und im serbischen Banat patrouillieren auf Provinzbahnhöfen weiter Gleiswart wie Wagenmeister mit Ölkanne und langstieligem Hammer.

Eine Reise entlang der Peripherie des untergegangenen Reichs dauert heute länger als vor hundert Jahren. Wer mit der Bahn von Brody an der alten Grenze zum zaristischen Russland über das siebenbürgische Hermannstadt bis vor die Tore Belgrads fahren will, und weiter über Sarajevo nach Triest an der Adria, ist 74 Stunden und 11 Minuten auf Schienen. Die einstigen Außenposten des Kaiserreichs verbindet heute nichts mehr, mit Ausnahme verblassender Erinnerung an jene Zeit, als Wien noch Menschen aus allen Kronländern anzog wie der Magnet die Metallspäne.

Es war dies die Zeit, da der backenbärtige Franz Joseph I. sich von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, Apostolischer König von Ungarn und König von Böhmen nennen durfte, dazu König von Jerusalem, Großherzog von Toskana und Krakau, Markgraf von Mähren, Herzog von Ober- und Niederschlesien, gefürsteter Graf von Görz und Gradiška wie Herr von Triest – um nur etwa die Hälfte seiner Titel anzuführen. Mehr als 50 Millionen Untertanen zählte das Reich. Texte zur Melodie der Kaiserhymne wurden auch auf Ruthenisch, Hebräisch und Furlanisch gesungen.

Das Gebiet, das bis zum Ersten Weltkrieg schrankenlos war, teilen sich heute 13 Staaten. Ihr Weg in die Unabhängigkeit war unterschiedlich weit und überwiegend steinig. Lange vor dem Zerfall Jugoslawiens, der Tschechoslowakei und der Sowjetunion befand Winston Churchill bereits, der Zusammenbruch Österreich-Ungarns sei eine „Kardinalstragödie“ gewesen, die den frei gewordenen Völkern und Provinzen vor allem Qualen eingebracht habe.

War das von vielen Untertanen als „Völkerkerker“ geschmähte Habsburger-Reich in Wahrheit ein Paradies, dem die daraus Vertriebenen heute nachtrauern? Eine Spurensuche, die Aufschluss liefern kann, muss am nördlichen Dnjestr-Ufer beginnen und bis ans Mittelmeer führen. Quer durch die Trümmer eines Imperiums, dem Ernst Trost in seinem Standardwerk „Das blieb vom Doppeladler“ nachrief: „Es gehört einer Totenwelt an, einem fernen Sagenzeitalter. Aber verleugnen lässt es sich nicht.“

Noch immer werden, zwischen Galizien und dem Gardasee, hinter Fassaden in verblichenem Schönbrunner Gelb verästelte Stammbäume aus der Kaiserzeit stolz vorgezeigt wie Schätze; noch gibt es auf dem Boden der versunkenen Monarchie Städte, in denen Gotteshäuser so gut wie aller Weltreligionen dicht an dicht stehen; und Karpatenflecken, deren Bewohner sich in zehn Sprachen zu verständigen wissen.

Noch hat, in einzelnen althabsburgischen Winkeln, eine Ahnung davon überdauert, was Europa sein könnte.

Kein Mensch steigt aus in Brody, an diesem Nachmittag. Der Schnellzug aus Lemberg (Lwiw) setzt seine Fahrt nach kurzem Aufenthalt fort. Zurückbleiben ein einsamer Schaffner in blauer Uniform an Gleis eins und zwei schläfrige Taxifahrer auf dem Bahnhofsvorplatz.

„Es war der letzte aller Bahnhöfe der Monarchie“, aber auch hier gab es „zwei Paar glitzernder Schienenbänder, die sich ununterbrochen bis in das Innere des Reiches erstreckten“: Im Roman „Radetzkymarsch“ hat Joseph Roth dem Bahnhof seiner galizischen Geburtsstadt ein Denkmal gesetzt. Den aus Wien anreisenden Leutnant Trotta, den tragischen Helden der Erzählung, entlässt er nach mehr als 17 Stunden Zugfahrt in eine wildfremde Welt.

Roths Brody war der östlichste Zipfel des Kaiserreichs, zehn Kilometer entfernt von der russischen Grenze. Ein Ort, über den bereits der „Atem des großen feindlichen Zarenreiches strich“.

Als Garnisons- und Bezirkshauptstadt ein Bollwerk an der äußersten Peripherie, schluckte Brody die aus dem Vielvölkerreich Verschickten wie die Düne den Flugsand. Offiziere aus Wien und böhmische Beamte im Fronteinsatz bekamen es mit ruthenischen Bauern, russischen Deserteuren und jüdischen Schankwirten zu tun.

Die Alteingesessenen, die „Sumpfgeborenen“, waren dabei im Vorteil. Gewöhnt an Kälte und Entbehrungen in diesem weltfernen Landstrich, wussten sie zu überleben. Anders die Zugewanderten aus den Weiten des Kaiserreichs: „Wer immer von Fremden in diese Gegend geriet“, schreibt Roth, „musste allmählich verloren gehen. Keiner war so kräftig wie der Sumpf.“

Am alten Übergang nach Russland steht heute als Ruine die Schänke „Na Kordony“. Ein Grenzstein nahebei, verschluckt vom Dickicht am Straßenrand, markiert noch die Trennlinie zwischen dem Herrschaftsgebiet des österreichischen Kaisers und dem des Zaren.

Hier oben im Nordwesten, näher an Moskau als an Triest, beginnt nach altösterreichischen Begriffen Mitteleuropa – seit Galizien, nach Jahrhunderten unter polnischer Herrschaft, 1772 als östlichstes und größtes, zugleich ärmstes Kronland an die Habsburger fiel. „Öde Heide, spärliches Gefild, zerlumpte Juden, schmutzige Bauern“, so beschreibt Karl Emil Franzos, selbst Jude, selbst Galizier, seine Heimat. Trotz fruchtbarer Böden und beträchtlicher Vorräte an Erdöl sei Galizien im 19. Jahrhundert unter österreichischer Herrschaft „fortschreitend verarmt“, urteilen Martin Pollack und Karl-Markus Gauß im Sammelband „Das reiche Land der armen Leute“. Die durchschnittliche Lebenserwartung „Eingeborener“ lag noch 1870 bei nicht mehr als 29 Jahren.



Andererseits: Die Habsburger entließen die vom polnischen Adel ausgebeuteten ruthenischen Bauern aus der Leibeigenschaft; es entstanden griechisch-katholische Priesterseminare, und das Grenzstädtchen Brody wurde schon 1779 zur Freihandelszone. Die Stadt erblühte und stieg für die Dauer eines Jahrhunderts auf zum bevorzugten Umschlagplatz der Region: Juwelen und Gewürze aus dem Fernen Osten, Pelze und Tee aus Russland kamen über Brody nach Mitteleuropa.

Vom früheren Wohlstand erzählen heute allenfalls noch Fassaden. Denn auch über Brody, das „Jerusalem Galiziens“, ist die Geschichte des 20. Jahrhunderts wie ein nicht enden wollender Fluch gekommen. Nach zwei Weltkriegen und Holocaust, nach polnischer Herrschaft, Nazi-Terror und Sowjetregime, ist die seit 1991 ukrainische Stadt nur noch ein Schatten von einst.

Brody hat seine Seele verloren. Die Juden, die gegen Ende der Monarchie 80 Prozent der Einwohner stellten, des Kaisers vielleicht treueste Untertanen – es gibt sie nicht mehr. Vor Pogromen im Zarenreich geflüchtet oder seit langem ansässig, Kleinhändler, Rabbiner oder Tuchhändler in der Goldgasse wie Joseph Roths Großvater: Juden prägten die Stadt bis in die Zwischenkriegszeit.

Heute ragt die Alte Schul, Hauptsynagoge aus dem Jahr 1742 und zerstört im Zweiten Weltkrieg durch Bombentreffer, inmitten flanierender Bürger hervor wie eine steinerne Anklage gegen die sittliche Verwahrlosung der Sowjetgeneration: Bäume haben im Gebetsraum Wurzeln geschlagen. Zum Restaurieren fehlt in der neuen Ukraine nicht nur das Geld.

Auf einem der jüdischen Friedhöfe, draußen am Rand des Kiefernwalds, bezeugen Tausende mannshoher Steinplatten mit hebräischen Inschriften aus den Jahren vor dem Holocaust das abrupte Ende einer mehr als 300-jährigen Siedlungsgeschichte. Über einem anderen jüdischen Gräberfeld, am Rand der Innenstadt, ist ein Stadion erbaut. Die Fußballmannschaft von Bogun Brody bestreitet hier ihre Heimspiele.

An diesem Morgen aber, es ist der 1. September 2009, der 60. Jahrestag seit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, wird kein Fußball gespielt. Angetreten sind gut fünf Dutzend Schüler des ehemals „K. K. Kronprinz Rudolf“ getauften Gymnasiums zur Feier ihres ersten Schultags. Die Mädchen tragen nach alter Sowjetsitte kurze Röcke und weiße Schleifen im Haar, groß wie Zuckerwatteballen; die Buben dunklen Anzug.

Es stehen stolze Mütter Spalier, der Pope schwingt den Weihwasserpinsel, und mit dem Pathos von Jungpionieren beim Fahneneid erklären Schüler im Minutentakt ihre Liebe zur Heimat – zur unabhängigen, demokratischen Ukrai-

ne. Am Ende singen alle, über den Gebeinen der toten Juden von Brody und vor der Fassade des K. K. Gymnasiums von 1864, mit beträchtlicher Inbrunst die ukrainische Nationalhymne.

Die österreichisch-ungarische Monarchie sei das einzige Vaterland gewesen, das er besessen habe, schrieb Joseph Roth, auch er geboren in Brody, auch er eingeschult am Kronprinz-Rudolf-Gymnasium. Ihm, dem größten Sohn der Stadt, der seine Matura noch in deutscher Sprache und „sub auspiciis imperatoris“ abgelegt hat – „unter Aufsicht des Kaisers“, mit höchster Auszeichnung also –, sind im Schulhof auf einem Denkmal aus Sowjetzeiten drei karge Worte gewidmet: „Österreichischer Schriftsteller-Antifaschist“.



Jurko Nasaruk (r.), Lemberger Gastro-Unternehmer

Den begnadeten Spötter und habsburgischen Patrioten Roth hätte die Pointe vermutlich erheitert: In der eigenen Heimatstadt thront er nun auf dem Sockel wie ein Fremder. Wie irgendein mit Schreibmaschine bewaffneter alpenländischer Widerstandskämpfer.

Das ehrwürdige Lemberg begrüßt Besucher mit einem der prachtvollsten Bahnhöfe der alten Monarchie – einer Kathedrale für Fernreisende aus dem Jahr 1903, samt Marmorsäulen und Stuckgewölben. Im ehemaligen Wartesaal Erster Klasse bietet eine Kaltmamsell mit Kreppkrone im Haar hartgekochte Eier und Hühnchenteile feil, für Fahrten nach Odessa oder Saporoschje.

Vorbei sind die Zeiten, da von hier aus noch Fernzüge nach Paris oder Berlin verkehrten. Der Kurswagen nach Wien Südbahnhof ist heute drei Stunden länger unterwegs als zur Kaiserzeit. Selbst wer nur in die Nachbarländer Polen, Slowakei oder Rumänien reisen will, lernt die EU schon vor der Abreise kennen – ohne Visum führt kein Weg mehr nach Westen. Für die Ukraine, auch für die galizische Metropole Lemberg, ist Europa in weite Ferne gerückt.

Was aus Kaisers Zeiten blieb, ist die Kulisse. Um den zu polnischer Zeit entstandenen, alten Kern der Bebauung herum haben die Habsburger Wahrzeichen ins Weichbild der Stadt gedrückt: gepflasterte Straßen, Tram-Gleise, Opernhaus und Prachtbauten im Geschmack von Renaissance, Sezession, Jugendstil. Hier wie anderswo im Reich des Doppeladlers ist die altösterreichische Patina nur obere Farbschicht auf einem älteren Kunstwerk. Aber sie fügt sich in den vorgefundenen Rahmen. Wiens Architekten bebilderten das Habsburger Herrschaftsprinzip – einen Imperialismus der sanfteren Sorte.

Wer nachts abtaucht zwischen den pockennarbigen Fassaden der Lemberger Altstadthäuser, im milchig-gelben Laternenlicht, der spürt Lebenshunger um sich herum. Die Röcke der Mädchen und die Haare der Jungs sind kürzer als im Westen, die Blicke sind offener; es ist, als habe hier keiner Zeit zu verlieren. „Lemberg soll kein Museum werden, deshalb will ich Vergangenheit in die Gegenwart retten“, sagt Jurko Nasaruk. Er trägt Pferdeschwanz und millimeterscharf ausrasierten Kinnbart, dazu Sonnenbrille im Haar und am Leib Khaki-Klamotten. Jurko ist noch keine 30, aber schon der Kneipenkönig von Lemberg.

Mit seinen Teilhabern beschäftigt er 500 Angestellte und führt zehn Themenlokale. Die Faustregel für den Erfolg geht so: Eine Stadt wie Lemberg, die kein Gedächtnis mehr hat, weil 80 Prozent ihrer Vorkriegsbevölkerung verschwanden – die Juden vernichtet, die Polen vertrieben –, so eine Stadt muss ihre Einwohner neugierig machen auf die eigene Geschichte. Das erledigt nun Jurko. Bei ihm gibt es Mythen und Fakten aus Lemberg zum Bier vom Fass.

In der „Kriyvka“ beim Rathaus etwa, dem „Bunker“, tafeln allabendlich Hunderte vorwiegend jugendlicher Gäste unter den Gewölben der ehemaligen venezianischen Botschaft und bestaunen Reliquien des ukrainischen Widerstandskampfs in den Vierzigern. Im „Masoch“-Café nebenan kommt der in Lemberg geborene Schriftsteller Leopold von Sacher-Masoch zu zweifelhaften Ehren: nicht seiner „Galizischen Geschichten“, sondern seiner Traktate wegen über die Liebe zum Schmerz. Gefesselte oder angekettete Mädchen zieren als Illustration die Speisekarten. An den Tischen züchtigen Kellnerinnen einzelne Gäste auf Wunsch mit der Lederpeitsche.

Ein paar Schritte weiter, dort, wo von der zerstörten Synagoge „Goldene Rose“ nur noch zwei Spitzbögen zeugen, liegt Jurkos Filiale für Freunde der jüdischen Geschichte. Unter Schwarzweißbildern aus dem alten Judenviertel werden Gefilte Fisch oder Hering mit Mazzes serviert. Dazu darf sich, wer will, aus einem Fundus von Hüten mit angeklebten Schläfenlocken bedienen. Am Ende wird um die Rechnung gefeilscht. Feste Preise gibt es nicht.

Als geschmackloser Händler auf dem k. u. k. Mythenbasar aber will Jurko, Absolvent des Studiengangs für Internationale Beziehungen, nicht missverstanden werden. Er sieht sich als Kaufmann in pädagogischer Mission: „Die hier Geborenen wissen nichts über ihre Stadt, über die Habsburger-Zeit“,

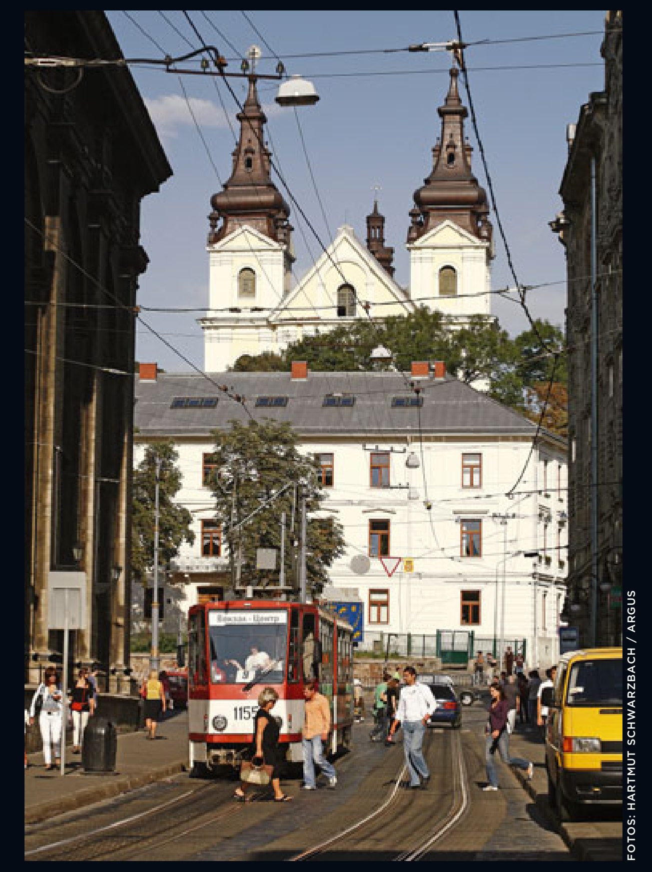


Boris Dorfman, Jude in Lemberg

FOTOS: HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS



Mit der polnischen Teilung von 1772 fiel Galizien an die Habsburger, regiert von Maria Theresia. „Sie weinte, aber sie nahm“, spottete Preußens Friedrich der Große über die fromme Katholikin, die dem Geländegewinn im Nordosten nur zögernd zugestimmt hatte. Mit 735 000 Einwohnern ist Lemberg heute die größte Stadt der zur Ukraine gehörenden Region. Das historische Zentrum Lembergs ist bei der Unesco als Weltkulturerbe eingetragen (Bilder oben links und unten rechts). 60 Kilometer nordöstlich liegt die Kleinstadt Brody, einst ein Mittelpunkt jüdischen Lebens, wie auch der alte Friedhof bezeugt. Die jungen Gymnasiasten sind noch nach alter Sowjetsitte ausstaffiert.



FOTOS: HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

sagt er. Nun sei Eile geboten: „Wenn ich in diesem Lokal ein Schild an die Wand hänge, will ich es auf Jiddisch beschriften. Aber in Lemberg kann keiner mehr Jiddisch.“

Das stimmt nicht ganz, wie sich anderntags zeigt. „Dos ist gewen die Grenz’ von dem jidischen Viertel“, sagt Boris Dorfman, 86, und zeigt auf eine Stelle am Rand des alten Judenbezirks. Der zerbrechlich wirkende Mann mit dem feingeschnittenen Greisengesicht unter der Baseballmütze sieht Synagogen, Bethäuser, jüdische Spitäler, wo andere nur Brachland, Spielplätze oder Ramschmärkte sehen. Dorfman hat noch das Vorkriegs-Lemberg vor Augen. Sein Vater kam hier zur Welt.

Dass junge Leute jetzt den Mythos vom habsburgischen Galizien aufpolieren und versilbern – Dorfman findet daran nichts auszusetzen. Er selbst lebt, mehr schlecht denn recht, als Fremdenführer von Sehnsuchtstouristen. Was ihn wirklich bekümmert, ist die Zukunft. In der jüdischen Zeitung „Schofar“ betreut Dorfman unter der Überschrift „Lomir sich kwiken mit unser’ Mameloschen“ – lasst uns erfreuen an unserer Muttersprache – die Jiddisch-Seite.

Er macht das gern und unentgeltlich. Traurig an der Sache, sagt er, sei nur: „Außer mir kann den Text keiner mehr lesen.“

Genau 450 Kilometer südlich von Lemberg, in Hermannstadt (Sibiu), streift noch ein Einzelgänger durch k. u. k. Kulissen. Er spricht altertümlich-melodisches Deutsch, ist mit Bedacht gekleidet und spaltet Pulks rumänischer Flaneure, die seinen Weg kreuzen, entschlossen wie Moses das Meer.

Eginald Schlattner ist Pastor, Schriftsteller und siebenbürgischer Patriot. Einer, der wurzelt im Landstrich am südlichen Karpatenbogen, wo Rumänen neben Ungarn, Deutschen und Zigeunern siedeln; wo Tataren und Osmanen einfielen, ungarische Könige und österreichische Kaiser regierten, ehe schließlich, im 20. Jahrhundert, nationalsozialistische und kommunistische Brunnenvergifter über die Menschen kamen.

Schlattner, Jahrgang 1933, hat von sämtlichen Kapiteln siebenbürgischer Geschichte etwas im Stammbaum, und in seinem eigenen Lebenslauf auch: deutsche und ungarische Vorfahren, kaiserliche Offiziere, Adlige. Er selbst war Hitler-Junge als Kind und Kronzeuge des kommunistischen Geheimdiensts später. Was er auch erzählt, in welches Jahrhundert er springt: Die Bilder, die Schlattner beschwört, fügen sich zum Mosaik einer Kulturlandschaft, deren Erbe nun auf dem Spiel steht.

Siebenbürgen, hart an der alten Militärgrenze zum Osmanischen Reich, war lange vor der Ankunft der Habsburger ein blühendes Gemeinwesen. Vom ungarischen König ins Land gerufen, hatten sich deutsche Einwanderer aus der Gegend von Mosel und Maas – „Sachsen“ genannt – seit Mitte des 12. Jahrhunderts angesiedelt. Raubzügen osmanischer Reiterheere zum Trotz, die über den Roten-Turm-Pass aus der Walachei nordwärts vordrangen, wahrte Siebenbürgen weitgehende Unabhängigkeit über Jahrhunderte.

Auch Hermannstadt, „der ganzen Christenheit Schild und Schirm“, wie es früher hieß, hielt den Anstürmen stand. „Hier“, sagt Schlattner und zeigt auf die alten Wehrmauern bei den Teichen, wo einst Hexen geschwemmt wurden, „hier hat man den Türken natürlich erst einmal Pech auf die Nase getröpfelt, und aus dem Fort wurde auf sie gefeuert.“

Der Pastor kennt in Hermannstadt jeden geschichtsträchtigen Stein – zumindest innerhalb der Wehrmauern, „intra muros“, wie er sagt. Halbtausendjährige Bürgerhäuser unter Biberschwanzdächern und Fledermausgauben bezeugen hier siebenbürgisch-sächsische Standhaftigkeit. Selbst am Huet-Platz aber, mit Evangelischer Stadtpfarrkirche und Brukenthal-Lyzeum die gute Stube des Bürgertums, sind es inzwischen vor allem Rumänen, die die Ohren spitzen, wenn vom Kirchturm her das Meisterwerk des Hofglockengießers Schönhofer wummert.

Jahrhundertelang hatten Rumänen in Siebenbürgen geringere Rechte als Sachsen und Ungarn. Das bleibt so, obwohl zur Regierungszeit Maria Theresias Siebenbürgen Kronland der Monarchie wurde. Die Rumänen siedeln, sichtbar bis hin zur Bebauung der Dörfer und Städte, weiter am Rand der guten Gesellschaft.

Erst als Österreich-Ungarn zerbricht, fällt Siebenbürgen an den rumänischen Staat. Die Knechte von gestern werden zu Herren. Und begreifen, mögen sie auch bis heute fremdeln in der mittelalterlichen Szenerie Transsylvaniens, des Landes jenseits der Wälder, dass es die Geschichte gutgemeint hat mit ihnen.



Einst Habsburger Untertanen zweiter Klasse, stellen die Rumänen nun das Staatsvolk und sind dazu, seit 2007, EU-Bürger mit allen Rechten.

Schlattner, der Pastor, Dichter und siebenbürgische Patriot, hat nichts gegen die Rumänen und nichts gegen ihren Staat, der ja auch seiner ist. Manchmal nur, wenn er durch Hermannstadt läuft, an all der alten Pracht vorbei, am Bürgerspital, am Jugendstilpalais der Bodencreditbank oder am Theater, dem ältesten in ganz Südosteuropa, hadert er. Und sagt dann: „Siebenbürgen war tausend Jahre ungarisch, jetzt ist es fast hundert Jahre rumänisch; doch was ist der Beitrag der Rumänen zu unseren Städten seither? Es gibt keinen.“

Zu Hause in Rothberg (Roşia), wo er im Ruhestand lebt, verwahrt Schlattner Requisiten einer versunkenen Welt. Den siebenbürgischen Stammbaum seiner Familie etwa, der zurückreicht bis ins Jahr 1467. Den Feldstecher auch, ein Erbstück, durch den Kaiser Joseph II. geblickt hat. Und das Foto des Großonkels im weißen Waffenrock, stolzer Major im k. u. k. Pionierregiment, ehe er im Duell den Kürzeren zog.

In seinem hochgelobten Roman-Erstling „Der geköpfte Hahn“, sechs Auflagen inzwischen und in vier Sprachen übersetzt, hat Schlattner der Lebenswelt seiner Vorfahren ein Denkmal gesetzt. Da wird noch einmal in Miniaturen, kultiviert bis preziös, bibelfest und mehrsprachig, die selige Bourgeoisie am Rand der Südkarpaten lebendig. So wie sie war, im August 1944, als letzte Hakenkreuzfahnen wehten in den Hochburgen der Sachsen, doch die Rote Ar-


Eginald Schlattner, Schriftsteller und Pfarrer in Siebenbürgen

mee nicht mehr weit war. Mit dem Hitlerismus, sagt Schlattner, haben die Siebenbürger Sachsen ihr Erbteil verspielt.

Es folgte dann die Diktatur der Arbeiterklasse in ihrer rumänischen, also finstersten Form. Schlattner selbst konspirierte mit anderen jungen Sachsen, wurde verhaftet und schließlich im Kronstädter Schauprozess von 1959 als Hauptzeuge der Anklage aufgeboten. Sein „Verrat“ an den Weggefährten, erzwungen in Geheimdiensthaft, lässt ihn seither nicht ruhen. Um Buße zu tun, ist er Pastor in Rothberg geworden.

Das weltferne Dorf im Altland hatte einmal 400 sächsische Seelen, jetzt sind es noch 5. Nach dem Sturz des Diktators Nicolae Ceauşescu im Dezember 1989 barsten für die Deutschsprachigen Dämme. Wer konnte, reiste zurück ins Land der Vorfahren. Schlattner blieb. Als Gedächtnis des Dorfs.

„Dreischiffige, ursprünglich turmlose Basilika von 1225, die Urform des abendländischen Gotteshauses“, doziert er, und deutet auf die von einer Ringmauer umfriedete Kirche vor seinem Pfarrhaus, „älter als Berlin“. Hinter der Ringmauer, es ist Sonntag in Rothberg, treiben Zigeuner über die Schotterpiste an der unteren Dorfstraße Pferdefuhrwerke heran. Gegerbtem Rindsleder gleich ihre Haut, die Augen pechschwarz, geben sie dem Dorf ein neues Gesicht. Mittendrin Schlattner und seine Wehrkirche, surreal, wie ein Stück befestigten Abendlands am Ufer des Indus.

„Ich habe ja nun die Dritte Welt vor meiner Tür“, sagt er lächelnd und wendet sich wieder seiner Christenpflicht zu. Er fördert Zigeunerkinder, sorgt dafür, dass sie zur Schule gehen, und spendet Hoffnungslosen in den Haftanstalten geistlichen Beistand. Schlattner ist der 50. Pastor in Rothberg seit der Reformation. Er wird der letzte sein.

Sonntags um zehn feiert er Gottesdienst vor leeren Bänken. Das 600 Jahre alte Abendmahlsgeschirr hat er ans Bistum zurückgegeben. Sein „Grabgelege“, wie er sagt, ist ausgesucht. Was als „Siebenbürgische Elegie“ Generationen von Sachsenkindern aufsagen lernten, hat für Eginald Schlattner nun einen ganz eigenen, letztgültigen Klang: „Wohlvermauert in Grüften modert der Väter Gebein, zögernd nur schlagen die Uhren, zögernd bröckelt der Stein.“

Das Ende Österreich-Ungarns nimmt seinen Anfang in Semlin (Zemun) am linken Ufer der Save. Es ist der 25. Juli 1914, gegen 18.40 Uhr, als Österreichs Gesandter im Königreich Serbien, Wladimir Freiherr Giesl von Gieslingen, aus Belgrad kommend mit dem letzten Zug Semlin erreicht. Wiens Ultimatum an Serbien ist abgelaufen, und der Freiherr entschwindet in den Schutz der Habsburger Zoll- und Grenzstation vor den Toren der serbischen Hauptstadt.

Drei Tage darauf, am 29. Juli 1914 frühmorgens, eröffnen Boote der k. u. k. Donauflottille und Schützen des 38. Feldkanonenregiments den Beschuss der gegenüberliegenden Befestigung von Belgrad. Die Ouvertüre zum Ersten Weltkrieg hat begonnen. Mit Österreich-Ungarn, Deutschland und Russland werden am Ende drei europäische Kaiserreiche zerstört sein und 15 Millionen Menschen weltweit ihr Leben gelassen haben.

Heute hält der Orient-Express, anders als zu Zeiten der Monarchie, nicht mehr in Semlin. Wer mit dem D-Zug Nummer 360 aus Rumänien ausreist, landet erst einmal in der Betonwüste Neu-Belgrad. Nach mehreren Kilometern taucht dann, wie eine Luftspieglung über den Auwäldern, am Horizont Semlin auf – mit Zwiebelturmkirchen und spitzgiebligen Bürgerhäusern.

Die 150 000-Einwohner-Stadt am Zusammenfluss von Donau und Save besetzt eine strategische Schnittstelle. Seit jeher Drehscheibe zwischen Orient und Okzident, wird Semlin über die Jahrhunderte immer wieder zur Aufmarschbühne – für Kreuzzügler wie Türkenkrieger und Verfechter des Tausendjährigen Reichs. Zu Habsburger Zeiten flanieren am Semliner Ufer Offiziere des Kaisers in Salonhosen und Tschako, während drüben in Belgrad bis 1867 Truppen des osmanischen Paschas die Stellung halten.

„Zwischen Belgrad und Semlin verlief immer auch die Grenze zwischen Ost- und Westrom“, sagt der katholische Erzbischof Stanislav Hočevar, der heute in der ehemaligen Belgrader Gesandtschaft Österreich-Ungarns residiert – an jenem historischen Ort, wo im Juli 1914 der Botschafter des Zaren beim Versuch, den Weltkrieg noch zu verhindern, im Treppenhaus einem Herzinfarkt erlag und Serbiens Ministerpräsident mit seiner Demarche in letzter Sekunde scheiterte. Die Österreicher waren durch nichts zu besänftigen.

Wo Russlands Botschafter sein Leben aushauchte, hat Bischof Hočevar inzwischen, in lateinischer und kyrillischer Schrift, das Wort „Frieden“ anbringen lassen. Es gelte, Lehren aus der Geschichte zu ziehen: „Wir brauchen auch heute einen neuen Dialog zwischen Ost und West“, sagt Hočevar: „Was Synergien angeht, fruchtbares Miteinander, ließe sich von den Habsburgern lernen.“

Serben und Kroaten, Donauschwaben, Juden und Vlachen haben am gegenüberliegenden Ufer, in Semlin, jahrhundertelang friedlich zusammengelebt. 1918 dann fiel die Stadt ans Königreich der Südslawen, 1934 wurde sie nach Belgrad eingemeindet. Im Zweiten Weltkrieg übernahmen Kroatiens faschistische Ustascha das Regiment. Seit 1945 ist nichts mehr wie es war.

Mehr als 6000 Juden, vor allem Frauen und Kinder, sind während des Zweiten Weltkriegs von einem Lager auf dem alten Messegelände aus ins Verderben gefahren worden – vergast in Spezialwagen der Marke Saurer, unter der Regie von Gestapo und SS. 360 Volksdeutsche wiederum wurden Opfer von Massenexekutionen auf dem Semliner Kalvarienberg und in den Verliesen des alten Salzamts.

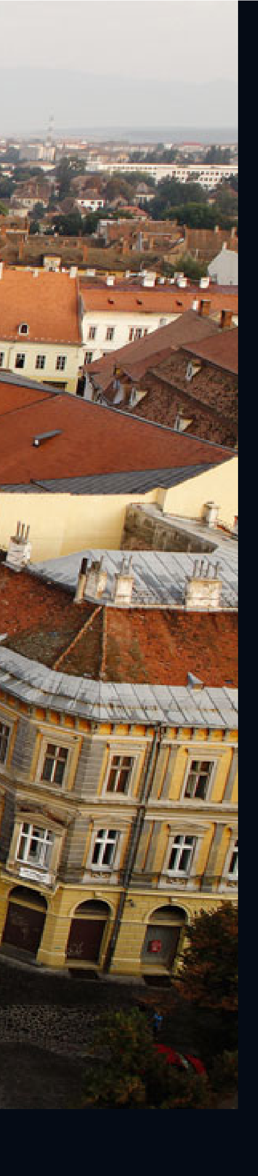
Mit rostigen Eisengittern vor den Fenstern steht das Salzamt bis heute wie ein stummer Zeuge vergangenen Grauens am Donau-Ufer. Nur in einem Seitengang herrscht noch Betrieb: Aus dem Küchentrakt des Restaurants „Alte Zollstation“ tragen dort Kellner unter Fotografien aus der Kaiserzeit Fischpaprikasch auf. Ein Quintett spielt dazu wehmütige Weisen, an den Tischen stecken Honoratioren der Stadt ihre

HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

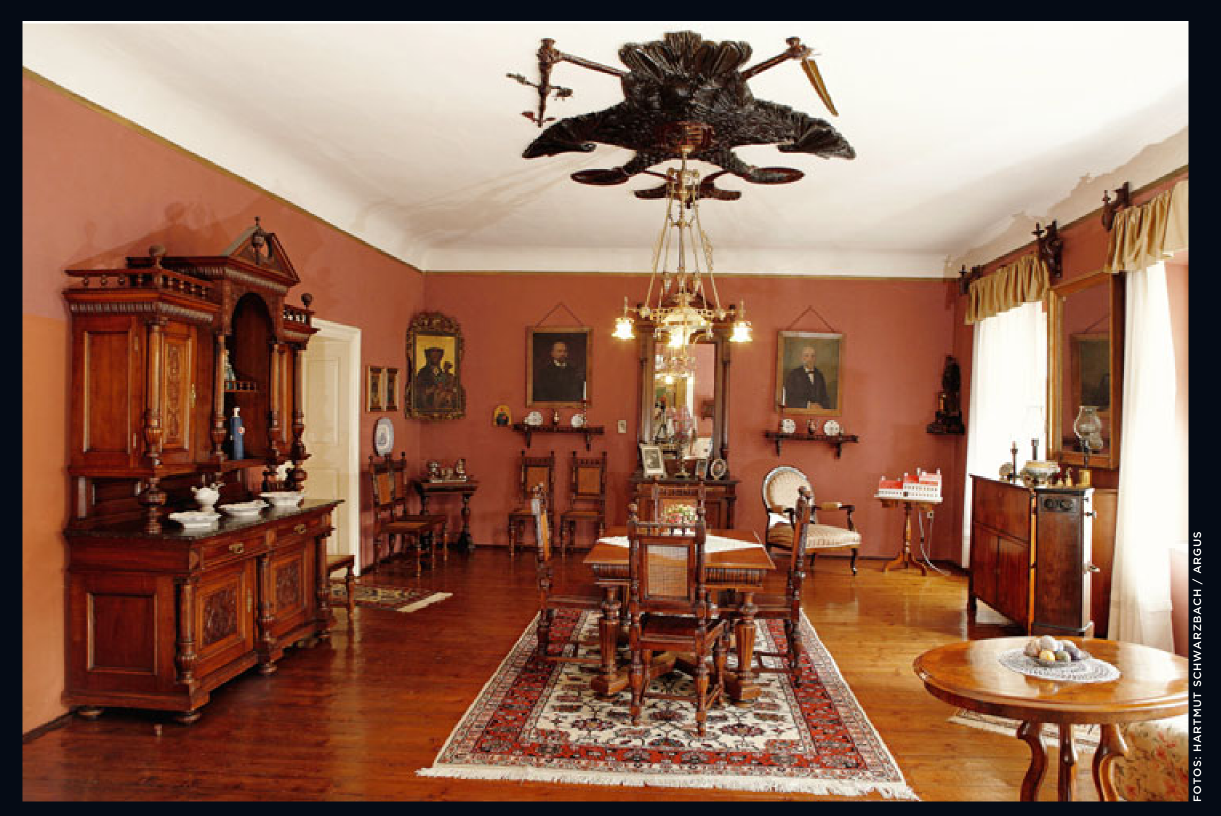


Lange vor Ankunft der Habsburger war Siebenbürgen bereits ein blühender Landstrich. Seit Mitte des 12. Jahrhunderts hatten sich hier Deutsche angesiedelt, die „Siebenbürger Sachsen“. Hermannstadt (Bild oben) sah sich als Bollwerk der Christenheit gegen die Osmanen. Wenn heute in dem Dorf Rothberg die Glocke zum Gottesdienst läutet, bleibt die Kirche fast leer. Er habe, sagt Pastor Schlattner, „die Dritte Welt“ vor seiner Tür (Bild oben rechts).









FOTOS: HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

Am 29. Juli 1914 hallen Schüsse über die Donau vor Semlin, k. u. k. Truppen nehmen Belgrad unter Feuer, wenige Stunden später beginnt der Erste Weltkrieg. Im alten Zollamt der früheren habsburgischen Grenzstadt finden die Besucher heute ein traditionelles serbisches Restaurant (Bild links). Das vornehmste Haus der Stadt gehört der Familie Karamata, es mutet an wie ein Museum der Kaiserzeit – bis hin zum geschnitzten Doppeladler an der Zimmerdecke.

Köpfe zusammen. Glanz und Elend österreichischer Herrschaft liegen hier dicht an dicht: Die Zollstation mit ihren wuchtigen Holzdecken, erbaut 1781, steht für die Blütezeit im Zeichen des Doppeladlers; das angrenzende Salzamt hingegen, wo die deutschstämmigen Erben der k. u .k. Epoche hingerichtet wurden, für die tragischen Folgen.

Semlin teilt das Schicksal vieler Städte an der Peripherie Ost- und Südost-Europas: Mit den Fronten wechseln die Koordinaten der Geschichtsschreibung. Im tragischen 20. Jahrhundert folgten der Kaiserzeit vor den Toren Belgrads die Serbisierung im jugoslawischen Königreich, Hitler- und Ustascha-Faschismus, Kommunismus und schließlich der Zusammenbruch Jugoslawiens ab 1991. Am Ende stand der Nato-Bombenkrieg gegen Serbien.



Ehepaar Karamata, Wahrer des k. u. k. Erbes in Semlin

Scheinbar unerschüttert von den Verwerfungen der jüngeren Geschichte aber steht im Zentrum von Semlin noch immer jenes Gebäude, das Alteingesessene zum gemeinsamen Kulturerbe rechnen. Das Haus der Karamata ist das vornehmste der Stadt. Wer durchs Eingangstor in den Hof schlüpft und auf schmaler Treppe hinauf ins Obergeschoss, dem tut sich die Tür zur Vergangenheit auf.

Stehend, umrahmt von übermannshohen Spiegeln, Rokoko-Vitrinen, Bösendorfer-Flügel und einer Ahnengalerie in Öl: Stevan Karamata, 83 Jahre alt und Spross einer Dynastie von Aromunen, die 1772 aus dem Osmanischen Reich nach Semlin übersiedelten. Sitzend in seiner Nähe die Gemahlin, mit vollendeter Distinktion Teegebäck reichend.

Der Empfangsraum gestattet einen Blick ins angrenzende Zimmer. Dort prangt, dutzendfach gefältelt und gefiedert, als prachtvolle Schnitzarbeit der Habsburger Doppeladler an der Decke. Das Haus der Karamata war während der zweiten Belagerung Belgrads 1788 Hauptquartier von Kaiser Joseph II. und seinem Generalstab. Österreich-Ungarns hölzernes Wappentier ist ein Relikt aus dieser Zeit.

Der Karamata-Urahn kam als Schweinehändler nach Semlin und musste, wie alle anderen Zuwanderer aus dem Osmanischen Reich, noch 40 Tage im Kontumaz zubringen – der k. u. k. Quarantänestation zur Abwehr von Pest und Cholera. Aus den Nachfahren des Schweinehändlers wurden Kaufleute, Bankiers, Minister und Mathematiker von Weltruf.

Stevan Karamata, heute Kopf der Dynastie, kam acht Jahre nach dem Zusammenbruch der Monarchie zur Welt. Er hat die Nazis und die Partisanen erlebt und auch die großserbischen Kriegstreiber der Milošević-Zeit. Dass künftige Generationen noch unter dem Doppeladler in seinem Salon tafeln werden, hält der alte Herr für wenig wahrscheinlich: „Die wollen in Belgrad leben“, sagt er und gluckst, als habe er eine Zote gerissen, „wie primitiv.“

Mit dem Erbe Österreich-Ungarns, sagt Karamata spöttisch auf Deutsch, sei es in Semlin wie anderswo auch: „Die k. u. k. Zeit war so schön, dass alle sie liebten; und dass, als sie vorbei war, keiner mehr etwas von ihr wissen wollte.“

Gleich hinter dem Bahnhof von Sarajevo, dem Olympiastadion zu, fängt das Gräberfeld an. In schier endlosen Reihen beerdigt liegen hier Opfer des Bosnien-Kriegs in den Neunzigern. Weiter nach Norden, am Rand des Sankt-Markus-Friedhofs, ist eine Granitplatte angebracht, den „Helden des Veitstages“ zu Ehren: „Glücklich ist, wer ewig lebt, er hatte Grund, geboren zu werden“.

Das gilt Gavrilo Princip und seinen Mitverschwörern von der Geheimorganisation „Junges Bosnien“. Jenem Princip, der am 28. Juni 1914, am Sankt Veit gewidmeten Feiertag aller Serben, Habsburgs Thronfolger Franz Ferdinand mit Schüssen aus seiner Browning niederstreckte – das Vorspiel zum späteren Waffengang am Semliner Ufer.

Der 28. Juni 1914 war ein wolkenloser Sonntag, an dem Sarajevo dem Thronfolger die schmerzlich vermisste Bühne bieten sollte: Gemahlin Sophie, in Wien – weil nicht standesgemäß – bei offiziellen Anlässen geächtet, will an der Seite Franz Ferdinands im offenen Wagen Ovationen des Volks entgegennehmen. Doch die Hauptstadt Bosnien-Herzegowinas, einer sechs Jahre zuvor erst annektierten Provinz, in der die Serben die größte Bevölkerungsgruppe stellen, bereitet dem angehenden Kaiserpaar nicht den Empfang, den es sich wünscht.

Eine erste Handgranate trifft den Tross des Thronfolgers schon vor der Begrüßung im Rathaus und verletzt einen Offizier aus der Eskorte. Das Programm wird gleichwohl fortgesetzt. Vor der Weiterfahrt zum Hotel Europa, wo das Lunch eingeplant ist, fasst Franz Ferdinand den Entschluss, die Route zu ändern. Der Chauffeur der erzherzoglichen Gräf-&-Stift-Limousine erfährt von diesem Sinneswandel nichts.

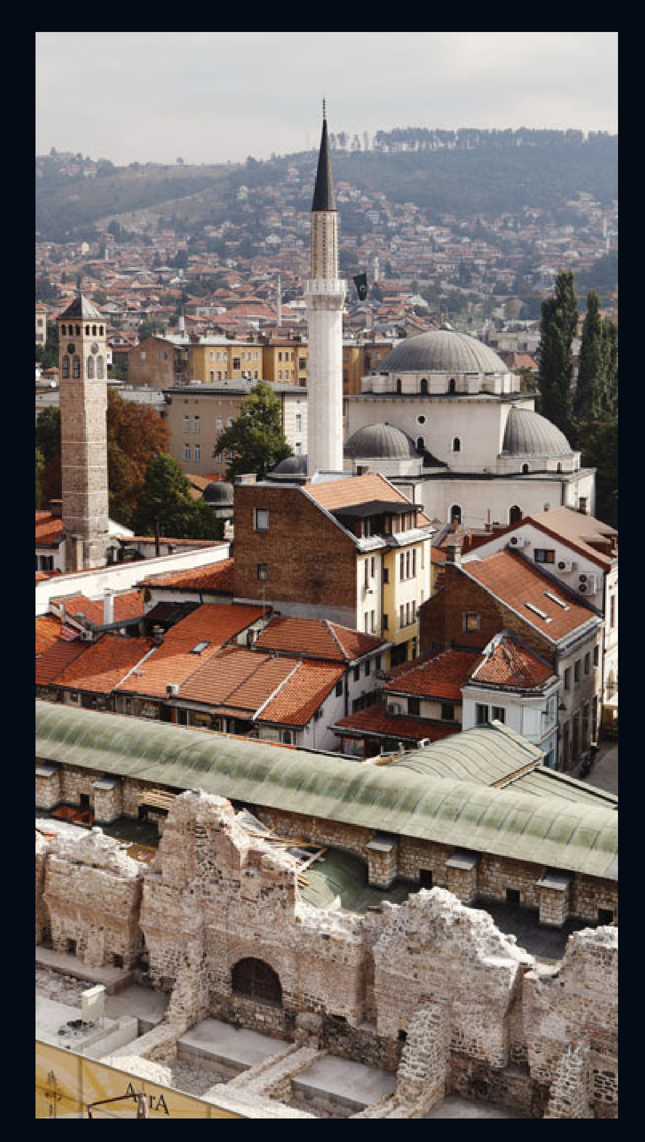
Fast ist das Hotel schon erreicht, das Minarett der Gazi-Husrev-Beg-Moschee in Sicht, da kommt der kaiserliche Konvoi zum Stillstand – vor Moritz Schillers Delikatessengeschäft, Ecke Flusspromenade. Genau an der Stelle, wo neben dem Eisenschild „Spezerei, Delikatessen, Champagner“ der junge Gavrilo Princip steht. Er zieht seine Browning und feuert. Franz Ferdinand und seine Gattin sacken zusammen.

Sophie stirbt noch im Wagen, der Thronfolger verblutet im Konak, dem einstigen Sitz des türkischen Gouverneurs, auf einer Chaiselongue. Mit gefalteten Händen im offenen Sarg werden die beiden noch aufgebahrt, dann geht die Reise zurück in die Heimat – zuerst im Zug an die kroatische Adria, von dort per Schiff nach Triest, und schließlich mit der Südbahn nach Wien.

Den Attentatsort ziert dann in jugoslawischer Zeit ein Museum – zu Ehren Gavrilo Princips und des „Jungen Bosnien“. Davor, auf dem Bürgersteig, werden die Fußabdrücke des Todesschützen verewigt. Sogar die nahe Brücke über den Miljacka-Fluss trägt seinen Namen.

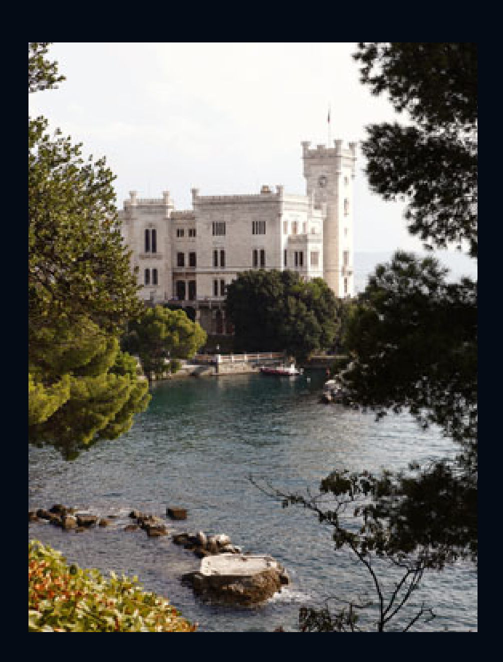
Heute heißt sie wieder Lateiner-Brücke, wie schon während der Monar-

FOTOS: HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS





Die bosnischen Muslime waren zu Zeiten der Donaumonarchie durchweg treue Anhänger des Kaisers. Es war ein serbischer Nationalist, der 1914 die Welt in Flammen setzte – mit seinem Attentat auf das österreichische Thronfolgerpaar in Sarajevo (Bilder oben links und ganz oben). Als die Särge mit den Ermordeten durch Triest (Bild oben rechts) geleitet wurden, trug die alte Habsburger-Metropole Trauer. Alten Glanz spiegeln bis heute die Schlösser Miramare und Duino (Bilder unten).







Stefan Ekmečić und Mitschülerinnen vom Ersten Gymnasium in Sarajevo

chie. Princips restaurierte Fußabdrücke, Schuhgröße 40, sind vorläufig im Museum versteckt. Und die Straße, in der sich die wegweisende Tragödie des Jahrhunderts ereignete, ist seit den Neunzigern nach den grünen Baretten benannt, dem Markenzeichen muslimischer Spezialtruppen während des jugoslawischen Erbfolgekriegs.

Gavrilo Princip ist staatsoffiziell nun kein Held mehr. Nach fast vier Jahren Krieg, 100 000 Toten und ethnischer Vertreibung bosnienweit hat Sarajevo heute wieder, wie zur Kaiserzeit, eine in ihrer überwältigenden Mehrheit bosniakische, also muslimische Bevölkerung. Die Bosniaken zählten, wie die Juden Galiziens, zu den Kaisertreuen, und bis heute rühmt der Großmufti in Sarajevo den Sohn des letzten Monarchen, Otto von Habsburg. Der hat den Ort, „wo alle Tragödien des Jahrhunderts angefangen haben“, wiederholt aufgesucht und noch als 90-Jähriger Blumen niedergelegt an der Stelle des Mordanschlags. Otto war ein Kleinkind, als sein Großonkel starb.

Wenn das alte Österreich wirklich die „Versuchsstation des Weltuntergangs“ war, wie Karl Kraus schrieb, dann darf die Annexion Bosniens 1908 als das gewagteste Experiment gelten. Hat Europa seither dazugelernt? „Wir haben ja nun wieder einen österreichischen Herrscher“, spotten die Menschen in den Kaffeehäusern von Sarajevo – Valentin Inzko trat im März 2009 sein Amt als internationaler Bosnien-Beauftragter an. Und soll nun unter dem Dach eines gemeinsamen Staates zusammenzwingen helfen, was der 1992 ausgebrochene Krieg zerschlagen hat: eine Gemeinschaft aus muslimischen, orthodoxen und katholischen Bosniern.

Zumindest dort, wo einst Gavrilo Princip auf der Schulbank saß, sieht es heute so aus, als gäbe es Hoffnung. Das Erste Gymnasium, ein klassizistischer Bau am Rand der Altstadt von Sarajevo, ist seit 1879 feste Adresse für die Bildungselite der bosnischen Hauptstadt. Vom Literatur-Nobelpreisträger Ivo Andrić bis hin zu den Gegenspielern im Bosnien-Krieg, dem muslimischen Präsidenten Alija Izetbegović und dem serbischen Radikalenführer Vojislav Šešelj, sind die berühmteren Söhne und Töchter der Stadt sämtlich hier unterrichtet worden.

An Gavrilo Princip allerdings erinnert im Schulgebäude nichts mehr. Die Bilder von ihm sind abgehängt worden, nach Protesten des österreichischen Botschafters. Der fand, dem Totengräber des Kaiserreichs müsse ja nicht gerade öffentlich gehuldigt werden, wo doch junge Bosnier bis heute, wie zu Zeiten der Monarchie, in Wien kostenlos studieren dürfen. Und genau das plant der schmale junge Mann im Kapuzenpulli, der jetzt zur großen Pause um 10.40 Uhr das Gymnasium verlässt: Abitur will er machen – und dann ab nach Wien.

Stefan Ekmečić war bei Ausbruch des Bosnien-Kriegs gerade fünf Monate alt, jetzt ist er 18 – ein lockerer Typ mit leicht gefärbtem Haar, der modelt und hübsche Mädchen kennt; Deutsch spricht er fließend, und Englisch mit jenem amerikanischem Akzent, den er aus Filmen kennt. Über die Tragödien des vergangenen Jahrhunderts und über Gavrilo Princip weiß Stefan weniger als über die Blütezeit Bosniens unter dem mittelalterlichen König Tvrtko.

Das hat zumindest einen Vorteil: Stefan denkt nicht mehr in Kategorien des Kriegs. Ob einer in seiner Klasse Muslim oder Serbe sei, das wisse er oft nicht einmal, sagt er. Er geht ja auch klettern im serbischen Teil der gespaltenen Republik, dort, wo noch die Erben von Radovan Karadžić regieren. Und an diesem Vormittag soll die ganze Klasse ausfliegen, hinauf zum Berg Igman. Gibt Spannenderes, sagt Stefan. Dann muss er los.

Oben am Berg standen Geschütze der Serben während des Kriegs. Unten, im Tal, duckt sich die Stadt: Sarajevo, Europas Schicksalsort des 20. Jahrhunderts.

Als die Särge des Thronfolgers und seiner Gemahlin am 2. Juli 1914 in einer Kutsche vom Hafen über die Piazza Grande ins Herz von Triest gezogen werden, sind die Straßen der Stadt schwarz von Trauernden. Seit mehr als einem halben Jahrtausend regieren die Habsburger den Mittelmeerhafen am Fuß des Karsts.

„Tergeste urbs fidelissima“, das mit kaiserlichem Ehrentitel geschmückte, „treueste“ Triest, ist Österreich-Ungarns Zugang zur See, Drehscheibe für den Welthandel und Schnittstelle der Kulturen – der lateinischen, germanischen und slawischen. Italiener leben hier neben Slowenen, Deutschen, Griechen und Türken. Der erste jüdische Friedhof entsteht 1446 an der Via del Monte.

In dieser Straße wächst Boris Pahor auf, ein Kind slowenischer Eltern. Als der tote Thronfolger durch Triest gekarrt wird, ist Pahor zehn Monate alt. Heute, im 97. Lebensjahr, gilt er als bedeutendster zeitgenössischer Schrift-

steller slowenischer Sprache. Und sagt, der Zusammenbruch der Monarchie sei vermeidbar gewesen: „Wenn alle Slawen eigene Gebiete bekommen hätten, in einer Art Konföderation, wäre Österreich immer noch da; was die EU derzeit versucht, hätten wir damals schon haben können.“

Pahor ist ein kleiner, hellwacher Greis mit jungen Augen und schlohweißer Mähne; der Wirt der Bar „Luksa“ oberhalb der Küste grüßt ihn respektvoll auf Slowenisch mit „Dóber dan“. In Triest und Umgebung, wo der italienische Faschismus früher als anderswo Fuß fasste, war das nicht immer selbstverständlich.

Pahor ist keine sieben Jahre alt, als im Juli 1920 hinter der Piazza Oberdan das slowenische Kulturhaus von Schwarzhemden in Brand gesetzt wird. Es folgen Bücherverbrennungen und Zwangsitalianisierung. 1938 verkündet Mussolini in Triest die Grundlagen seiner Politik der Judenverfolgung, fünf Jahre später wird in einer ehemaligen Reismühle am Stadtrand das erste und einzige Konzentrationslager auf italienischem Boden in Betrieb genommen. Das Schreckensregiment im istrischen Operationsgebiet verantwortet mit dem Höheren SS- und- Polizeiführer Odilo Globocnik ein gebürtiger Triestiner.



Boris Pahor, slowenischer Schriftsteller in Triest

Für Boris Pahor beginnt 1944, nach vier Jahren Libyen-Krieg in der italienischen Armee, erst der Leidensweg. Und wieder ist, wie damals, als das Kulturhaus brannte, die Piazza Oberdan Schauplatz: Verhaftet unter dem Verdacht, den slowenischen Widerstand zu stützen, landet Pahor in den Kellern der Gestapo. Er wird gefoltert und geprügelt, „bis ich aussah wie ein Zebra“. Es folgt die schrittweise Verlegung in die Konzentrationslager Dachau, Natzweiler, Dora-Mittelbau und Bergen-Belsen.

Am Ende des Kriegs kehrt Pahor zurück in eine Stadt, die mit der seiner Kindheit nicht mehr viel zu tun hat – in eine Frontstadt, abgeschnitten von ihrem Hinterland und umzäunt vom Eisernen Vorhang, den Karl Marx schon 1853 vorhersah: „Es wird darauf hinauskommen, dass die als natürlich erscheinende Grenze Russlands von Danzig oder vielleicht Stettin bis nach Triest verläuft.“

Boris Pahor, der Mann, der die Monarchie überlebt hat, den italienischen und den Hitler-Faschismus, der von Tito-Jugoslawien mit Einreiseverbot und von Italien mit Missachtung gestraft wurde, ein Mensch und Schriftsteller zwischen allen Fronten – noch im Rückblick auf das 20. Jahrhundert beklagt er das Ende des Kaiserreichs: „Für uns Slowenen war das Jahr 1918 eine Tragödie.“

Davon, wie die Saat aus Rassenhass und nationaler Verblendung in einer weltoffenen Stadt aufgehen kann, erzählt Pahors Spätwerk „Piazza Oberdan“ – benannt nach jenem Platz im Zentrum Triests, an dem bis heute der slowenischstämmige Guglielmo Oberdan mit einer Gedenkstätte geehrt wird. Hingerichtet wegen eines geplanten Attentats auf Kaiser Franz Joseph im Jahr 1882, genießt Oberdan in Italien ungebrochenen Märtyrerstatus.



Irredentisten wie er einer war, Anhänger also eines Anschlusses „unerlöster“ italienischer Gebiete an Rom, fanden mit Beginn des Ersten Weltkriegs Unterschlupf im „Antico Caffè San Marco“. Dort, wo heute ein von Kerzen flankiertes Porträt in Öl auf altarähnlichem Sockel beim Eingang dem Stammgast vom hintersten Tisch schmeichelt – Professor Claudio Magris, Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels 2009, pflegt hier zu brüten.

Mit seinem Frühwerk „Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur“ hat Magris 1963 bereits die Grundlagen geschaffen für eine Diskussion, die ab den Achtzigern dann zur langsamen Wiederentdeckung einer über politische Grenzen hinwegreichenden Kulturlandschaft führt. Magris, so die Kritikerin Felicitas von Lovenberg in spöttischer Bewunderung, verstehe sich darauf, „in der Wölbung eines Kaffeelöffels aus Triest ganz Mitteleuropa zu spiegeln“.

Bis heute schlägt die vielgesichtige Hafenstadt Besucher aus ganz Europa in ihren Bann. Sie folgen literarischen Spuren von James Joyce, Italo Svevo oder Rainer Maria Rilke. Und gönnen sich zwischendurch Gulasch oder Apfelstrudel in der Altstadt, Wolfsbarsch mit Blick aufs Meer oder oben im Karst fingerdick geschnittenen Schinken und kühlen slowenischen Wein. Besucher aus Rest-Italien begnügen sich gern mit Schloss Miramare, einer Art maritimem Neuschwanstein, das nordwestlich der Stadt kalksteinern auf einem Felsvorsprung über der Küste thront – hier lässt sich mit wonnigem Schaudern unglückseliger früherer Gäste aus dem Herrscherhaus Habsburg gedenken: des Erzherzogs Maximilian, standrechtlich füsiliert als Kaiser von Mexiko; der Kaiserin Elisabeth, erstochen von einem italienischen Anarchisten mit der Dreikantfeile; oder des Kronprinzen Rudolf, gestorben von eigener Hand.

Alteingesessene Triestiner hingegen, Mitteleuropäer, machen einen Bogen um Schloss Miramare – zu kitschig dort, spotten sie, „zu viele Italiener“. Triestiner von echtem Schrot sagen bis heute „andiamo in Italia“, bevor sie die alte Grenze des Habsburger-Reichs in Richtung Aquilea überschreiten – als gingen sie auf Auslandsreise. Falls unterwegs noch angehalten wird, dann in Duino, wo die Fürsten von Thurn und Taxis im zypressenbestandenen Schloss Freigeistern und Zivilisationsmüden der Vorkriegszeit Obdach boten. Hugo von Hofmannsthal war hier, Mark Twain auch, und Rainer Maria Rilke schrieb, wie in düsterer Vorahnung des Krieges, auf dem Schloss die erste seiner „Duineser Elegien“: „Aber das Wehende höre, die ununterbrochene Nachricht, die aus Stille sich bildet. Es rauscht jetzt von jenen jungen Toten zu Dir.“

Wenig später schon wird Österreich-Ungarn für immer in Scherben geschlagen sein und Europa neu vermessen. Triest ist längst italienisch und in der Hand der Mussolini-Faschisten, als schließlich Joseph Roth noch angereist kommt – der Mann aus dem galizischen Brody, vom genau entgegengesetzten, östlichsten Ende des einstigen Reichs. Den „Radetzkymarsch“, sein Meisterwerk, hat der angehende große Sittenbildner der k. u. k. Zeit bei Ankunft in Triest noch nicht begonnen, das Urteil über den Untergang der Monarchie aber bereits hinterlegt.

In Roths Worten: „Die kalte Sonne der Habsburger erlosch, aber es war eine Sonne gewesen.“

FOTOS: HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

ENDE DER DONAUMONARCHIE

1848
Die demokratische Revolution in Europa erfasst auch Österreich; Unruhen in Wien, in Pest und Mailand. Metternich flieht für drei Jahre nach England. Im Dezember dankt Ferdinand I. ab, sein Neffe Franz Joseph wird Kaiser. Vor allem in Ungarn wird die Unabhängigkeitsbewegung brutal unterdrückt.

1859
Die Niederlage Österreichs gegen das mit Frankreich verbündete Königreich Piemont-Sardinien ebnet den Weg für die nationale Einigung Italiens.

1866
In der Schlacht bei Königgrätz siegt Preußen über Österreich und Sachsen. Damit ist die „kleindeutsche Lösung“ bei der Gründung des Deutschen Reiches 1871 vorgezeichnet.

1867
Franz Joseph I. von Österreich und seine Gemahlin Elisabeth („Sisi“) werden in Buda zum Herrscherpaar Ungarns gekrönt: Beginn des österreichisch-ungarischen Dualismus. Franz Josephs Bruder Maximilian I. wird als Kaiser von Mexiko erschossen.

1878
Auf dem Berliner Kongress wird die Unabhängigkeit Rumäniens, Serbiens und Montenegros anerkannt, Österreich besetzt und verwaltet fortan Bosnien und die Herzegowina.

1889
Kronprinz Rudolf begeht in Mayerling Selbstmord; auch seine minderjährige Geliebte Mary von Vetsera stirbt unter ungeklärten Umständen – bis heute gibt der Fall Anlass zu Spekulationen.



Trauerfeier für die letzte Kaiserin Zita im Wiener Stephansdom, 1989

1898
Kaiserin Elisabeth wird in Genf von dem Attentäter Luigi Lucheni ermordet.

1908
Wien feiert das 60. Thronjubiläum Kaiser Franz Josephs in einem historisch-volkskundlichen Umzug mit 12 000 Darstellern.

1914
Am 28. Juni ermordet der junge Serbe Gavrilo Princip in Sarajevo den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gattin. Die Waffe stammte vermutlich von serbischen Nationalisten. Die Kriegserklärung Österreichs an Serbien löst in einer fatalen Kettenreaktion den Ersten Weltkrieg aus.

1914–1918
Erster Weltkrieg: Österreich-Ungarn kämpft als „Mittelmacht“ an der Seite Deutschlands.

1916
Kaiser Franz Joseph stirbt in Wien. Sein Großneffe Karl wird Kaiser.

1918
Nach Ende des Weltkriegs verzichtet Kaiser Karl I. am 11. November auf „jeden Anteil an den Staatsgeschäften“, dankt aber nicht offiziell ab: Das Regiment der Habsburger ist vorbei.

1919
März: Karl und seine Familie verlassen Österreich.
April: Ein Sondergesetz erkennt den Habsburgern ihre Herrschaftsrechte ab, verstaatlicht den größten Teil ihres Besitzes und verbietet der Familie weitgehend die politische Betätigung.
Oktober: Die Republik Österreich wird offiziell gegründet.

1921
Ungarns Nationalversammlung erkennt den Habsburgern ihre Thronrechte ab.

1922
Karl, der letzte Kaiser Österreichs, stirbt auf Madeira und wird dort auch begraben.

1989
Zita, die letzte Kaiserin Österreichs, wird in der Wiener Kapuzinergruft begraben.
Otto von Habsburg, ältester Sohn des letzten Kaisers und Führer der Paneuropa-Union, trägt zum Ende des Eisernen Vorhangs bei: Das „Paneuropäische Picknick“ an der ungarischen Grenze zu Österreich führt zu ersten spontanen Ausreisen in den Westen.

2000
Karl, ältester Sohn Ottos von Habsburg, wird als Nachfolger seines Vaters Souverän des Ordens vom Goldenen Vlies.

2007
Karl von Habsburg übernimmt auch die Aufgaben seines Vaters als Chef des Hauses Habsburg.

S. 108/109: HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS; S. 110: ISTVAN BAJZAT / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Als Zweitgeborener stand Erzherzog Maximilian im Hintergrund, dann wurde er doch noch Kaiser – von Mexiko. Aber der Glanz war trügerisch: Wenig später endete sein Leben im Kugelhagel der Hinrichtung.

Der abenteuerliche Prinz

Von SEBASTIAN KNAUER

Bis zuletzt blieb Erzherzog Ferdinand Maximilian Joseph von Österreich in Formfragen souverän. Er bat die Soldaten des mexikanischen Erschießungskommandos, nicht auf sein Gesicht zu zielen. Seine Mutter, Erzherzogin Sophie, sollte im fernen Wien beim Anblick der Leiche nicht zu sehr erschrecken. Deshalb steckte das Opfer den Soldaten sogar ein paar Goldstücke zu.

Dann geschah das Unvermeidliche: Am 19. Juni 1867 um sieben Uhr morgens donnerte die Gewehrsalve los, und der Habsburger Maximilian I. war tot. Es war das spektakuläre Ende eines wahrlich extravaganten Lebens: Der hochgewachsene Erzherzog mit imposantem Backenbart hatte stets als eine Art adliger Borderliner zwischen Macht, Kunst und Genuss gegolten, unangepasst, aufmüpfig und wagemutig bis zur Verblendung.



Republikanische Soldaten erschießen den Kaiser.
(Gemälde von Edouard Manet, 1867)

Geboren wurde Maximilian als zweiter von vier Brüdern am 6. Juli 1832 in Schloss Schönbrunn bei Wien. Damit erklärt sich nach Meinung seiner Biografen auch schon sein Lebenstrauma: Der Thron war ihm versperrt. „Auf Seiten Maximilians gesellten sich die psychischen Komplexe, die mit dem Rang und der Rolle des Zweitgeborenen nicht selten verbunden sind", urteilt der Historiker Friedrich Weissensteiner.

Zwar wurde Maximilian wie sein älterer Bruder Franz Joseph exzellent ausgebildet; er lernte Französisch, Italienisch, Englisch, Ungarisch und Tschechisch sowie Philosophie und Kirchenrecht. Aber anders als der Älteste liebte Maximilian die schönen Künste. Die obligatorische Militärausbildung war ihm ein Graus; stattdessen dichtete und malte er leidenschaftlich gern. Voll düsterer Ahnung zog sich Mutter Sophie, die an ihrem Sohn „die Leichtigkeit und überschäumende Fröhlichkeit" schätzte, auf den Wunsch zurück, „dass wenigstens er sein Dasein fröhlich durchleben wird". Aber es sollte anders kommen.

1848, Maximilian war gerade 16 Jahre alt, sah sich die Donaumonarchie unter Kaiser Ferdinand I. von Revolution bedroht. Sogar Wiens Hofburg wurde belagert. Obwohl die kaiserliche Familie nach Innsbruck fliehen musste, soll Maximilian mit der Revolte sympathisiert haben, die wenig später brutal niedergeschlagen wurde. Als am 2. Dezember 1848 der 18-jährige Franz Joseph auf den Thron kam, war die Herrschaft der Habsburger vorerst sicher.

Doch was blieb einem Zweitgeborenen zu tun? Maximilian musste seinen Bruder fortan mit „Seine Majestät" anreden und wie alle anderen um Audienz bitten, wenn er ihn sprechen wollte. Als „apanagierter Prinz" tröstete er sich mit kostspieligen Liebhabereien.

Nach eigenen Entwürfen ließ er sich zum Beispiel das Sommerhaus „Maxing" errichten, das durch einen unterirdischen Gang mit dem Garten des Schlosses Schönbrunn verbunden war. Prunkvoll wurde das Schloss Miramare bei Triest ausgebaut: Die Anlegestelle am Meer säumten ägyptische Sphinxe, für die Treppen wurde Tiroler Granit herangeschafft.

Doch nie hielt es Maximilian lange am selben Ort. Als erster männlicher Habsburger überquerte er den Atlantik und den Äquator. Stolz schrieb er: „Für mich, den ärgsten Feind der Kälte, ist der Eingang in die Tropen ein ganz besonderer Jubel und namentlich im sonst so grausigen Dezember."

Als Franz Joseph hörte, dass der Bruder Marineoffizier werden wollte, begrüßte er den Wunsch. Fortan zeigte Maximilian nahezu amtlich die Flagge Österreichs in allen Mittelmeerhäfen – und darüber hinaus. Schon 1851 schickte er Österreichs bedeutendstes Kriegsschiff, die „Novara", in Richtung Amerika und Karibik auf Forschungsfahrt. Nur

eine Typhus-Erkrankung hinderte ihn daran, selbst mit an Bord zu gehen.

Als Oberbefehlshaber und Konteradmiral der Marine setzte Maximilian bei den Wiener Landratten sogar ein Flottenbauprogramm durch. 1855 fuhr Maximilian mit 14 Kriegsschiffen nach Palästina und Ägypten und besuchte auf der Rückfahrt auch noch Papst Pius IX. in Rom.

Liebesglück hingegen blieb dem seefesten Habsburger lange versagt. Zwar lernte er bei einem Aufenthalt in Portugal die bildschöne Prinzessin Maria Amalia von Bragança kennen und hielt sogleich mit Erfolg um ihre Hand an. Doch die Auserwählte starb 1853 an Tuberkulose. Bis an sein Lebensende soll Maximilian eine Strähne ihres Haares bei sich getragen haben.

In Brüssel lernte er Charlotte, die Tochter des belgischen Königs Leopold I., kennen und lieben. 1857 heiratete das Paar. Es war eine Habsburger-Ehe wie aus dem Lehrbuch: Maximilian hatte sich nicht nur eine der reichsten Partien Europas gesichert, die 16-jährige Charlotte war auch, so der Autor Johann Georg Lughofer, „schlank und elegant, eine hübsche junge Prinzessin".

Die ersehnte politische Verantwortung hingegen blieb aus. Zwar amtierte Maximilian nach seiner Heirat einige Zeit als Generalgouverneur der italienischen Provinzen Lombardei und Venetien. Aber erst ein Angebot des Franzosenherrschers Napoleon III. schien das rechte Format zu haben: In Mexiko, das von französischen Truppen besetzt war, sollte ein neuer Kaiser installiert werden.

Die Mexikaner, versicherte Napoleon, wünschten sich einen Monarchen. Allerdings musste Maximilian versprechen, 260 Millionen Francs für Frankreichs bisherigen Feldzug in Mexiko zu bezahlen. Obendrein sollte er gegenüber Franz Joseph auf alle Thronfolgerechte nach einer möglichen Rückkehr aus Übersee verzichten. Geblendet von der Aussicht auf eine Kaiserkrone, unterschrieb Maximilian schließlich – und stürzte sich damit ins Verderben.

„Eine fremdstämmige Monarchie, in Anwesenheit europäischer See- und Landstreitkräfte auf mexikanischem Boden errichtet, wäre ein Affront gegen die republikanische Regierungsform", warnte US-Präsident Abraham Lincoln die Europäer. Und der amerikanische Konsul in Triest analysierte: „Wer immer den Thron von Mexiko anstrebt, muss außerordentlich froh sein, wenn er mit dem Leben davonkommt."

Unbeirrt schiffte sich Maximilian mit seinem Hofstaat ein. Schon während der sechswöchigen Überfahrt auf der „Novara" erließ er die ersten kaiserlichen Dekrete. Wichtig war ihm auch, ein eigenes Hofzeremoniell zu entwerfen, das beispielsweise die Verleihung von Orden und die Sitzordnung beim Hofdiner regelte. Das Werk umfasste 600 Seiten.

Die Ankunft am 28. Mai 1864 in der Hafenstadt Veracruz war ernüchternd. Wohl gab es pflichtgemäße Kanonenschüsse, aber keine jubelnden Massen. In seiner ersten Verlautbarung erklärte Maximilian: „Mexikaner: Ihr habt nach mir verlangt; eure edle Nation hat mich durch eine selbständige Majorität dazu bestimmt, von heute an über die Zukunft eurer Geschicke zu wachen."

Die Ankunft in Veracruz war ernüchternd.



Der einbalsamierte Leichnam Maximilians wurde nach Wien überführt.

Zunächst wurde in der Hauptstadt jedoch der Regierungspalast mit 1100 Zimmern sowie das benachbarte Schloss Chapultepec nach kaiserlichen Plänen restauriert. Trotz fürstlicher Apanage war der neue Kaiser wegen seiner Vorlieben ständig ziemlich klamm.

Maximilian erkundete das riesige, wilde Land und zeigte sich an allem interessiert. Verkleidet als einfacher Soldat soll er amouröse Abenteuer mit Frauen aus dem Volk gehabt haben.

Dann rief der Republikaner Benito Juárez, der von den Franzosen als Präsident abgesetzt worden war, aber die Unterstützung der Vereinigten Staaten hatte, zum Gegenangriff auf die Monarchie. Die belgische Garde von nur 2000 Mann, gemeinsam mit rund 7000 österreichischen Infanteristen, einem polnischen Ulanenregiment und ungarischen Husaren, stand bald auf verlorenem Posten. Während die ersten Kugeln der republikanischen Artillerie die kaiserliche Residenz in der Provinzstadt Querétaro erreichten, machte sich Maximilian auf Schmetterlingsjagd.

Als nach 72 Tagen die Republikaner dank des Verrats kaiserlicher Offiziere in die Stadt eindrangen, befahl Maximilian, alle geheimen Dokumente zu verbrennen. Seinem Adjutanten Felix zu Salm-Salm raunte er kurz vor der Festnahme die Bitte zu: „Salm, jetzt eine glückliche Kugel!" Aber die kam nicht.

Gnadengesuche aus Paris, Wien, Berlin und London trafen beim mexikanischen Sieger ein. Selbst der Freiheitsrebell Giuseppe Garibaldi und der Schriftsteller Victor Hugo setzten sich für das Leben Maximilians ein – ohne Erfolg.

Wegen „Verbrechen gegen den Staat, die öffentliche Ordnung und den Landfrieden, das Völkerrecht und die Bürgerrechte" verurteilte ein Gericht aus Militärs den Habsburger zum Tode. Am 19. Juni 1867 führte man Maximilian auf den sogenannten Glockenhügel von Querétaro. Die letzten Worte des Kaisers sollen gewesen sein: „Viva México! Viva la independencia!"

Der Tote, heißt es offiziell, sei in das Kapuzinerinnenkloster geschafft worden. Entgegen dem Verlangen des Hingerichteten, dass sein Leichnam unverzüglich nach Europa gebracht werde, übernahmen ein Militärarzt und ein Gynäkologe die Einbalsamierung. Sie schlug dermaßen fehl, dass nur Monate darauf eine weitere nötig wurde.

Nach der verspäteten Ankunft von Maximilians Leiche in Wien wurde der geschundene Körper in der Kammerkapelle der Hofburg aufgebahrt, bevor er in die Kapuzinergruft überführt wurde. Mutter Sophie soll entsetzt gesagt haben: „Das ist nicht mein Sohn" – nicht einmal der Wunsch, unentstellt zu bleiben, war dem glücklosen Habsburger erfüllt worden.



Sie war eine belesene Frau in einer Gesellschaft, der Bildung nichts galt. Sie hasste die Monarchie und unterwarf sich einem ruinösen Schönheitskult. Das tragische Leben der Kaiserin Elisabeth, genannt Sisi.

„Wenn er nur kein Kaiser wäre“

Sisi als 27-Jährige auf dem Höhepunkt ihrer Schönheit, gemalt 1864 von dem deutschen Porträtmaler Franz Xaver Winterhalter

Von KAREN ANDRESEN

Zuerst kamen die Militärs. Josef Graf Radetzky etwa und Alfred zu Windischgrätz. Dann folgten die Botschafter, die Gesandten, deren Ehefrauen, die ersten Oberhofmeister, die Kavaliere des Hofstaats. Die Gratulationscour in der Wiener Hofburg wollte und wollte kein Ende nehmen.

Verschüchtert nahm die Braut die Honneurs entgegen, eine 16-Jährige, fast noch ein Kind, soeben vermählt mit Franz Joseph I., von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, von Venedig, Dalmatien, Kroatien, Galizien und anderen Ländern mehr im Habsburger Riesenreich.

Die vielen Fremden, die sie mehr oder weniger wohlwollend begutachteten, machten dem Mädchen Angst, und irgendwann war es um seine Fassung geschehen. In Panik flüchtete Sisi in ein Nebenzimmer und brach in Tränen aus. Im Audienzsaal tuschelten pikiert die Damen der feinen Wiener Gesellschaft.

So hatte sie sich ihr Leben nicht vorgestellt. „Ich bin erwacht in einem Kerker, und Fesseln sind an meiner Hand", dichtete die junge Frau am 8. Mai 1854, zwei Wochen nach der Hochzeit. Bis zu ihrem Tod rebellierte sie gegen die strenge höfische Etikette: eine Kaiserin, die keine sein wollte und die doch nie eine andere Rolle für sich fand.

„Die Ehe", sagte sie einige Jahrzehnte nach ihrer Vermählung verbittert zu ihrer Tochter Marie Valerie, „ist eine widersinnige Einrichtung." Man werde „als Kind verkauft" und tue einen „Schwur, den man nicht versteht" und den man dann nie mehr lösen könne.

Dabei hatte alles ganz romantisch begonnen. Im August 1853, einige Tage vor seinem 23. Geburtstag, reiste Franz Joseph nach Bad Ischl, der kaiserlichen Sommerresidenz im Salzkammergut. Er sollte verlobt werden, mit Helene, der ältesten Tochter seiner Tante Ludovika, der Herzogin in Bayern.

Ausgesucht worden war die Braut von Erzherzogin Sophie, des Kaisers energischer Mutter, deren Willen sich Franz Joseph meist widerstandslos beugte.

Diesmal allerdings nicht. Zusammen mit Helene war auch deren drei Jahre jüngere Schwester Elisabeth in Ischl, und der Kaiser, ein gutaussehender Mann mit blonden Haaren und blauen Augen, verliebte sich sofort in das Mädchen, das alle zärtlich Sisi nannten.

„Nein, wie süß Sisi ist", schwärmte er seiner Mutter vor, und auch die Erzherzogin war überaus entzückt. Sisi sei „wie eine Rosenknospe", schrieb sie an ihre Schwester Marie, Sachsens Königin.

Die Verlobung mit Helene wurde abgeblasen, Sisi sollte an der Seite Franz Josephs Herrscherin werden. Sogleich begann der verliebte Kaiser, seine Angebetete mit Geschenken zu überhäufen. Smaragde! Diamanten! Die Braut allerdings freute sich am meisten über eine Schaukel, die ihr Zukünftiger im Garten der kaiserlichen Sommerresidenz für sie aufstellen ließ.

Ansonsten erwiderte das junge Mädchen die Zuneigung ihres sieben Jahre älteren Verlobten zwar, aber schon damals schüchterte sie die viele Aufmerksamkeit ein. Sisi redete kaum und weinte viel. Ihrer Gouvernante gestand sie: „Ich habe den Kaiser schon lieb! Wenn er nur kein Kaiser wäre!"

Nach den Maßstäben der Wiener Gesellschaft war die kleine Sisi keine gute Partie. Ihre Familie, ein Nebenzweig der Wittelsbacher (der legendäre bayerische König Ludwig II. war ein Vetter Elisabeths), hatte am Königshof in München keinerlei Funktionen. Sisis Vater, Herzog Max, war ein belesener Mann, der Gedichte schrieb und sich mit geistreichen, gern auch bürgerlichen Gesprächspartnern umgab. Höfisches Leben war ihm ein Graus.

Zu Hause in München und mehr noch in der Sommerresidenz in Possenhofen am Starnberger See lebte man fernab jedes aristokratischen Zwangs. Sie sei, als der Kaiser um ihre Tochter warb, geradezu „verbauert" gewesen, sagte später Mutter Ludovika über sich. Und auch Sisi glich damals mehr einem fröhlichen Landmädchen als einer wohlerzogenen adligen Tochter. Sie liebte die Tiere und die Natur, ihre Bildung und ihre Umgangsformen ließen aus Wiener Sicht sehr zu wünschen übrig.

Also galt es, die künftige Kaiserin so hinzubiegen, dass sie doch irgendwie hineinpasste in diese große Rolle, an die sie sich nie wirklich gewöhnen sollte. Sie musste österreichische Geschichte pauken, höfische Lebensart einüben und – nach einer strengen Ermahnung von Erzherzogin Sophie – lernen, ihre nicht ganz makellos weißen Zähne besser zu pflegen.

Dem Wiener Adel reichte das allerdings nicht. Bald schon echauffierte er sich in der Hauptstadt darüber, aus welch unstandesgemäßer „Bettelwirtschaft" die neue Regentin stammte.

Denn im Wien der Restauration galt nichts mehr als die Wahrung der Form, seit die Monarchie 1848 ins Wanken geraten war. Die demokratische Revolution war zwar niedergeschlagen worden, und wer von den Aufständischen überlebt hatte, war entweder in Haft oder ins Ausland geflohen. Seit dem 31. Dezember 1851 wurde Österreich wieder absolutistisch regiert, Parlament und Verfassung gab es nicht mehr. Doch in dem Vielvölkerstaat mit seinen 40 Millionen Einwohnern gärte es nach wie vor. Da sollten Protokoll und höfische Zeremonien den Abstand zum gemeinen Volk markieren und das Gottesgnadentum Franz Josephs prunkvoll unterstreichen.

Gralshüterin der althergebrachten Ordnung war vor allen anderen die Erzherzogin. Sophie galt als das eigentliche Machtzentrum in der Wiener Hofburg. Sie hatte dafür gesorgt, dass nicht ihr schwacher und ein wenig dümmlicher

STICHWORT

Sisi und das Heine-Denkmal

Als Sisi 1890 ihre Sommerresidenz „Achilleion" auf Korfu bauen ließ, beauftragte sie den dänischen Bildhauer Ludvig Hasselriis mit der Schaffung eines Denkmals für den Dichter Heinrich Heine. Die Marmorstatue wurde im Garten ihres griechischen Schlosses aufgestellt. Nach Sisis Tod kaufte 1907 Kaiser Wilhelm II. das Anwesen. Unter dem Beifall der antisemitischen Presse verfügte der deutsche Monarch sogleich, das Denkmal wegzuschaffen. Nach einer Zwischenstation in Hamburg, wo es ebenfalls antisemitische Pöbeleien gab, kam Sisis steinerne Erinnerung an ihren großen „Meister" 1939 in die südfranzösische Hafenstadt Toulon und wurde dort schließlich 1956 im Botanischen Garten aufgestellt.

AKG



Das Leben der österreichischen Kaiserin als Schnulze: In Ernst Marischkas „Sissi“-Film von 1955 spielen Karlheinz Böhm und Romy Schneider die Hauptrollen.

CINETEXT BILDARCHIV

Ehemann Franz Carl 1848 neuer Kaiser wurde, sondern ihr über alles geliebter 18-jähriger Sohn.

Seither half sie ihrem „Franzi“ beim Regieren. Kurzer Prozess mit den Revolutionären von 1848? Krieg auf der Krim? Das Verhältnis zu Preußen? Was immer den Wiener Hof in jenen Jahren umtrieb, Franz Joseph beriet sich mit seiner Mutter.

Da war es für die Erzherzogin ganz selbstverständlich, sich auch tatkräftig der Erziehung ihrer neuen Schwiegertochter zuzuwenden. Selbst am Morgen nach der Hochzeitsnacht erschien sie bei dem jungen Paar. Um zu „spionieren“, wie Sisi später verbittert einer ihrer Hofdamen berichtete. Als die junge Kaiserin dann ihre ersten drei Kinder – die Töchter Sophie und Gisela sowie 1858 den Kronprinzen Rudolf – zur Welt brachte, bestand die resolute Frau darauf, dass die Kaiserkinder unter ihrer Aufsicht groß wurden.

Es war wahrscheinlich nicht einmal Bosheit, die sie antrieb. Sophie war ein typisches Geschöpf des Absolutismus; Gefühle zu zeigen war der an Selbstverleugnung und eiserne Disziplin gewöhnten, streng katholischen Frau ein Graus. Wie sollte sie da das Seelenleid ihrer jungen Nichte und Schwiegertochter verstehen, deren Verzweiflung über die stundenlangen Ankleideprozeduren vor jedem Auftritt, deren Zorn auf die blasierte Wiener Gesellschaft – ein Zorn, der sich mehr und mehr in Hass verwandelte. Hass auf Sophie. Und Hass auf Wien.

Die Österreicher aber setzten, knapp sechs Jahre nach dem vergeblichen demokratischen Aufbegehren in ihrem Land, große Hoffnungen in die neue Herrscherin. „Dir ist's vom Himmel bestimmt“, hieß es in einer Festschrift an die junge Braut gerichtet, „zu krönen die Versöhnung zwischen Fürst und Volk.“

Und zu versöhnen gab es in Franz Josephs heruntergewirtschaftetem Reich wahrlich viel. Technisch war das noch immer weitgehend agrarisch geprägte Österreich weit hinter andere westliche Staaten zurückgefallen. Ein riesiger Militärapparat verschlang Unsummen, das Land wurde von Finanzkrisen geschüttelt. Nach einer schweren Missernte 1853 hatten viele Menschen nicht einmal mehr genug zu essen. Und schließlich verlegte der Kaiser wegen des Krim-Kriegs zwischen Russland und dem Osmanischen Reich auch noch Soldaten an die russische Grenze, ohne zu wissen, wie er deren ohnehin schon erbärmlichen Sold bezahlen sollte.

Bei Hofe ging es derweil unverändert prunkvoll zu. Allein Sisis Toilettengarnitur, von Erzherzogin Sophie ausgewählt, war aus purem Gold. Die Apanage der jungen Kaiserin betrug jährlich 100 000 Gulden, eine Summe, die zu verdienen ein Arbeiter rund 500 Jahre gebraucht hätte.

Sisi machte sich nichts aus derlei Prachtentfaltung. Und sie kannte aus Bayern auch das Leben einfacher Leute – im Gegensatz zu ihrem Mann, der sich zwar hingebungsvoll dem Aktenstudium widmete, aber keine Ahnung hatte, wie seine Untertanen lebten. So hätte die junge Regentin vielleicht wirklich einiges dazu beitragen können, die tiefen Gräben im Habsburger Reich zu überbrücken – wenn man sie denn gelassen hätte.

Doch daran war in Wien nicht zu denken. Franz Joseph fühlte sich seiner geliebten Mutter viel zu sehr zu Dank verpflichtet, als dass er Sophie in die Schranken weisen und die Stellung seiner Frau aufwerten konnte. Und bei Hofe war die unprätentiöse Art der jungen Kaiserin bald schon Zielscheibe bösen Spotts.

Sisi will ihre Schuhe nicht, wie es die Tradition vorsieht, nach einmaligem Tragen verschenken? Die Kammerzofen rümpften entrüstet die Nasen. Sie interessiert sich nicht für die kostbare Garderobe? Welch eine Schande!

Um ihre Position zu verbessern, hätte Sisi kämpfen müssen, aber das entsprach nicht ihrem Naturell. Grüblerisch veranlagt, sensibel und überaus schüchtern, zog sie sich in den kommenden Jahrzehnten immer mehr in sich zurück. Sie dichtete, wanderte und widmete sich ihren Tieren, ihren Papageien und vor allem ihren Pferden. „Jetzt kann Mama auf dem Pferd schon durch zwei Reifen springen", schilderte Tochter Marie Valerie einem Onkel die zirkusreifen Reitkünste ihrer Mutter. In Wien waren sie darüber bestimmt nicht amüsiert.

Und auch mit ihrer zweiten Leidenschaft, dem Lesen, konnte die junge Frau am Hofe keinen Eindruck machen. Bildung war so ziemlich das Letzte, was dort zählte. Wien sei, spottete damals der amerikanische Gesandte John Motley „vielleicht die Stadt in der Welt, in der im Verhältnis zur Einwohnerzahl am wenigsten gelesen wird und am meisten getanzt".

Sisi dagegen studierte Schopenhauer, Goethes „Faust", die Dramen von Shakespeare. Sie lernte Alt- und Neugriechisch, schwärmte für Homer und für Heinrich Heine, dem sie auch mit eigenen Gedichten nachzueifern suchte.

Franz Joseph, von gutmütigem, pragmatischem, aber auch schlichtem Gemüt, konnte mit den intellektuellen Höhenflügen seiner Frau wenig anfangen. Shakespeares „Sommernachtstraum", Sisis Lieblingsstück, fand er „ungeheuer dumm". Zur Philosophie Schopenhauers fiel ihm ein, sie mache einen doch „nur konfus". So hatten die Eheleute einander immer weniger zu sagen.

Gelegenheit zum Reden gab es allerdings ohnehin nur noch selten, denn Sisi litt, kaum war sie in Wien, an Hustenanfällen, Fieberschüben und Weinkrämpfen. Die Ärzte diagnostizierten mal eine galoppierende Lungenschwindsucht, dann wieder eine Wassersucht, verordneten Ruhe und vor allem einen Klimawechsel. Mit der königlich-britischen Yacht „Victoria and Albert" ging es 1860 für knapp sechs Monate auf die Blumeninsel Madeira.

Im Jahr zuvor hatte Sisi noch einmal deutlich gespürt, dass Franz Joseph sie zwar als schöne Repräsentantin schätzte, nicht aber als Ratgeberin. Österreich hatte im April 1859 einen verheerenden Krieg gegen Piemont-Sardinien und Frankreich begonnen, den es bei Solferino dramatisch verlor. Franz Joseph selbst hatte die Truppen in das schreckliche Gemetzel geführt, das den Schweizer Henry Dunant zur Gründung des Roten Kreuzes bewegte.

Den Rat Sisis, doch möglichst schnell Frieden zu schließen, hatte der kaiserliche Oberbefehlshaber nicht befolgen wollen. Politische Beraterin war und blieb seine Mutter.

Es mag auch diese Erfahrung gewesen sein, die Sisi bewog, kaum war sie von ihrem Madeira-Aufenthalt zurückgekehrt, erneut aufzubrechen. Der Husten und all die anderen Leiden hatten sich in Wien gleich wieder eingestellt. Sie aß kaum und schlief schlecht. Die Sonne über der Insel Korfu im Ionischen Meer sollte nun Abhilfe schaffen.

Und tatsächlich besserte sich der Zustand der Kranken. Längere Besuche in Venedig, Bad Kissingen und Possenhofen folgten. Als Sisi nach mehr als einem Jahr schließlich nach Wien zurückkehrte, hatte sie sich verändert. Sie war schöner geworden und selbstbewusster. Bald schon hieß es, sie wäre die schönste Frau Europas. „Es ist unmöglich, sie nicht zu lieben", schwärmte die preußische Kronprinzessin Viktoria. Franz Xaver Winterhalter hielt den Liebreiz der 1,72 Meter großen und gertenschlanken Kaiserin in seinen berühmten Gemälden für die Nachwelt fest.

Dass ihre Schönheit auch Macht über andere bedeutete, war der inzwischen 28-jährigen Kaiserin wohl bewusst, und sie setzte diese Macht nun auch ein. Ultimativ verlangte sie von ihrem Mann, über das Schicksal ihrer Kinder fortan selbst zu bestimmen. Und über ihr eigenes auch. Franz Joseph, der seine Frau über alle Ehekrisen hinweg liebte, lenkte ein.

Von nun an war für Sisi die Schönheit ihr größtes Kapital, das es zu pflegen galt. Hatte sie früher schon wenig gegessen, so machte sie jetzt eine Hungerkur nach der anderen und vollführte, um sich fit zu halten, ausdauernde Turnübungen – für Frauen ihrer Generation ein Skandal. Sie wanderte viel und saß stundenlang vor dem Spiegel, um ihre Frisur richten zu lassen. Allein den berühmten Haarkranz zu flechten dauerte Stunden. Für die Haarwäsche ging sogar ein ganzer Tag drauf.

Und das war nicht der einzige Preis, den sie dafür bezahlte, dass ihr Ansehen auf ihrer Schönheit beruhte. Ständig den kritischen Blicken ihrer Umwelt ausgeliefert zu sein, die mit Argusaugen beobachtete, ob ihre Makellosigkeit noch Bestand hatte, war eine Tortur für die menschenscheue junge Frau. In der feinen Gesellschaft Wiens galt sie ohnehin nur als schönes Dummchen. Ihre Unterhaltung sei längst nicht so glänzend wie ihre Figur, mäkelte die Frau des belgischen Gesandten nach einem Termin bei der Kaiserin.

Dass sie so unterschätzt wurde, hatte sich die intelligente Sisi zum Teil auch selbst zuzuschreiben. Weil sie sich ihrer schlechten Zähne schämte, redete die Kaiserin in der Öffentlichkeit nur wenig. Und wenn sie doch etwas sagte, dann meist ohne die Lippen zu bewegen, so dass sie kaum zu verstehen war.

Zu ihren Gesprächspartnern und Vertrauten wurden immer mehr ihre Hofdamen und Gesellschafter, die sie sich selbst aussuchte. Wer es allerdings in ihre Nähe schaffen wollte, musste vor allem gut zu Fuß sein und eine robuste Natur haben. Denn bei den ständigen Fastenkuren der Regentin konnten sich auch die Bediensteten oft nicht richtig satt essen und mussten zudem gewahr sein, mit knurrenden Mägen zu einem der von Sisi so geschätzten Gewaltmärsche aufbrechen zu müssen, auch nachts, damit die Kaiserin vor Gaffern sicher war.

Sisis Hofdamen mussten vor allen Dingen gut zu Fuß sein.

Für besonderes Aufsehen sorgte in Wien Fanny Angerer. Die Friseurin der Kaiserin verdiente so viel wie ein Universitätsprofessor und stieg zu einer der engsten Vertrauten der Kaiserin auf.

Größer noch war der Einfluss von Ida Ferenczy, der „Vorleserin Ihrer Majestät". Ferenczy war Ungarin und repräsentierte so Sisis dritte große Leidenschaft neben dem Lesen und dem Reiten: Ungarn.

Schon in Possenhofen, als die kleine Elisabeth österreichische Geschichte

büffeln musste, hatte ihr ungarischer Lehrer der künftigen Kaiserin die Habsburger Historie vor allem aus Perspektive der Magyaren nahegebracht. Erzherzogin Sophies massive Ablehnung alles Ungarischen befeuerte dann Sisis Hinwendung zu der in Wien ungeliebten und ständig unruhigen Provinz.

Sie lernte Ungarisch, und Ferenczy gelang es, die Kaiserin ganz für die ungarische Sache zu entflammen. Ungarn sollte, fand jetzt auch Sisi, im Habsburger Reich eine besondere Stellung bekommen. Sisi begann, Franz Joseph in langen Briefen zu bearbeiten. Und sie verfiel – wenn auch wohl nur ganz platonisch – Gyula Andrássy, dem ungarischen Nationalhelden, der während der Revolutionswirren 1849 noch gegen Franz Josephs Truppen gekämpft hatte und danach in Abwesenheit wegen Hochverrats zum Tode verurteilt worden war.



Das österreichische Kaiserpaar 1898, kurz vor Sisis Tod, in Bad Kissingen

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG PHOTO

Andrássy wurde zu einem wichtigen Vertrauten der Kaiserin, sie zu seinem willigen Werkzeug, um die ungarischen Belange in Wien voranzubringen.

Mit Erfolg. Im Februar 1867 trat die alte ungarische Verfassung wieder in Kraft. Am 8. Juni 1867 wurde Franz Joseph in Budapest unter großem Pomp gekrönt. Aus Österreich war eine Doppelmonarchie geworden, mit zwei Hauptstädten, Budapest und Wien.

Ob die von Sisi angestoßene Entwicklung gut war für das Land, darüber streiten Historiker. Ungarn wurde zwar befriedet, aber andere Teile des Habsburger Reiches fühlten sich zurückgesetzt. Die Böhmen etwa, die 1848 treu an der Seite des Kaisers in Wien gestanden hatten.

Der Ehe mit Franz Joseph tat Sisis Ungarn-Passion in jedem Fall gut. Man

DOKUMENT

Abgesang auf eine Epoche: Der Romancier Joseph Roth porträtierte in seinem Meisterwerk „Radetzkymarsch“ (1932) den alten Franz Joseph.

AUGEN VOLL KÜNSTLICHER GÜTE

Der Kaiser war ein alter Mann. Er war der älteste Kaiser der Welt. Rings um ihn wandelte der Tod, im Kreis, im Kreis und mähte und mähte. Schon war das ganze Feld leer, und nur der Kaiser, wie ein vergessener silberner Halm, stand noch da und wartete. Seine hellen und harten Augen sahen seit vielen Jahren verloren in eine verlorene Ferne. Sein Schädel war kahl, wie eine gewölbte Wüste. Sein Backenbart war weiß, wie ein Flügelpaar aus Schnee. Die Runzeln in seinem Angesicht waren ein verworrenes Gestrüpp, darin hausten die Jahrzehnte. Sein Körper war mager, sein Rücken leicht gebeugt. Er ging zu Hause mit trippelnden kleinen Schritten umher. Sobald er aber die Straße betrat, versuchte er, seine Schenkel hart zu machen, seine Knie elastisch, seine Füße leicht, seinen Rücken gerade. Seine Augen füllte er mit künstlicher Güte, mit der wahren Eigenschaft kaiserlicher Augen: sie schienen jeden anzusehen, der den Kaiser ansah, und sie grüßten jeden, der ihn grüßte. In Wirklichkeit aber schwebten und flogen die Gesichter nur an ihnen vorbei, und sie blickten geradeaus auf jenen zarten, feinen Strich, der die Grenze ist zwischen Leben und Tod, auf den Rand des Horizontes, den die Augen der Greise immer sehen, auch wenn ihn Häuser, Wälder oder Berge verdecken. Die Leute glaubten, Franz Joseph wisse weniger als sie, weil er so viel älter war als sie. Aber er wusste vielleicht mehr als manche. Er sah die Sonne in seinem Reiche untergehen, aber er sagte nichts. Er wusste, dass er vor ihrem Untergang noch sterben werde. Manchmal stellte er sich ahnungslos und freute sich, wenn man ihn umständlich über Dinge aufklärte, die er genau kannte. Denn mit der Schlauheit der Kinder und der Greise liebte er die Menschen irrezuführen. Und er freute sich über die Eitelkeit, mit der sie sich bewiesen, dass sie klüger wären als er. Er verbarg seine Klugheit in der Einfalt: denn es geziemt einem Kaiser nicht, klug zu sein wie seine Ratgeber. Lieber erscheint er einfach als klug. Wenn er auf die Jagd ging, wusste er wohl, dass man ihm das Wild vor die Flinte stellte, und obwohl er noch anderes hätte erlegen können, schoss er dennoch nur jenes, das man ihm vor den Lauf getrieben hatte. Denn es ziemt einem alten Kaiser nicht zu zeigen, dass er eine List durchschaue und besser schießen könne als ein Förster. Wenn man ihm ein Märchen erzählte, tat er, als ob er es glaube. Denn es ziemt einem Kaiser nicht, jemanden auf einer Unwahrheit zu ertappen. Wenn man hinter seinem Rücken lächelte, tat er, als wüsste er nichts davon. Denn es ziemt einem Kaiser nicht zu wissen, dass man über ihn lächelt; und dieses Lächeln ist auch töricht, solange er nichts davon wissen will. Wenn er Fieber hatte, und man rings um ihn zitterte und

kam einander – wenn auch nur vorübergehend – wieder näher.

Im April 1868 wurde Marie Valerie geboren, Sisis jüngste und liebste Tochter. „Das ungarische Kind“ nannten sie das kleine Mädchen in Wien, zur Welt kam es in Budapest, denn Sisi entfloh der Wiener „Kerkerburg“ nun häufiger denn je. 1888 ließ sie sich in einer griechischen Hafentaverne einen Anker auf die Schulter tätowieren, für den Kaiser „eine furchtbare Überraschung“.

Immer mehr verkroch sie sich in ihren Gedichten und spiritistischen Träumereien. Selbst dass ihr einziger Sohn, Kronprinz Rudolf, in größte Seelennöte geriet, bekam sie nicht mit.

Rudolf nahm sich im Januar 1889 das Leben. 51 Jahre alt war Sisi da, eine von Ischiasschmerzen gequälte depressive Frau. In der Öffentlichkeit zeigte sie sich kaum noch, und wenn, dann verbarg sie ihr faltiges Gesicht verschämt hinter Fächern und Schirmen. Franz Joseph, der über die vielen Jahre allein in der Wiener Hofburg ganz einsam geworden war, tröstete sich mit einer 23 Jahre jüngeren Schauspielerin – eine Liaison, die Sisi billigte und sogar tatkräftig unterstützte.

Als der italienische Anarchist Luigi Lucheni der Kaiserin im September 1898 vor dem Hotel Beau Rivage in Genf auflauerte und mit einer Feile ins Herz stach, tötete er eine zutiefst des Lebens überdrüssige Frau.

Zwei Jahrzehnte später endete die österreich-ungarische Monarchie. Sisi hätte ihr wohl keine Träne nachgeweint. Bei Hofe hatte sie ihre Umgebung gelegentlich mit dem Satz schockiert: „Ich hörte, dass die zweckmäßigste Regierungsform die Republik sei.“



Sisi und ihr Mörder Luigi Lucheni
(Illustration aus dem Jahr 1898)

sein Leibarzt vor ihm log, dass er keines habe, sagte der Kaiser: «Dann ist ja alles gut!», obwohl er von seinem Fieber wusste. Denn ein Kaiser straft nicht einen Mediziner Lügen. Außerdem wusste er, dass die Stunde seines Todes noch nicht gekommen war. Er kannte auch die vielen Nächte, in denen ihn das Fieber plagte, ohne dass seine Ärzte etwas davon wussten. Denn er war manchmal krank, und niemand sah es. Und ein anderes Mal war er gesund, und sie nannten ihn krank, und er tat, als ob er krank wäre. Wo man ihn für einen Gütigen hielt, war er gleichgültig. Und wo man sagte, er sei kalt: dort tat ihm das Herz weh. Er hatte lange genug gelebt, um zu wissen, dass es töricht ist, die Wahrheit zu sagen. Er gönnte den Leuten den Irrtum und er glaubte weniger als die Witzbolde, die in seinem weiten Reich Anekdoten über ihn erzählten, an den Bestand seiner Welt. Aber es ziemt einem Kaiser nicht, sich mit Witzbolden und Weltklugen zu messen. Also schwieg der Kaiser.



Joseph Roth 1938 in Paris

Obwohl er sich erholt hatte, der Leibarzt mit seinem Puls, seinen Lungen, seiner Atmung zufrieden war, hatte er seit gestern Schnupfen. Es fiel ihm nicht ein, diesen Schnupfen merken zu lassen. Man konnte ihn hindern, die Herbstmanöver an der östlichen Grenze zu besuchen, und er wollte noch einmal, und einen Tag wenigstens, Manöver sehen (...)

Auf den uferlosen Feldern stellten sie sich auf, die Regimenter aller Waffengattungen, leider in Feldgrau (auch so eine moderne Sache, die dem Kaiser nicht am Herzen lag). Immerhin brannte noch das blutige Rot der Kavalleriehosen über dem dürren Gelb der Stoppelfelder und brach aus dem Grau der Infanteristen durch, wie Feuer aus Wolken. Die matten und schmalen Blitze der Säbel zuckten vor den marschierenden Reihen und Doppelreihen, die roten Kreuze auf weißem Grund leuchteten hinter den Maschinengewehrabteilungen. Wie alte Kriegsgötter auf ihren schweren Wagen rollten die Artilleristen heran, und die schönen braunen und falben Rösser bäumten sich in starker und stolzer Gefügigkeit. Durch den Feldstecher sah Franz Joseph die Bewegungen jedes einzelnen Zuges, ein paar Minuten lang fühlte er Stolz auf seine Armee und ein paar Minuten auch Bedauern über ihren Verlust. Denn er sah sie schon zerschlagen und verstreut, aufgeteilt unter den vielen Völkern seines weiten Reiches. Ihm ging die große goldene Sonne der Habsburger unter, zerschmettert am Urgrund der Welten, zerfiel in mehrere kleine Sonnenkügelchen, die wieder als selbständige Gestirne selbständigen Nationen zu leuchten hatten. Es passt ihnen halt nimmer, von mir regiert zu werden! dachte der Alte. Da kann man nix machen! fügte er im stillen hinzu. Denn er war ein Österreicher ...

büffeln musste, hatte ihr ungarischer Lehrer der künftigen Kaiserin die Habsburger Historie vor allem aus Perspektive der Magyaren nahegebracht. Erzherzogin Sophies massive Ablehnung alles Ungarischen befeuerte dann Sisis Hinwendung zu der in Wien ungeliebten und ständig unruhigen Provinz.

Sie lernte Ungarisch, und Ferenczy gelang es, die Kaiserin ganz für die ungarische Sache zu entflammen. Ungarn sollte, fand jetzt auch Sisi, im Habsburger Reich eine besondere Stellung bekommen. Sisi begann, Franz Joseph in langen Briefen zu bearbeiten. Und sie verfiel – wenn auch wohl nur ganz platonisch – Gyula Andrássy, dem ungarischen Nationalhelden, der während der Revolutionswirren 1849 noch gegen Franz Josephs Truppen gekämpft hatte und danach in Abwesenheit wegen Hochverrats zum Tode verurteilt worden war.



Das österreichische Kaiserpaar 1898, kurz vor Sisis Tod, in Bad Kissingen

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG PHOTO

Andrássy wurde zu einem wichtigen Vertrauten der Kaiserin, sie zu seinem willigen Werkzeug, um die ungarischen Belange in Wien voranzubringen.

Mit Erfolg. Im Februar 1867 trat die alte ungarische Verfassung wieder in Kraft. Am 8. Juni 1867 wurde Franz Joseph in Budapest unter großem Pomp gekrönt. Aus Österreich war eine Doppelmonarchie geworden, mit zwei Hauptstädten, Budapest und Wien.

Ob die von Sisi angestoßene Entwicklung gut war für das Land, darüber streiten Historiker. Ungarn wurde zwar befriedet, aber andere Teile des Habsburger Reiches fühlten sich zurückgesetzt. Die Böhmen etwa, die 1848 treu an der Seite des Kaisers in Wien gestanden hatten.

Der Ehe mit Franz Joseph tat Sisis Ungarn-Passion in jedem Fall gut. Man

DOKUMENT

Abgesang auf eine Epoche: Der Romancier Joseph Roth porträtierte in seinem Meisterwerk „Radetzkymarsch“ (1932) den alten Franz Joseph.

AUGEN VOLL KÜNSTLICHER GÜTE

Der Kaiser war ein alter Mann. Er war der älteste Kaiser der Welt. Rings um ihn wandelte der Tod, im Kreis, im Kreis und mähte und mähte. Schon war das ganze Feld leer, und nur der Kaiser, wie ein vergessener silberner Halm, stand noch da und wartete. Seine hellen und harten Augen sahen seit vielen Jahren verloren in eine verlorene Ferne. Sein Schädel war kahl, wie eine gewölbte Wüste. Sein Backenbart war weiß, wie ein Flügelpaar aus Schnee. Die Runzeln in seinem Angesicht waren ein verworrenes Gestrüpp, darin hausten die Jahrzehnte. Sein Körper war mager, sein Rücken leicht gebeugt. Er ging zu Hause mit trippelnden kleinen Schritten umher. Sobald er aber die Straße betrat, versuchte er, seine Schenkel hart zu machen, seine Knie elastisch, seine Füße leicht, seinen Rücken gerade. Seine Augen füllte er mit künstlicher Güte, mit der wahren Eigenschaft kaiserlicher Augen: sie schienen jeden anzusehen, der den Kaiser ansah, und sie grüßten jeden, der ihn grüßte. In Wirklichkeit aber schwebten und flogen die Gesichter nur an ihnen vorbei, und sie blickten geradeaus auf jenen zarten, feinen Strich, der die Grenze ist zwischen Leben und Tod, auf den Rand des Horizontes, den die Augen der Greise immer sehen, auch wenn ihn Häuser, Wälder oder Berge verdecken. Die Leute glaubten, Franz Joseph wisse weniger als sie, weil er so viel älter war als sie. Aber er wusste vielleicht mehr als manche. Er sah die Sonne in seinem Reiche untergehen, aber er sagte nichts. Er wusste, dass er vor ihrem Untergang noch sterben werde. Manchmal stellte er sich ahnungslos und freute sich, wenn man ihn umständlich über Dinge aufklärte, die er genau kannte. Denn mit der Schlauheit der Kinder und der Greise liebte er die Menschen irrezuführen. Und er freute sich über die Eitelkeit, mit der sie sich bewiesen, dass sie klüger wären als er. Er verbarg seine Klugheit in der Einfalt: denn es geziemt einem Kaiser nicht, klug zu sein wie seine Ratgeber. Lieber erscheint er einfach als klug. Wenn er auf die Jagd ging, wusste er wohl, dass man ihm das Wild vor die Flinte stellte, und obwohl er noch anderes hätte erlegen können, schoss er dennoch nur jenes, das man ihm vor den Lauf getrieben hatte. Denn es ziemt einem alten Kaiser nicht zu zeigen, dass er eine List durchschaue und besser schießen könne als ein Förster. Wenn man ihm ein Märchen erzählte, tat er, als ob er es glaube. Denn es ziemt einem Kaiser nicht, jemanden auf einer Unwahrheit zu ertappen. Wenn man hinter seinem Rücken lächelte, tat er, als wüsste er nichts davon. Denn es ziemt einem Kaiser nicht zu wissen, dass man über ihn lächelt; und dieses Lächeln ist auch töricht, solange er nichts davon wissen will. Wenn er Fieber hatte, und man rings um ihn zitterte und

kam einander – wenn auch nur vorübergehend – wieder näher.

Im April 1868 wurde Marie Valerie geboren, Sisis jüngste und liebste Tochter. „Das ungarische Kind“ nannten sie das kleine Mädchen in Wien, zur Welt kam es in Budapest, denn Sisi entfloh der Wiener „Kerkerburg“ nun häufiger denn je. 1888 ließ sie sich in einer griechischen Hafentaverne einen Anker auf die Schulter tätowieren, für den Kaiser „eine furchtbare Überraschung“.

Immer mehr verkroch sie sich in ihren Gedichten und spiritistischen Träumereien. Selbst dass ihr einziger Sohn, Kronprinz Rudolf, in größte Seelennöte geriet, bekam sie nicht mit.

Rudolf nahm sich im Januar 1889 das Leben. 51 Jahre alt war Sisi da, eine von Ischiasschmerzen gequälte depressive Frau. In der Öffentlichkeit zeigte sie sich kaum noch, und wenn, dann verbarg sie ihr faltiges Gesicht verschämt hinter Fächern und Schirmen. Franz Joseph, der über die vielen Jahre allein in der Wiener Hofburg ganz einsam geworden war, tröstete sich mit einer 23 Jahre jüngeren Schauspielerin – eine Liaison, die Sisi billigte und sogar tatkräftig unterstützte.

Als der italienische Anarchist Luigi Lucheni der Kaiserin im September 1898 vor dem Hotel Beau Rivage in Genf auflauerte und mit einer Feile ins Herz stach, tötete er eine zutiefst des Lebens überdrüssige Frau.

Zwei Jahrzehnte später endete die österreich-ungarische Monarchie. Sisi hätte ihr wohl keine Träne nachgeweint. Bei Hofe hatte sie ihre Umgebung gelegentlich mit dem Satz schockiert: „Ich hörte, dass die zweckmäßigste Regierungsform die Republik sei.“



Sisi und ihr Mörder Luigi Lucheni
(Illustration aus dem Jahr 1898)

ARCHIVES CHARMET / BRIDGEMANART.COM (R.); AKG (U.)

sein Leibarzt vor ihm log, dass er keines habe, sagte der Kaiser: «Dann ist ja alles gut!», obwohl er von seinem Fieber wusste. Denn ein Kaiser straft nicht einen Mediziner Lügen. Außerdem wusste er, dass die Stunde seines Todes noch nicht gekommen war. Er kannte auch die vielen Nächte, in denen ihn das Fieber plagte, ohne dass seine Ärzte etwas davon wussten. Denn er war manchmal krank, und niemand sah es. Und ein anderes Mal war er gesund, und sie nannten ihn krank, und er tat, als ob er krank wäre. Wo man ihn für einen Gütigen hielt, war er gleichgültig. Und wo man sagte, er sei kalt: dort tat ihm das Herz weh. Er hatte lange genug gelebt, um zu wissen, dass es töricht ist, die Wahrheit zu sagen. Er gönnte den Leuten den Irrtum und er glaubte weniger als die Witzbolde, die in seinem weiten Reich Anekdoten über ihn erzählten, an den Bestand seiner Welt. Aber es ziemt einem Kaiser nicht, sich mit Witzbolden und Weltklugen zu messen. Also schwieg der Kaiser.



Joseph Roth 1938 in Paris

Obwohl er sich erholt hatte, der Leibarzt mit seinem Puls, seinen Lungen, seiner Atmung zufrieden war, hatte er seit gestern Schnupfen. Es fiel ihm nicht ein, diesen Schnupfen merken zu lassen. Man konnte ihn hindern, die Herbstmanöver an der östlichen Grenze zu besuchen, und er wollte noch einmal, und einen Tag wenigstens, Manöver sehen (...)

Auf den uferlosen Feldern stellten sie sich auf, die Regimenter aller Waffengattungen, leider in Feldgrau (auch so eine moderne Sache, die dem Kaiser nicht am Herzen lag). Immerhin brannte noch das blutige Rot der Kavalleriehosen über dem dürren Gelb der Stoppelfelder und brach aus dem Grau der Infanteristen durch, wie Feuer aus Wolken. Die matten und schmalen Blitze der Säbel zuckten vor den marschierenden Reihen und Doppelreihen, die roten Kreuze auf weißem Grund leuchteten hinter den Maschinengewehrabteilungen. Wie alte Kriegsgötter auf ihren schweren Wagen rollten die Artilleristen heran, und die schönen braunen und falben Rösser bäumten sich in starker und stolzer Gefügigkeit. Durch den Feldstecher sah Franz Joseph die Bewegungen jedes einzelnen Zuges, ein paar Minuten lang fühlte er Stolz auf seine Armee und ein paar Minuten auch Bedauern über ihren Verlust. Denn er sah sie schon zerschlagen und verstreut, aufgeteilt unter den vielen Völkern seines weiten Reiches. Ihm ging die große goldene Sonne der Habsburger unter, zerschmettert am Urgrund der Welten, zerfiel in mehrere kleine Sonnenkügelchen, die wieder als selbständige Gestirne selbständigen Nationen zu leuchten hatten. Es passt ihnen halt nimmer, von mir regiert zu werden! dachte der Alte. Da kann man nix machen! fügte er im stillen hinzu. Denn er war ein Österreicher ...

Kaiser Franz Joseph musste sich mit manch schrulligem Erzherzog herumschlagen, der das gesellschaftliche Korsett sprengte – beispielsweise mit „Luziwuzi", „Poldi" und dem „schönen Otto".

Baden ohne Hose

Von TOBIAS BECKER

So etwas hatte Charlottenburgs Kabarett-Szene noch nicht erlebt: „Die Sensation" hieß es da 1922 in fetten Buchstaben, der Schaukasten annoncierte „Seine Hoheit", und das Programmheft breitete genüsslich Einzelheiten aus: Der neue Star sei „Kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Österreich, Königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen, Großherzog von Toskana und Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies".

Peinlicherweise stimmte das – und noch schlimmer: Der Prinz gehorchte nicht seiner Neigung, sondern der Not. Erzherzog Leopold Ferdinand Salvator hatte kaum Text, aber er brauchte das Geld.

Die Zuschauer zahlten fürstliche Preise, 75 Mark für eine Karte und 106 Mark für eine Flasche Wein. Das Stück jedoch war alles andere als standesgemäß: Drei knapp bekleidete Damen räkelten sich auf einer plüschigen Sitzgruppe im Empfangszimmer eines Halbwelt-Etablissements; an einem Sekretär saß die alte Chefin des Hauses, genannt „die Gräfin". Der Erzherzog spielte einen Erzherzog, gekleidet in eine weiße Tropenuniform, der ebenjene „Gräfin" sucht: seine Jugendfreundin.

Die Geschichte war erfunden, aber sie hatte wohl einen wahren Kern: Leopold gilt als eines jener schwarzen Schafe, die das Imperium unter Kaiser Franz Joseph bis heute zur sprudelnden Klatsch-und-Tratsch-Quelle machen. Einschlägige Breviere tragen Titel wie „Habsburgs schräge Erzherzöge" (geschrieben von Hanne Egghardt).

Geboren 1868 als ältester Sohn von Ferdinand IV., der als Großherzog von Toskana nie an die Macht kam, hatte Leopold auf politische Verantwortung weder Lust noch Aussicht. Erst schwängerte der junge Prinz die Tochter eines Zuckerbäckers, dann verliebte er sich in Wilhelmine Adamovic, eine Prostituierte mit tizianrotem Haar und dunklen Augen, die ihn „Poldi" nannte oder auch „Bubi" – wie ihren Kanarienvogel.



Leopold 1933 mit dritter Ehefrau, um 1900 in Uniform

Der Kaiser versuchte alles, um ihn zu disziplinieren, versetzte ihn in eine weit entfernte Garnisonsstadt, schickte ihn gar in eine Nervenheilanstalt – vergebens. Leopold hielt an seiner Liebe fest und heiratete Wilhelmine, trotz harter Bedingungen: Er musste auf die Erbfolge verzichten und formal den Rang des Erzherzogs ablegen; genau genommen hieß er nun Leopold Wölfling.

Die Ehe hielt zwar nur bis 1907, aber Leopold blieb sich treu: Als Nächste heiratete er die Prostituierte Maria Magdalena Ritter, die er zuvor von ihrem Zuhälter freigekauft haben soll. Nach der Trennung von ihr be-

mühte er sich 1912 bei der Polizei darum, die Prostituierte Maria Schweikhardt aus der Aufsicht zu entlassen; er wolle für sie sorgen.

Noch konnte er sich das leisten, dank einer Erbschaft und Zahlungen seines Vaters, doch nach dem Ersten Weltkrieg fiel die Apanage weg. Leopold musste sich mit Gelegenheitsjobs durchschlagen – und landete schließlich 1922, im Alter von 53 Jahren, auf der Bühne. Der Name des Kabaretts hätte nach diesem Absturz unpassender nicht sein können: „Rakete“. Und dennoch: Leopold Wölfling, einst Offizier und Erzherzog von Österreich, hatte seinen Schlag bei den Frauen noch nicht verloren. 1933 heiratete er in Berlin ein drittes Mal, die 24 Jahre jüngere Klara Hedwig Pawlowski.

Solch einen Adligen auf Brautschau, einen notorischen Schwerenöter, könnten sich heute die Macher der Sat.1-Schmalz-Doku „Gräfin gesucht“ quotenträchtiger nicht wünschen. Und er wäre nicht der einzige Bilderbuchkandidat: Erzherzog Otto Franz Joseph beispielsweise, Bruder des Thronfolgers Franz Ferdinand, galt als feschester Habsburger aller Zeiten. Der „schöne Otto“ soll einst sturzbetrunken durchs Hotel Sacher spaziert sein, bekleidet nur mit einem Säbelumhang. Verheiratet mit Maria Josepha von Sachsen, verliebte er sich in eine Tänzerin der Wiener Hofoper und dann in eine Schauspielerin; mit jeder Dame bekam er mehrere Kinder.

Erzherzog Ludwig Viktor, der jüngste Bruder des Kaisers, setzte noch eins drauf: „Luziwuzi“ soll sich im „Centralbad“, der heutigen Schwulensauna „Kaiserbründl“ in der Wiener Weihburggasse, 1868 einem Offizier so anzüglich genähert haben, dass dieser ihn ohrfeigte. In Salzburg bewohnte er später ein Palais mit Swimmingpool, das bis ins Detail blau-weiß eingerichtet war, von den Teppichen und Tapeten über das Porzellan und die Billardkugeln bis zum Zigarrenlöscher und der Nagelfeile.

Einer Anekdote zufolge lud er häufig Offiziere zum Baden ein, legte ihnen in den Umkleiden aber bewusst keine Schwimmhosen bereit. Der Kaiser soll das mit einem Scherz kommentiert haben: „Man müsst ihm als Adjutanten eine Ballerina geben, dann könnt nix passieren.“ Wenn er sich da mal nicht irrte: Die Tänzerin Claudia Couqui jedenfalls dankte „Luziwuzi“ per Billett für eine gemeinsame Nacht.

Wie aber kam es zu all diesen Sonderlingen, die Habsburg zur Gerüchteküche machten und die heute ein Schmankerl für Paparazzi wären?

Nun, Liebesheiraten waren nicht vorgesehen, das förderte die Neigung zum Seitensprung. Zudem bedeutete erzherzogliche Erziehung oft harte Zucht – kein Wunder, dass so etwas zu Neurosen und Aufmüpfigkeiten führte.

Vor allem aber waren einige der hochgebildeten Erzherzöge unterfordert. Sie bezogen zwar fürstliche Apanagen, hatten aber kaum eigene politische Aufgaben und sollten sich dem starrsinnigen Kaiser beugen, der ein dem Untergang geweihtes Reich regierte. So sprengte mancher Außenseiter das habsburgische Korsett, in das er hineingeboren worden war – koste es, was es wolle.

Erzherzogin Luise etwa, Tochter des Großherzogs von Toskana, Ferdinand IV., eiferte ihrem Bruder Leopold nach. Sie verlor den Namen Habsburg, weil sie nach einer Liebelei mit dem Sprachlehrer ihrer Kinder, André Giron, die Ehe mit Prinz Friedrich August von Sachsen beendete. Rastlos reiste sie in der Welt umher, heiratete 1907 den 12 Jahre jüngeren Musiker Enrico Toselli, ließ sich aber auch von ihm wieder scheiden.

Erzherzogin Elisabeth Marie, das einzige Kind von Kronprinz Rudolf und Stephanie von Belgien, soll sich während der Ehe mit Prinz Otto Windischgraetz an junge Marineoffiziere herangemacht haben; noch während des Scheidungsverfahrens verliebte sie sich in den sozialdemokratischen Lehrer Leopold Petznek. Die „rote Erzherzogin“ trat in die Partei ein, gab sich beim Aufmarsch zum 1. Mai aber erst gar nicht die Mühe, proletarisch zu wirken, und fuhr im Luxuswagen vor.

Der größte Aussteiger von allen aber war Erzherzog Ludwig Salvator, der sich auf Mallorca niederließ, mit der Dampfyacht „Nixe“ über das Mittelmeer schipperte und etliche geografische und kulturhistorische Bücher schrieb. Der gelehrte Naturfreund schwamm nackt, schlief unter freiem Himmel und trug abgewetzte Klamotten, trotz der jährlichen 100 000 Kronen Apanage.

Als ihn einmal ein Grundbesitzer zu einer Feier bat, so jedenfalls will es eine der vielen Anekdoten über ihn, kam der Renommiergast auf ausdrücklichen Wunsch im eleganten Anzug. Kaum aber waren die ersten Teller aufgetragen, schüttete er sich die Suppe in die Taschen, stand auf und verabschiedete sich: „Sie haben nicht mich, sondern meinen Anzug eingeladen – und der ist satt.“


Erzherzog Otto Franz Joseph


Erzherzog Ludwig Viktor, genannt „Luziwuzi“


Erzherzogin Luise, Skandalnudel des Hochadels


Elisabeth Marie, die „rote Erzherzogin“

VON LINKS: ULLSTEIN BILD (2); ATELIER CARL PIE / ULLSTEIN BILD ; SUEDD. VERLAG; SAMMLUNG RAUCH / INTERFOTO (2)



Demel-Pralinenbox von 1908

Vom Maßschuh über den Kristall-Lüster bis zu Sisis kandierten Veilchen: In Wiens qualitätsstolzen Hoflieferanten lebt das Kaiserreich fort.

„Haben gewählt?“

Von JOACHIM KRONSBEIN

Der dunkle Raum wirkt wie ein Museum. Eine historische Sitzgarnitur der legendären Bugholz-Möbelfirma Thonet steht in einer Ecke. Die holzgetäfelten Wände haben die Patina von Generationen, eine Ecke ziert ein eiserner Kanonenofen.

In einem raumhohen Vitrinenschrank liegen die Holzleisten, die nach den Füßen berühmter Kunden des Hauses gefertigt wurden: König Georg von Griechenland, König Milan von Serbien und – aus dem 20. Jahrhundert – Fürst Franz Joseph von Liechtenstein. Die Firma Rudolf Scheer & Söhne macht Schuhe. Maßschuhe, das versteht sich bei diesem Ambiente. Sie macht sie auch nicht, sie fertigt sie an, weitgehend in Handarbeit. Aus zum Teil jahrzehntealtem Leder mit Maschinen und Werkzeugen, die hundert Jahre alt sind, und für einen Preis, der fünf- bis sechsmal so hoch ist wie der für ein Paar hochwertiger Konfektionsschuhe renommierter Firmen.

Wer als Neuling lange genug im Erdgeschoss auf Bedienung gewartet hat, entdeckt nach einer Weile vielleicht das alte Schild an der knarzenden Treppe: „Bitte sich in den 1. Stock zu bemühen“. Denn maßgenommen und beraten wird oben. Der untere Raum ist der „Entschleuniger“ des Hauses, die Schleuse zwischen Alltagshektik und Besinnung auf Maß, Qualität und luxuriöse Langlebigkeit.

„Wir verkaufen keine Schuhe“, sagt Markus Scheer, 36, Firmeninhaber in siebter Generation, „wir verkaufen ein Lebensgefühl.“

Zu dem Gefühl, das die Firma liefert, gehört auch ihre Vergangenheit. Seit 1878 ist Rudolf Scheer & Söhne „k. u. k. Hofschuhmacher“. Das Haus lieferte die Treter für Kaiser Franz Joseph, für Erzherzöge und für allerlei Aristokratie aus dem riesigen Habsburgerreich. Stolz prangt noch heute unverändert über den Schaufenstern in der Bräunerstraße 4 der Doppeladler und der damals verliehene Hof-Titel.

Die Monarchie ist dahin, aber das Renommee ist geblieben. 1918 gab es in Wien 506 registrierte königliche und kaiserliche Hoflieferanten. Heute existieren noch an die 100. Und fast alle werben mit dem alten Privileg.

Für Markus Scheer, der seine Kunden in einem weißen Kittel wie ein altmodischer Psychiater empfängt, ist der Titel „Teil der Identität, aber kein Argument“.

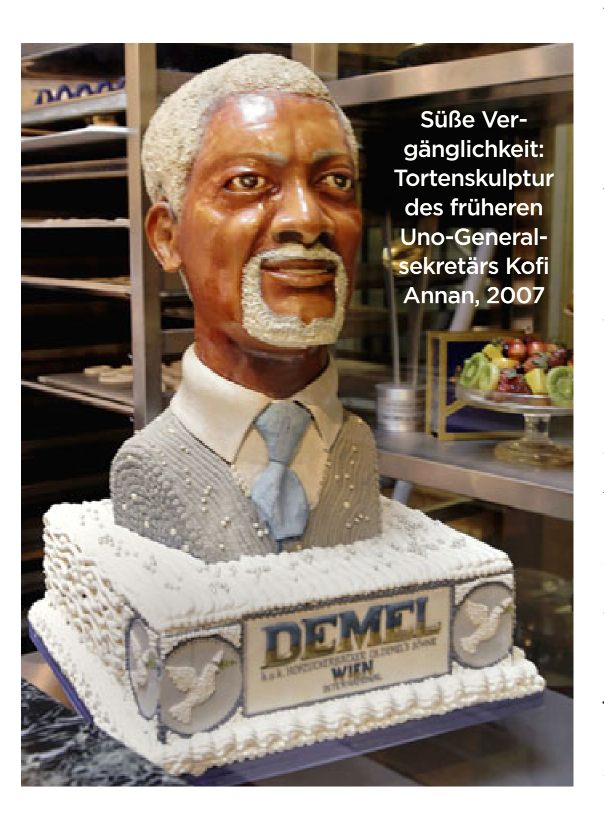
Für viele Kunden schon. Die Firmen mit dem „k. u. k. Hoflieferanten“ über der Tür oder auf dem Briefpapier, für das sie dem Hof damals eine saftige Gebühr zahlen mussten, erfreuen sich bei der Kundschaft immer noch höchster Wertschätzung.

Das kann bis zur Unbequemlichkeit gehen. Beim k. u. k. Hofzuckerbäcker Ch. Demel's Söhne am Kohlmarkt, in Rufweite zur Hofburg, herrscht den ganzen Tag über ungebremster Andrang. In den historischen Räumen werden die berühmte Annatorte, sahnige Schnitten, süße Cremes, pikante Salate und Mehlspeisen-Kreationen aller Art in einem Tempo verkauft, wie man es sonst nur von Schnäppchenjagden auf Wühltischen kennt. Demel steht als Lieferant von Kaiserin Elisabeths Lieblingskonfekt, den kandierten Veilchen, in jedem Wien-Reiseführer, der zwischen San Francisco, Tokio und Moskau erscheint.

Entsprechend ist der Andrang. Die Wiener meiden inzwischen die Lokalität – trotz der nach wie vor außergewöhnlichen Qualität der Produkte. Und doch bleibt das ausnahmslos weibliche Personal, in Fachkreisen „Demelinerinnen“ genannt, feudalen Usancen treu.

Die altertümliche Ansprache der bestellwilligen Kundschaft mit „Haben gewählt?“ quittierte neulich eine resolute deutsche Touristin mit den Worten: „Ja, habe ich. Aber Sie können trotzdem vernünftiges Deutsch mit mir reden.“ Solch bedauerlichen Mangel an historischem Einfühlungsvermögen muss das Management inzwischen einkalkulieren. In den gesalzenen Preisen fürs Süße scheint jeder mögliche Fauxpas schon enthalten zu sein.

Die überlebenden Hoflieferanten sind alle mehr oder weniger im



Süße Vergänglichkeit: Tortenskulptur des früheren Uno-Generalsekretärs Kofi Annan, 2007

AUSTRIAN ARCHIVES/CORBIS (O.); STAR-MEDIA (U.); REINER RIEDLER (R.)


Nobler leuchtet es nirgends als bei J. & L. Lobmeyr in der Kärntnerstraße in Wien.

Luxussegment tätig. Zu Kaisers Zeiten reichte das Spektrum weiter. Da gab es noch k. u. k. Kerzen-, Ofen- oder Strohlieferanten, es gab Tapezierer, Matratzenmacher, Vergolder oder Perlensticker, die sich alle mit dem kaiserlichen Gütesiegel schmücken durften.

Entstanden ist dieser spezielle Zweig der Produzenten und Händler im Mittelalter. Als die Könige und Kaiser noch keine festen Residenzen hatten und mit großem Tross durch ihre Reiche zogen, gewährten sie sogenannten Hofbefreiten Privilegien, etwa die Befreiung von bürgerlichen Abgaben und Steuern. Dafür mussten sich die Händler und Handwerker verpflichten, den Hof zu günstigen Preisen zu beliefern.

Als sich die Habsburger in Wien niederließen und außerdem nur noch in Prag und Budapest Hof hielten, etablierten sich dort die Hoflieferanten. Den Titel konnten nur Einzelpersonen nach strenger Prüfung und nachgewiesener stetiger Geschäftsbeziehung zum Hof bekommen. Bei Partnern in einer Firma musste jeder getrennt beim Obersthofmeister des Monarchen um das Privileg nachsuchen.

Auch andere Mitglieder der Casa de Austria durften Gewerbetreibende in dieser Art auszeichnen. Der verliehene Titel bedeutete aber nicht, dass das Haus Habsburg sich verpflichtet sah, die entsprechenden Artikel oder Dienstleistungen ausschließlich vom Hoflieferanten zu beziehen. Auch bei Kaisers hieß es schon: Geiz ist geil.

Also blieb den Firmen, wollten sie sich nicht in einem ruinösen Preiskampf zermürben, nur die Methode, mit höchster Qualität zu überzeugen.

Für die Firma J. & L. Lobmeyr in der Kärntnerstraße, der „k. k. Hof-Glasniederlage“ seit 1860, einem Etablissement mit beeindruckendem historischem Ladenlokal, konnte sich die internationale Wertschätzung bis heute erhalten. Spezialiert auf nobles Glas (bleifrei und deshalb ungewöhnlich flexibel), ist Lobmeyr bis heute für seine Tischgläser, aber auch Kronleuchter, wienerisch Luster genannt, berühmt.

Gerade hat das Haus einen erdbebensicheren Beleuchtungskörper von 20 Meter Länge für ein Konzerthaus in Athen ausgeliefert. Auch der große „Kremlluster mit 12 Meter Durchmesser“ stammt, wie Mitinhaber Leonid Rath erzählt, aus Wien. Aber man habe lange nichts mehr aus Moskau gehört. Keine Bitte um Reinigung, Wartung oder gar Ersatz von kaputten Kristallteilen.

Dafür ist die Firma selbstverständlich in der Lage, Trinkgefäße zu liefern, wie sie noch heute in der Silber- und Tafelkammer der Hofburg aus Habsburgerbesitz ausgestellt sind. Noblesse oblige, auch Hoflieferanten.

Einer der vornehmsten residiert am Neuen Markt, ganz in der Nähe der Kapuzinergruft, wo einige der einstigen Auftraggeber in Bleisärgen auf das Ende der Zeit warten.

Auch bei Kaisers war Geiz schon geil.



Bei Demel bleibt Wien eben Wien

Das bevorzugte Material bei A. E. Köchert ist allerdings 750er Gold. Köchert, seit Anfang des 19. Jahrhunderts in Diensten der Habsburger, darf sich sogar „k. u. k. Hof- und Kammerjuwelier u. Goldschmied“ nennen.

Wer die Kammer im Titel hat, ist etwas Besonderes. Ein solcher Handwerker belieferte direkt die Monarchen und nicht nur deren Hof, er hatte Zutritt zur Apostolischen Majestät höchstselbst.

Und Köchert hatte ständigen Kontakt mit der imperialen Sphäre. Die Firma lieferte etwa die meisten der 27 funkelnden Diamantsterne, die Kaiserin Sisi auf dem berühmten Gemälde von Franz Xaver Winterhalter trägt. Und wie Demel noch immer die kandierten Veilchen der unglücklichen Kaiserin feilbietet, so hat auch Köchert eine Batterie von Sisi-Sternen im Angebot. Der teuerste kostet zurzeit 13 800 Euro und bringt es auf 3,10 Karat, eine deutlich abgespeckte Version als Saphir-Anhänger ist für 250 Euro zu haben.

Nach dem Tod seiner Frau intensivierte Kaiser Franz Joseph seine (wohl platonische) Beziehung zur Hofschauspielerin Katharina Schratt. Auch sie war Köchert-Kundin. Wollte der Monarch ihr eine glänzende Freude machen, suchte sich „die gnädige Frau“ bei Köchert eine Pretiose aus, und der Hofjuwelier begab sich zum Kaiser. Auf einem Tablett präsentierte er eine Auswahl. Rechts unten lag das präferierte Stück. Franz Joseph kannte den Code, deutete auf den Schratt-Schmuck und hatte nach außen seine Souveränität bewahrt. Alte Wiener Schule.

Solche Delikatesse ist heute ausgestorben. Reiche Männer kaufen im Vorübergehen für die Gemahlin ein. Es kann dann auch eine Schnur großer schimmernder Perlen für rund 40 000 Euro sein. Nur schnell muss es gehen.

Bei Köchert ist Kundenpflege oberstes Gebot. Auch nach dem Tod. So wird Schmuck gezeigt, den die Juweliere aus Habsburger Nachlass für ihr Firmenmuseum zurückgekauft haben. Schließlich war das Haus bis zum Zusammenbruch der Monarchie auch für den Zustand der Kronjuwelen zuständig.

Der Titel des Hoflieferanten, gibt Mitinhaber Christoph Köchert zu, ist „für uns wichtig. Er steht für lange Tradition, Vertrauen und Seriosität“.

Das hatte sich wohl auch Londons berühmtestes Kaufhaus Harrods gedacht. Es erfreute sich des Gütesiegels gleich mehrerer britischer Royals, von der Queen abwärts.

Doch nach dem Unfalltod von Prinzessin Diana ließ sich der Besitzer, Mohamed Al-Fayed, zu laut und zu oft mit Verschwörungstheorien hören, die Prinzessin und sein Sohn Dodi seien auf Befehl der königlichen Familie ermordet worden. Da war sein Kaufhaus ziemlich schnell die begehrten Auszeichnungen wieder los.

In Wien gibt es solche Sorgen nicht: 1919 schloss sich der Vorhang der Geschichte über dem Thron der Habsburger. Österreichs Hoflieferanten können nur noch ganz bürgerlich pleitegehen.

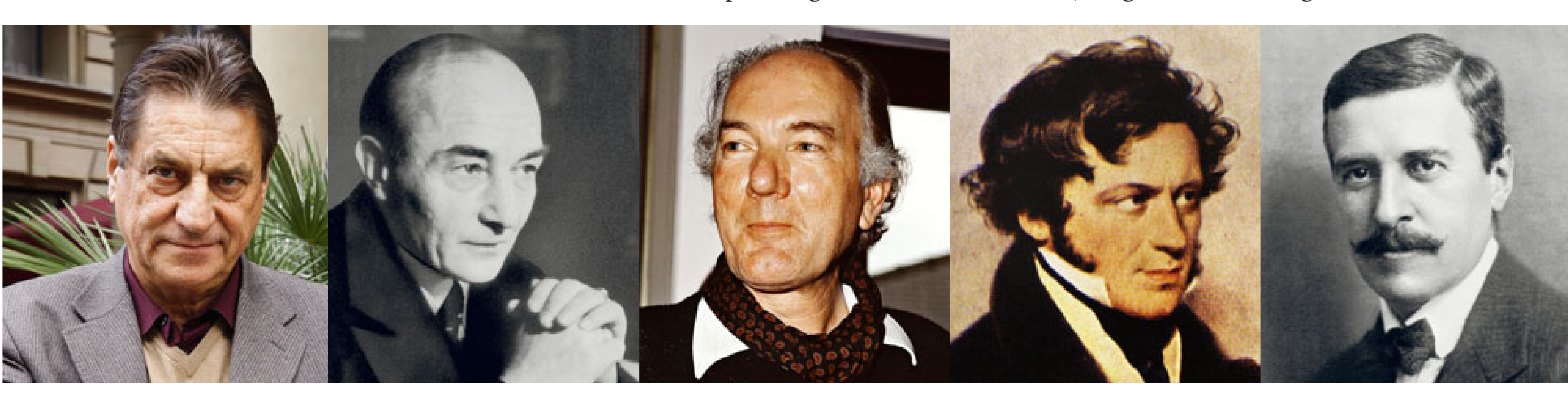
BERTHOLD STEINHILBER / LAIF

Von milder Nostalgie bis zur Psychose: Die habsburgische Vergangenheit beherrscht weiterhin das literarische Bewusstsein Österreichs.

Das Erbe der Hofzwerge

Von SIGRID LÖFFLER

Zwei Großkatastrophen haben Österreich im 20. Jahrhundert getroffen und geprägt: der Untergang der Habsburgermonarchie 1918, der den Vielvölkerstaat zur Rumpfrepublik Rest-Österreich zusammenschnurren ließ; und der Verlust der Eigenstaatlichkeit durch den „Anschluss“ an Hitler-Deutschland 1938.



Habsburg-Diagnostiker: Claudio Magris, Robert Musil, Thomas Bernhard, Franz Grillparzer, Hugo von Hofmannsthal

VON LINKS: INTRO; IMAGNO; INTERFOTO; CULTURE-IMAGES / LM&A; BRIDGEMANART.COM

Offenbar hat Österreich den Zusammenbruch der k. u. k. Doppelmonarchie, den Sturz vom Weltreich zum Kleinstaat, auch nach 90 Jahren nicht verwunden. Immer noch muss die politische Unwichtigkeit durch Machtphantasien über Weltgeltung ausgeglichen werden – Kulturimperialismus als Trost für realen Bedeutungsmangel.

Sich über solchen Größenwahn lustig zu machen war die längste Zeit der Lieblingssport österreichischer Schriftsteller, von Robert Musil (1880 bis 1942) bis Thomas Bernhard (1931 bis 1989). „Morbus Viennensis“ nannte Musil diesen pathologischen Umsprung von Ohnmachtsgefühlen in Allmachtsträume – eine kulturpolitische Geisteskrankheit.

Gleichwohl konnten die Autoren des Landes einfach nicht ablassen von dem, was Musil „Kakanien“ und Thomas Bernhard den habsburgisch-nostalgischen „Herkunftskomplex“ genannt hat. Das untergegangene Alt-Österreich west fort und geistert durch die Literatur der Alpenrepublik – bis in unsere Tage.

Keiner hat dieses Phänomen in seiner ganzen Zwiespältigkeit zwischen Sehnsucht, Ablehnung und Spott früher, genauer und scharfsichtiger erkannt als der Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels 2009, Claudio Magris. Mit 24 Jahren veröffentlichte der Triestiner Jung-Germanist 1963 seine auf Italienisch geschriebene Doktorarbeit, die ihre Generalthese bereits im Titel trug: „Il mito absburgico nella letteratura austriaca moderna“ (deutsch 1966: „Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur“).

Magris’ Buch ist bis heute die wichtigste, einflussreichste Theorie, die je zur österreichischen Literatur entwickelt wurde: ein Epochenbuch über eine sonderbare Epochenverschleppung, das frisch geblieben ist wie wenige: Die seither erschienene österreichische Belletristik bestätigt ungewollt, wie triftig die damals revolutionären Ansichten des Literatursoziologen immer noch sind.

Anstatt, wie bei deutschen Germanisten üblich, die Werke der Österreicher nur als alpenländisch-exotisches Anhängsel der deutschen Literatur wahrzunehmen, billigt ihnen Magris ein Eigenrecht zu.

Von Grillparzer bis Hofmannsthal, von Stefan Zweig bis Franz Werfel und Joseph Roth zeigt Magris, wie die Ideologie eines besonderen österreichischen Imperialismus in der Literatur vermittelt, festgeschrieben und gefeiert wurde. Es ist ein bescheidener, resignativer Imperialismus, made in Habsburg. Er beschränkte sich auf drei Grundfesten: auf den Zusammenhalt des Vielvölkerstaates, auf das Bürokratentum und auf den sinnlichen Hedonismus der Austriaken.

Nach seinem Untergang wurde das habsburgische Österreich in langer Nachtrauer verklärt und mythisiert, ja, ins Märchenhafte, Skurril-Versponnene entrückt – man denke nur an die Untergangshumoresken des Südtirolers Fritz von Herzmanovsky-Orlando (1877 bis 1954), der sein „Tarockanien“ mit Kuchlmadln, k. u. k. Hoftrommeldepotverwaltern und pensionierten kaiserlichen Hofzwergen bevölkert und auch gleich selbst schnörkelig bebildert hat.

Die Lebensschwächen der Donaumonarchie wurden so idealisiert; besonders gern spielte man sie gegen den

mächtigen preußischen Nachbarn im Norden aus, quasi als literarische Rache für die verlorene Schlacht von Königgrätz 1866. Im Rückblick erschien so manchem Autor die morsche, verdämmernde Monarchie als Goldenes Zeitalter, als eine glückliche, harmonische, in stabilen Werten verankerte „Welt von Gestern", wie Stefan Zweig seine wehmütigen „Erinnerungen eines Europäers" (posthum erschienen 1944) betitelte. Geschrieben hat Zweig seine Rückschau auf ein vermeintlich heiles Alt-Österreich mitten im Zweiten Weltkrieg, wenige Monate, ehe er sich im brasilianischen Exil das Leben nahm.

Niemand hat das versunkene Habsburgerreich mit zärtlicherer Sympathie wie eine rückwärtsgewandte Utopie mythisiert als Joseph Roth (1894 bis 1939), der große Erzähler, Trinker und Monarchist aus dem Kronland Galizien. Seine Romane „Radetzkymarsch" (1932) und „Die Kapuzinergruft" (1938) halten eine delikate Balance zwischen tragischer Ironie und Sentimentalität, sie schweben zwischen Zerrbild und Musterbild. Magris hat mit seiner doppelgesichtigen Epochen-Mythologie ganz Ähnliches bewerkstelligt: Auch sein Werk ist gleichzeitig ein Beitrag zur Entlarvung wie auch zur Konservierung der habsburgischen Österreich-Ideologie.

Bei Roth vollzieht sich das Schicksal des Beamten- und Offiziers-Clans derer von Trotta übrigens parallel zum Untergang der Monarchie: Bezirkshauptmann Franz von Trotta, ein treuer Staatsdiener, der seinem Kaiser bis hin zur Backenbartmode untertänigst nacheifert, stirbt nicht zufällig am Tag der Beisetzung Franz Josephs im Jahr 1916.

Apropos Erster Weltkrieg. Die kurioseste Huldigung, die der verblichenen habsburgischen Adelswelt literarisch zuteil wurde, stammt von Hugo von Hofmannsthal. Dessen Lustspiel „Der Schwierige", im Jahr 1921 vollendet, gilt als die kostbarste Plauderkomödie der österreichischen Literatur, als sakrosanktes Kernstück veredelten Wienertums. Jede Neuinszenierung wird hier zur Prüfung in höherer Österreicherei.

Ein sonderbar verspätetes Adelsmilieu ist der eigentliche Held dieser Gesellschaftskomödie, in der vor allem übers Parlando parliert und über die Kunst des Plauderns geplaudert wird – und das in einem künstlichen Konversationston, den der Dichter mehr erfunden als realen Salongesprächen abgelauscht hat. Bis in die siebziger Jahre hinein, bis zu Ingeborg Bachmanns Roman „Malina", hallen Echos dieser pseudo-habsburgischen Gesprächskunst.

Das Lustspiel zelebriert seine eigene anachronistische Verspätung, indem es seine Unzeitgemäßheit elegant ausstellt und sich in einer geisterhaften Epochen-Verrückung aufs Erlesenste einrichtet. In Hofmannsthals Komödie ist nämlich der Erste Weltkrieg bereits 1917 vorbei, hat aber am Lebensstil der Wiener Aristokratie nicht das Geringste geändert. Der Untergang des Kaiser-Franz-Joseph-Landes ist aus diesem Stück einfach getilgt: Kakanien dauert fort.

„Der Schwierige" hat einerseits ein köstliches Nichts an Handlung vorzuweisen: Der Graf Hans Karl Bühl, ein zweiter, gealterter Rosenkavalier, betätigt sich als Brautwerber für seinen Neffen und steht am Ende selbst als Bräutigam da. Andererseits übt auch diese deliziös artige wienerische Adelsgesellschaft in aller Diskretion, Noblesse und heiteren Grandezza nichts anderes als eine subtile Vergeltung für Königgrätz.

Die Revanche trifft den Baron Neuhoff, einen aus dem Deutschen Reich zugereisten Möchtegern-Eroberer der Wiener Salons, namentlich der allseits hofierten Komtesse Altenwyl. Der Baron erfährt in Wien eine elegante Abfuhr nach der andern. Man hält ihn für „einen odiosen Kerl" und lässt ihn überall höflich abblitzen – nur weil er die Nuance nicht beherrscht, den Ton verfehlt, die richtige „Tenue" nicht zu wahren versteht. Der Standesdünkel der Wiener stilisiert sich als formvollendete Missachtung: Einen Neuhoff zu blamieren erscheint im Schatten der Hofburg fast schon als patriotische Pflicht.

Im „Schwierigen" gelang Hofmannsthal die Beschwörung, Verklärung und Aufhebung der alten Wiener Gesellschaft gerade zu dem Moment, da sie „sich leise und geisterhaft ins Nichts auflöst wie ein übriggebliebenes Nebelwölkchen am Morgen", wie der Dichter 1919 an den Dramatikerkollegen Arthur Schnitzler schrieb. Schnitzler hat ja seinerseits die versunkene Habsburger Welt seiner Leutnants und süßen Madln aus dem Fin-de-Siècle in sein Alterswerk der zwanziger Jahre eingeschleppt.



Franz Werfel, Stefan Zweig, Joseph Roth, Ingeborg Bachmann, Arthur Schnitzler

V. L.: UPI/CORBIS/PICTURE PRESS; AUSTRIAN ARCHIVES/INTERFOTO; GETTY IMAGES; VOTAVA/DPA

Wo derart hingebungsvolle Habsburg-Mythomanen und verspätete Legitimisten am Werk sind, dürfen auch radikale Entmythisierer nicht fehlen. Auch als Weltkatastrophe lebt die Donaumonarchie in der österreichischen Literatur weiter. In Karl Kraus, dem Wiener Satiriker, Kritiker und Sprach-Großinquisitor, erblickt Claudio Magris den „grausamen Mythos-Zerstörer der habsburgischen Welt und wütend verliebten Vernichter ihrer Werte".

Allerdings: In seinem monströsen Weltuntergangskabarett „Die letzten Tage der Menschheit" stülpt Karl Kraus das vertraute Bild des Habsburgerreiches ins Infernalische um. Der Erste Weltkrieg erweist sich als apokalyptisches Völkergemetzel, angerichtet von bestialischen Militärs, idiotischen Beamten, zwei blödsinnigen Kaisern, ei-

ner vertrottelten Adelskaste, einer bornierten Kirche und einem gierigen Bürgertum im Verein mit einer gewaltgeilen Journaille von Kriegshetzern und Hyänen des Schlachtfelds.

Doch so gründlich Karl Kraus den habsburgischen Mythos zertrümmerte, er hat trotzdem weiterexistiert. Etwa im ironisch-paradoxen Rückblick Robert Musils: „Kakanien war, ohne dass die Welt es schon wusste, der fortgeschrittenste Staat; es war der Staat, der sich selbst irgendwie nur noch mitmachte."

Über der unlösbaren Aufgabe, die Gedankenwelt Österreich-Ungarns von 1913 Jahrzehnte nach deren Zerfall in ihrer zersplitterten Totalität darzustellen, ist Musil gestorben. In seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften" mühte er sich bis an sein Lebensende im Jahr 1942, mitten während des Zweiten Weltkriegs, am Beispiel Kakaniens vor dem Ersten Weltkrieg die Krise der Moderne in all ihren Widersprüchen zu gestalten. Das konnte nicht gelingen; die Zeit überholte sein Projekt und lief ihm davon. Der Roman blieb unabgeschlossen, unabschließbar.

Heimito von Doderer hatte da mehr Glück. Auch ihn hat die Habsburg-Thematik lebenslang nie losgelassen. Seine kunstvoll konstruierten, figurenreichen Großromane „Die Strudlhofstiege", „Die Dämonen" oder das späte Buch „Die Wasserfälle von Slunj" sind geradezu imprägniert von österreichisch-ungarischen Substanzen, auch wenn sie größtenteils im Nachkriegs-Wien der krisengeschüttelten zwanziger Jahre spielen. Doch anders als Musil vermochte Doderer seine Romane zu vollenden.

Und wie ergeht es dem habsburgischen Mythos in der Zweiten Republik? Interessiert er überhaupt noch? Jetzt erst recht. Nach 1945 war das sogenannte österreichische Erbe wieder hoch im Schwange, als nachträgliche Immunisierungsstrategie gegen den Nationalsozialismus. Mit der Berufung auf ihre barock-katholischen Traditionen und mit der Besinnung auf höhere Habsburgerei gedachten sich die Österreicher im Nachhinein von der eigenen Verstrickung in den Nationalsozialismus freizusprechen. Sie suhlten sich in einer sentimentalen Mischung aus Biedermeier und Kaiserwetter, aus Maria Theresia, Sisi und Mayerling.

Doch der habsburgische Mythos eignet sich nicht bloß zur gemütlichen, denkfaulen Trivialisierung. Im Gefolge von Gerhard Fritschs Roman „Moos auf den Steinen" (1956) taucht in der österreichischen Gegenwartsliteratur häufig der Topos vom Barockschloss auf. Jemand erbt ein brüchiges, viel zu großes und nicht mehr recht bewohnbares barockes Schloss und grübelt nun, wie mit dieser Erblast umzugehen wäre. Dass in der Schloss-Allegorie überlebensgroß das untergegangene habsburgische Österreich aufragt, ist nicht schwer zu entziffern. Thomas Bernhards „Auslöschung. Ein Zerfall" (1986) ist vielleicht der wichtigste Schlossroman dieser Art.

Franz-Josef Murau, Hauptfigur von Bernhards Roman, hadert mit Schloss Wolfsegg, seinem Familienerbe. Der Bau erweist sich als Vergangenheitskerker. Auf Wolfsegg wurde stets mit den Wölfen geheult. Muraus Eltern haben mit den Nazis fraternisiert und kollaboriert; sie haben sogar nach Kriegsende flüchtige Gauleiter im Schloss versteckt. Wie kann man als Nachkomme diese Herkunftswelt loswerden, an die man doch durch Erbschaft gebunden ist?

Über dieser Frage brütet Murau; überhaupt zieht sich der „Herkunftskomplex" durch Bernhards gesamtes Prosawerk. Allenthalben fallen seinen Helden düstere Familienliegenschaften als Erbe zu – eine Last des Vergangenen, von der sie besessen sind und von der sie sich lossagen wollen, ohne von ihr loszukommen, es sei denn ...

Es sei denn, sie missachten das Testament, schütteln ihre Herkunft ab, indem sie fortgehen, entledigen sich des Erbes durch „Abschenken" oder retten sich in selbstgewählte Geistesheimaten, nach Rom, nach Cambridge oder ins Kunsthistorische Museum. Murau wählt das Abschenken. Er überschreibt Wolfsegg der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien – vergangenheitspolitisch wohl eine etwas schlichte Lösung.

Sei's drum. Mag der Mythenkult verblassen, das habsburgische Aroma hängt immer noch über der österreichischen Literatur. Selbst eine junge Autorin wie Eva Menasse mag auf die Duftnote nicht verzichten. Das Personal ihres jüngsten Erzählungsbandes „Lässliche Todsünden" ist gesprenkelt mit Restbeständen des altösterreichischen Landadels, als kuriose Reizstoffe und Kontrastfiguren.



Karl Kraus, Heimito von Doderer, Gerhard Fritsch, Eva Menasse, Alexander Lernet-Holenia

VON LINKS: CINETEXT; ULLSTEIN BILD/IMAGNO; GETTY IMAGES; VON SCHWICHOW; ULLSTEIN BILD

Loswerden dürfte Österreich dieses Erbe wohl nicht so schnell, so tief, ja genetisch scheint es darauf festgelegt – schließlich könnte zu den Erfolgsautoren seiner Gegenwartsliteratur sogar ein leibhaftiger Habsburgspross zählen. Der Wiener Vielschreiber und Monarchist Alexander Lernet-Holenia (1897 bis 1976) hat zeitlebens durchblicken lassen, er sei ein unehelicher Sohn des Erzherzogs Karl Stephan. Nicht nur führte der exzentrische Autor eine Kampagne zur Rückkehr Otto von Habsburgs nach Österreich; er nahm auch standesgemäß Wohnung in der Wiener Hofburg, woran eine riesige Plakette unter der Michaelerkuppel noch heute unübersehbar erinnert.

So treibt der Habsburg-Mythos seine skurrilen Blüten selbst in der heutigen österreichischen Wirklichkeit.

Das Reich der Habsburger könnte mit seiner Vielfalt ein Vorbild für das heutige Europa sein. Doch eine schwarze Legende preußischen Ursprungs verstellt oft den Blick auf die Wirklichkeit des alten Kaiserreichs.

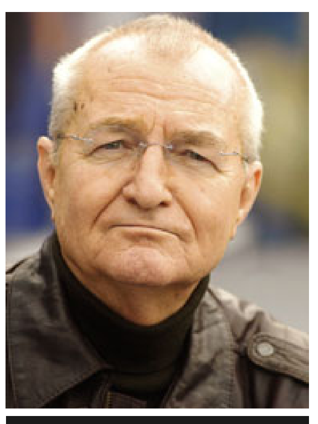
DIE HINTERNATIONALE

Von EBERHARD STRAUB

Es darf auch in dem heutigen sehr ernsten Zusammenhang ausgesprochen werden, dass Österreich unter den Ländern der Erde eines der von Deutschen ungekanntesten oder schlechtest gekannten ist", bemerkte 1915 der Dichter Hugo von Hofmannsthal. Diese Klage war damals nicht neu. Schon im späten 18. Jahrhundert staunten kluge Österreicher über die Naivität, mit der West- und vor allem Norddeutsche sich berechtigt glaubten, Österreich tief unter sich zu sehen und dies den Österreichern bei jeder Gelegenheit offen ins Gesicht zu sagen. „Denn natürlich war aller in Deutschland vorhandene Verstand der Erbteil der Preußen und Norddeutschen, und für uns arme Österreicher und Katholiken nichts übriggeblieben", wie die deutsche und österreichische Patriotin Caroline Pichler 1813 skeptisch beobachtete.

Das war nicht immer so. Noch Christoph Martin Wieland hoffte um 1770, dass Wien in Deutschland werde, was Paris in Frankreich. Lessing versprach sich dort mehr Glück für die deutsche Literatur als im staubtrockenen, phantasielosen Berlin. Mit gutem Grund: Die Berliner Aufklärer verstanden nur ihresgleichen. Sie schwärmten von Toleranz und dem beseligenden Einverständnis aller vernünftig gewordenen Menschenfreunde. Nahm ein Katholik sie beim Wort und wollte sich ihnen in brüderlich-menschheitlicher Gesinnung in die weitgeöffneten Arme stürzen, wichen sie verstört vor einem sogenannten Papisten und Jesuiten zurück. Ein solcher galt ihnen als ein Dunkelmann, ein Feind des Lichts, der Wahrheit und der Humanität.

Dabei war Kaiser Joseph II. der Inbegriff eines aufgeklärten Monarchen, der sich ganz als Staatsorgan, als Diener des gemeinen Wohls begriff, und als erster Hofrat seiner Staaten die ihm zugeordneten Beamten nach seinem Bilde formte. Der Beamte und der Offizier als soziale Gestalten, die damit verbundene Staatsgesinnung und eine unparteiische, nur den Staatszwecken verpflichtete Dienstbereitschaft fanden im nach ihm benannten Josephinismus ihr systematisiertes Ideal. Das bedeutete im Staat eine sittliche Sphäre zu erkennen: In ihr gelange der Mensch aus seiner beschränkten Subjektivität hinüber in ein Reich der Objektivität, der Normen und Regelmäßigkeiten, eben in ein Reich der Ordnung, in dem er als Staatsbürger zu seiner wahren Bestimmung finde, im Staat seine freie Mitmenschlichkeit auszubilden.



EBERHARD STRAUB
Der habilitierte Historiker hat sich mit zahlreichen Buchessays wie „Drei letzte Kaiser" (1998) oder „Das spanische Jahrhundert" (2004) einen Namen gemacht. Straub, 68, lebt und arbeitet in Berlin.

Für solches Staatsverständnis bedurfte es keiner Philosophen wie Fichte oder Hegel in Preußen. Nach alter europäischer Auffassung gibt es erst Romulus und dann Rom. Die Herrscher setzten ihren Dienern ein Ziel und vermittelten ihnen eine Idee vom Staat über die Pflicht und den Stolz, in ihrem Auftrag zu handeln und Selbständigkeit zu erwerben. Die Kaiser, ob Joseph II. oder seine Nachfolger, handelten in diesem Sinne. Wer immer ihnen dabei behilflich sein wollte, wurde als Staatsdiener willkommen geheißen, aus welchem Land er auch kommen mochte.

Der Ruhm Josephs II. war um 1800 im ganzen Reich sogar größer als der Friedrichs des Großen. Der Kaisertitel besaß noch einige gesamtdeutsche Anziehungskraft, zumal da Joseph II. auch die Nähe zu deutschen Literaten, Wissenschaftlern und Künstlern suchte, ja die Hoffnung der Deutschen auf ein Nationaltheater in Wien teilte. Erzherzog Karl, der Feldherr in den Kriegen des Reiches mit dem revolutionären Frankreich, beschäftigte noch einmal die Einbildungskraft jener Deutschen, die um ihr altersschwaches Reich bangten.

Mitten in einer Zeit, in der Geschichte zur Geografie in Bewegung wurde, Napoleon die Grenzen in Europa willkürlich aufhob und neu bestimmte, erinnerte 1804 Friedrich von Schiller mit seiner Ballade vom „Grafen von Habsburg" noch einmal an den ersten Habsburger und an das Reich, das er nach der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit befestigt hatte. Mit „König Rudolfs heiliger Macht" war wieder ein Richter auf Erden. „Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer, / Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr, / Des Mächtigen Beute zu werden", wie jetzt wieder unter Napoleon. Der Oberdeutsche Schiller, von Napoleon überhaupt nicht fasziniert, befand sich in Übereinstimmung mit der unter Joseph II. beginnenden Historisierung der habsburgischen Monarchie als Motor und Beweger des Reichs und der Besinnung auf ihren Gründer, König Rudolf.

Goethe hat später auf seine Jugend zurückblickend gesagt, dass alles historisch Interessante für ihn mit Rudolf von Habsburg anfing,



Königskrönung Josephs II. im Frankfurter Dom 1764 (Gemälde des Hofmalers Martin van Meytens)

„der durch seine Mannheit so großen Verwirrungen ein Ende gemacht hatte“. Aber er schilderte mit dem Frankfurt seiner Jugend, dass neue Verwirrungen sich ankündigten, das Alte Reich veraltete und seine Kraft verlor, die Gemüter zu vereinen und zum gemeinsamen Handeln zu verpflichten. Im Gegensatz zu Schiller bekümmerte ihn der mögliche Untergang des Reichs überhaupt nicht.

Der Zusammenbruch Preußens im Herbst 1806 weckte nach schmerzhaftem Staunen bemerkenswerte Energien und eine Sehnsucht nicht nach dem Reich, sondern nach Deutschland. Die erregten Norddeutschen redeten von preußischer Reform und der deutschen Nation. Auch das Alte Reich berief sich auf die deutsche Nation, weil sie berechtigt war, den Kaiser zu wählen. Doch das Reich blieb, was es immer war, ein Pluriversum ansonsten gleichberechtigter Völker und Sprachen.

Es gab während seiner langen Geschichte keinen Versuch, die Vielfalt zu vereinfachen. Ein Reich, in dem nur eine Sprache gesprochen würde, erschien dem heiligen König Stephan von Ungarn um das Jahr 1000 als schwach und zerbrechlich. In der Welt als Geschichte entwickelte sich nach damaliger Überzeugung das Leben in Vielfalt, die schützenswert ist, weil alles Einfältige monoton, erstarrt und leblos wirkt.

Das Alte Reich und die aus ihm hervorgegangene Monarchie des Hauses Österreich widersprachen vollständig dem neuen Geist der Vereinfachung, der Rationalisierung und der Nationalisierung. Deshalb irritierten das Heilige Römische Reich und die Monarchie des Hauses Österreich die Norddeutschen als unnational, unvernünftig und unnatürlich, da Vernunft und Natur ein und das Gleiche sein sollte, veranschaulicht durch den nationalen Vernunftstaat.

Der Protestantismus, die Freiheit von Rom, wurde nun zur deutschen Bewegung, die ein spezifisch deutsches vernünftiges Christentum und eine ihr entsprechende Kultur ermöglicht habe, die sich in Weimar und Berlin am herzbezwingendsten manifestiere. Die katholische Kirche hingegen habe als internationale Einrichtung die Deutschen von ihrer Eigenart und ihrer Bestimmung abgelenkt, frei in das Geisterreich zu dringen und durch Kunst und Wissenschaft sich zu wahren, freien Menschen in der einen, unteilbaren Nation zu bilden. Das Römische Reich mit seinen katholischen Kaisern, in dem Bischöfe auch weltliche Fürsten waren, habe die Staatwerdung Deutschlands, wie es nun hieß, gehemmt, und damit den Übergang zur Nation.

Der mächtig orchestrierte Kulturprotestantismus und sein Zwilling, der bildungsbürgerliche Nationalliberalismus, begannen damit, eine deutsche schwarze Legende über das Haus Österreich zu entwerfen. Es habe immer nur an seine Hausinteressen gedacht, Deutschland dafür missbraucht und die Freiheit des Glaubens und des Denkens, jeden politischen Fortschritt gehemmt.

Gleichwohl hatten sich die Deutschen unter dem Einfluss der Kaiser seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 daran gewöhnt, auch im Andersgläubigen einen guten Freund und Nachbarn zu würdigen, so wie die Kaiser mit protestantischen Fürsten verkehrten oder in den kaiserlichen Reichsstädten die Konfessionen verträglich nebeneinanderlebten. Die stets schwer zu wahrende Toleranz, in England oder Frankreich unbekannt, hatte sich zumindest unter Gebildeten schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts im Reich durchgesetzt.

Das war durchaus ein bemerkenswerter Fortschritt, der Deutschland von den übrigen Europäern unterschied, die der Toleranz misstrauten und der Unübersichtlichkeit subjektiver Bestrebungen. Ausgerechnet die Verkünder der Toleranz, die aufgeklärten Berliner, ebneten einer neuen Intoleranz den Weg. Sie verständigten sich darüber, unter keinen Umständen den Intoleranten Toleranz zu gewähren, also Jesuiten, Ultramontanen und Römlingen aller Richtungen. Sie eröffneten einen Kulturkampf, der bis in das 20. Jahrhundert andauerte und die bürgerliche Eintracht unter den Deutschen erheblich erschwerte, die doch die Voraussetzung der mit sich einigen Nation sein sollte.

Die nationalen Kulturprotestanten bestimmten, wer intolerant war und sich wegen unnationalen Verhaltens verdächtig machte. Sie übertrugen einen ganz modernen, revolutionären Begriff, die eine unteilbare Nation, in die Vergangenheit und verwarfen die Reichs- und Kaisergeschichte als ununterbrochenen Irrweg und Verrat an Deutschland. Gegenströmungen, wie sie sich in der Berliner Romantik äußerten, blieben weitgehend folgenlos, weil sie die mittelalterliche Kaiserherrlichkeit vorzugsweise ästhetisierten und zu gefälligem Nürnberger Tand enthistorisierten.

Auch die historische Rechtsschule und eine verfeinerte historische Kritik versenkten sich vorzugsweise in das Volkstum, um den Volksgeist zu erkennen und eine klare Vorstellung von der Nation und ihren Rechten zu gewinnen. Über all diesen Bemühungen wurde den nationalisierten, kulturprotestantischen Deutschen allmählich ihre eigene Geschichte unbekannt. Sie haderten mit der Kaiser- und Reichsgeschichte insgesamt, mit einer weit zurückreichenden Vergangenheit und vor allem mit dem Haus Österreich, das die Deutschen auf schreckliche Abwege verlockt habe und es ihnen verwehrte, zu ihrer Deutschheit in einem deutschen Staat zu gelangen.

Die innerdeutsche Auseinandersetzung um die angeblich verfehlte nationale Geschichte verdunkelte unweigerlich deren besondere Vorzüge und Vorteile. Die Deutschen lebten nie abgesondert für sich. In ihrem Königreich wohnten sie zusammen mit Tschechen, Slowenen, Flamen, Franzosen, Dänen oder Italienern. Das Imperium Romanum, zu dem das deutsche Reich gehörte, war ohnehin übernational. Das Haus Habsburg trat in die Geschichte ein, als sich Europa seit dem 14. Jahrhundert seiner selber bewusst wurde in unübersichtlichen gesamteuropäischen Entwicklungen.



Friedrich II. und Voltaire in Schloss Sanssouci (Historienbild, um 1900)

Das Reich, mitten in Europa gelegen, konnte sich also gar nicht darauf beschränken, nur in eine Himmelsrichtung zu schauen. Italien, der Nord- und Ostseeraum, Burgund oder Böhmen erforderten die gleiche Aufmerksamkeit. Nirgendwo gab es bis zum Ende des 16. Jahrhunderts Nationalstaaten. Es gab vorerst nur Tendenzen zur Staatlichkeit, die sich meist in überschaubaren Herrschaften, auch in Deutschland, bemerkbar machten, gerade in Bayern und Österreich, den ersten modernen Beamtenstaaten im Reich. Die Staatlichkeit konnte sich ganz unabhängig vom Kaiserhaus und in völliger Übereinstimmung mit der Römischen Kirche ergeben.

Das Römische Reich stand mehrmals vor der Möglichkeit, seinen Schwerpunkt zu verlagern. Der böhmische König Ottokar herrschte um 1270 über ein Reich vom Erzgebirge bis zur Adria. Zwar besiegte Rudolf von Habsburg den Reichsfürsten, der sich widerrechtlich einige Reichslehen angeeignet hatte. Aber seit Ottokar lockte immer die Aussicht, von Prag aus, wie es der Luxemburger Kaiser Karl IV. seit 1349 getan hatte, das Reich zu verwalten und über Brandenburg und Schlesien, mit Böhmen vereint, den Norden, der meist für sich lebte, gründlicher mit dem übrigen Reich zu verknüpfen.

Es war gar nicht selbstverständlich, dass Wien zur Kaiserstadt wurde und der Rhein die Lebenslinie des Reichs blieb. Im 16. und 17. Jahrhundert weilten die Kaiser ebenso gern in



Europa als Fahnengirlande – anlässlich der Fußball-Europameisterschaft 2008

Prag, das zu einer europäischen Metropole wurde. Aber wo immer die Habsburger auch residierten, an ihren Hof zogen sie Adlige, Offiziere, Beamte aus dem gesamten Reich und dem übrigen Europa. Der kaiserliche Hof entsprach unbedingt einem Römischen Kaiser, der Völker miteinander in Beziehung brachte und sich eben nicht damit begnügen konnte, nur ein König der Deutschen zu sein.

Die Verbindung mit Spanien seit Karl V. rückte nicht nur das Haus Österreich, sondern das gesamte Reich in weite Zusammenhänge; mit der spanischen Monarchie zusammen vermittelte es die Vorstellung von einem geeinten Europa. Die spanischen Königreiche, Portugal, Flandern, die Freigrafschaft Burgund, das gesamte Italien, Böhmen, Ungarn, alle gehörten zur Casa de Austria. Diese Provinzen und Staaten befanden sich im dauernden Austausch. Die spanischen Könige, stets in Angst vor einem Religionskrieg, der ihre europäische Stellung gefährden konnte, drängten ihre deutschen Vettern zu Nachsicht und Geduld mit den Lutheranern, was lange funktionierte – zum Vorteil des Reiches, Spaniens und Europas.

Diese europäische Dimension erhielt sich auch nach dem Aussterben der spanischen Habsburger, weil Belgien und Norditalien weder dem Kaiserhaus noch dem Reich verlorengingen. Mit den Eroberungen während der Türkenkriege im 17. und 18. Jahrhundert wurden Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien von Deutschen und Italienern wieder fest in die europäische Kultur einbezogen. Die Kaiser, die vor allem unter Süddeutschen, auch Protestanten als Siedler für Ungarn und die übrigen Provinzen warben, dachten nicht an eine Germanisierung. Sie wollten lokales Leben anregen, regionale Partikularitäten erneuern, einen jeweiligen Provinzialgeist fördern, aber immer mit Rücksicht auf die gesamte Monarchie. Prinz Eugen, der edle Ritter, bekundete mit seiner dreisprachigen Unterschrift – Eugenio von Savoy – dies speziell österreichische Reichsbewusstsein, das sich über das Kaiseramt an das Römische Reich anlehnte.

Immer wieder führten die Habsburger den Deutschen vor, wie es gelingen konnte, für eine sämtliche Reichsteile umfassende Lebenskultur zu sorgen. Im Kaffeehaus konnte jeder zum „gelernten Österreicher“ werden. Dort waren Zeitungen, vor allem die Wiener Blätter, in großer Auswahl vorhanden. Eine gemeinsame, meist vortreffliche Küche, stiftete über manche Differenzen hinweg immer wieder das gar nicht so flüchtige Glück übereinstimmender Gemüter in verwandter Atmosphäre. „Die Speisehäuser haben in der ganzen Monarchie die gleiche Einrichtung“, hieß es im Baedeker für Österreich-Ungarn von 1913. Doch das galt nicht weniger für die Städte, von Bregenz bis hinüber nach Czernowitz, heute in der Ukraine. Oper, Theater, Bahnhof und Museum, der Stadtpark und der zum Corso, zur Geselligkeit einladende Boulevard ähnelten einander überall während der franzisko-josephinischen Epoche, ja noch darüber hinaus bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

Wie einst die Römer versorgten die kaiserlichen Beamten die Städte des Reichs mit dem, was ihres Erachtens nach eine Stadt dringend benötigte, um urban zu wirken, wie ein Wien en miniature. Diese Donaumonarchie Franz Josephs gefiel sich als eine „Hinternationale“, wie Johannes Urzidil sie beschrieb. Ein Reich, das hinter den Nationen mit ihrem Nationalismus zurückblieb, weil es viele Völker und Nationen verknüpfte und damit in die Zukunft wies, in eine Zukunft, in der Mannigfaltigkeit und Einheit, nicht Vereinheitlichung, einander ergänzten. Die Donaumonarchie glich einem Anachronismus und war zugleich eine Verheißung.

Der Nationalismus, den die Deutschen nach Mitteleuropa brachten, stürzte die durcheinanderwohnenden Völker in entsetzliche Gegensätze und Katastrophen. Der Nationalstaat setzte sich dennoch durch. Er hat keiner der Nationen Glück gebracht. Enttäuscht, verletzt, gereizt, mit sich selbst beschäftigt, leben die Nationen bis heute nebeneinanderher. Die ehedem gemeinsame Vergangenheit ist ihnen fragwürdig geworden, und sie wissen nicht so recht, wie sie sich einer Welt von gestern wieder annähern können, in der doch als Vermächtnis der Habsburger die Anknüpfungspunkte für eine Welt von morgen vorhanden sind.

Es lohnt sich nicht, sich voneinander abzusondern und ein nationales Eigentum eifersüchtig zu hüten und zu pflegen. Überall deuten Spuren auf Gemeinsamkeiten, die dazu auffordern, mitten in Europa sich in einer neuen Hinternationale zusammenzufinden und auf eine ganz neue Weise wieder zu verösterreichern, sich mit der Geschichte bekannt zu machen, mit Österreich, um darüber überhaupt ein Bild von sich selbst zu gewinnen. Insofern könnte sich doch noch der Wahlspruch des Hauses Österreich bewahrheiten: Austria erit in orbe ultima, Österreich überlebt alle Metamorphosen der Geschichte und erwacht wie der Vogel Phönix aus seiner eigenen Asche wieder zu neuem Leben.

Die Aufgabe, die das Haus Österreich seinen Völkern hinterlassen hat, liegt darin, sich auf die eigene Verösterreicherung zu besinnen, um die jeweiligen Komplexe und Verstimmungen zu beruhigen und es sich endlich im gemeinsamen Haus Europa bequem zu machen.



Zeugnisse langer Herrschaft

DIE HABSBURGER

Schloss Ambras

bei Innsbruck

Heute eine Außenstelle des Kunsthistorischen Museums Wien, ist die prächtige Renaissance-Anlage Zeuge habsburgischen Reichtums: Sie wurde von Erzherzog Ferdinand II. von Tirol errichtet, der hier seine Porträt- und Rüstungssammlung unterbrachte und eine „Wunderkammer“ einrichten ließ, aber auch für modernsten Komfort sorgte: So ist bis heute die opulent in den Boden eingelassenen Badewanne für Ferdinands Ehefrau Philippine Welser zu bewundern.

Hofkirche

Innsbruck

Mit 28 überlebensgroßen Bronzefiguren ist das postume Monument für Kaiser Maximilian I. (1584 fertiggestellt) eine der eindrucksvollsten Skulpturschöpfungen ihrer Zeit. Begraben wurde der Kaiser zwar in Wiener Neustadt – aber die Gestalten aus seiner Familie und aus der Herrschertradition Europas hat Maximilian noch selbst bestellt.

Bad Ischl

Salzkammergut

Seit der Gründung eines Heilbades in dem alten Salinenort 1823 entwickelte sich das Zentrum des Salzkammerguts rasch zum mondänen Kurort. Von 1854 bis 1914 war Ischl (seit 1906 „Bad Ischl“) die Sommerresidenz von Kaiser Franz Joseph – 1853 verlobte er sich hier mit

BUCHEMPFEHLUNGEN

Hanne Egghardt: „Habsburgs schräge Erzherzöge“
Verlag Kremayr & Scheriau, Wien; 192 Seiten; 19,90 Euro.
Launig und detailreich stellt Egghardt das kuriose Privatleben von Prinzen dar, die mangels echter Aufgaben bizarre Neigungen entwickelten.

Michael Erbe: „Die Habsburger (1493–1918)“
Verlag Kohlhammer, Stuttgart; 292 Seiten; 16 Euro.
Wissenschaftlich ausgewogene und verlässliche, kompakte Gesamtdarstellung einer „Dynastie im Reich und in Europa“.

Sigrid-Maria Größing: „AEIOU – Glück und Unglück im österreichischen Kaiserhaus“
Verlag Amalthea Signum, Wien; 320 Seiten; 19,90 Euro.
Wie sehr es am Hof der Habsburger menschelte, erzählt diese Porträtsammlung nicht nur am Beispiel der großen Figuren.

Brigitte Hamann (Hg.): „Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon“
Verlag Amalthea Signum, Wien; 448 Seiten; antiquarisch.
Für Faktenfans und Schmökerer gleichermaßen: ein reich bebildertes, gut lesbares Nachschlagewerk.

Brigitte Hamann: „Elisabeth. Kaiserin wider Willen“
Piper Verlag, München; 640 Seiten; 14,95 Euro.
Die wichtigste Biografie der Sisi porträtiert eine verletzliche, stolze Frau mit großem Eigensinn und wenig Lust auf Öffentlichkeit.

Heinz-Dieter Heimann: „Die Habsburger“
Verlag C. H. Beck, München; 128 Seiten; 7,90 Euro.
Kurze, aber prägnante Einführung, die den großen Bogen vom Mittelalter bis heute schlägt.

Lothar Höbelt: „Die Habsburger. Aufstieg und Glanz einer europäischen Dynastie“
Verlag Konrad Theiss, Stuttgart; 176 Seiten; 34,90 Euro.
Reich illustriert und vom Kenner oft süffisant betextet – etwas für Feinschmecker.

Die Wiener Hofburg:
Links der Festsaaltrakt, in der Mitte die Neue Burg, rechts das Corps de Logis

CHRISTIAN HANDL / MAURITIUS IMAGES / IMAGEBROKER

Elisabeth von Bayern (Sisi). Der tägliche Spaziergang des Monarchen auf der Kurpromenade wurde zum gesellschaftlichen Ereignis; überdies verbrachten etliche Künstler wie etwa die Komponisten Johann Strauß und Johannes Brahms regelmäßig in Ischl ihre Sommerfrische.

Hradschin

Prag

Wo heute der Präsident der Tschechischen Republik residiert, hatten jahrhundertelang die Habsburger eine ihrer wichtigsten Residenzen: Die Prager Burg, deren Anfänge bis ins 9. Jahrhundert zurückgehen, war Hauptwohnsitz Kaiser Rudolfs II., der hier riesige Bücher- und Kunstsammlungen anlegen ließ, aber auch astronomische und alchemistische Forschungen trieb.

Hofburg

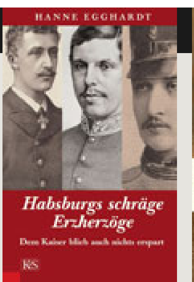
Wien

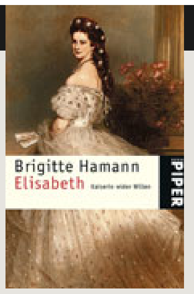
Kaum ein architektonischer Komplex der Kaiserstadt hat eine verwickeltere Baugeschichte: Seit 1279 hat praktisch jede Herrschergeneration hier ihre Spuren hinterlassen. Von der gotischen Burgkapelle über den Leopoldinischen Trakt, heute Sitz des österreichischen Bundespräsidenten, bis zur gigantisch geplanten, nicht vollendeten „Neuen Burg“ am Heldenplatz beherbergt die labyrinthische Anlage viele Besonderheiten wie die Winterreitschule, die Augustinerkirche und die opulente Hofbibliothek.

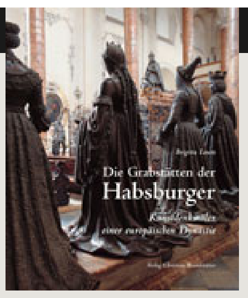
Kloster San Jerónimo de Yuste

Provinz Cáceres / Spanien

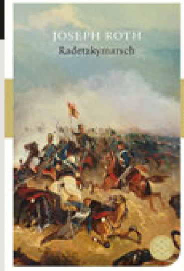
Im November 1556 bezog Karl V., der all seine Ämter abgegeben hatte, neben dem Kloster der Hieronymiten einen kleinen Palast. Seine letzten Monate lebte und betete der fromme Habsburger hier nahe der Grenze zu Portugal in der kargen spanischen Estremadura – ein Luxus-Eremit fern aller weltlichen Macht.











Brigitta Lauro: „Die Grabstätten der Habsburger“
Verlag Christian Brandstätter, Wien; 320 Seiten; 69 Euro.
An Opulenz ließen sich die Habsburger auch nach ihrem Ableben von niemandem gern übertreffen – dieser Bildband beweist es.

Dorothy Gies McGuigan: „Familie Habsburg 1273-1918“
Ullstein Taschenbuch Verlag, Berlin; 672 Seiten; 11,95 Euro.
Ein Streifzug durch fast 650 Jahre Geschichte der Sippe, arrangiert als Kette von Anekdoten – launig erzählt und mit dem Blick fürs sprechende Detail.

Richard Reifenscheid: „Die Habsburger in Lebensbildern“
Piper Verlag, München; 384 Seiten; 12,95 Euro.
Als Ahnengalerie präsentiert dieses Buch die herausragenden Gestalten des erzherzoglichen Hauses.

Joseph Roth: „Radetzkymarsch“
Deutscher Taschenbuch Verlag, München; 416 Seiten; 9,50 Euro.
In seinem Roman aus der Zeit von Kaiser Franz Joseph fängt Roth die Atmosphäre der Donaumonarchie stimmungsvoll wie kein anderer ein.

Die nächste Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE erscheint am Dienstag, dem 26. Januar 2010

Die Französische Revolution

Kein anderes politisches Ereignis hat die moderne bürgerliche Welt geprägt wie dieses. Die atemraubende Dynamik des Revolutionsjahrzehnts 1789 bis 1799 führt vom Sturm auf die Bastille zur Erklärung der Menschenrechte, von der konstitutionellen Monarchie zur Hinrichtung des Königs, von der terroristischen Volksherrschaft zur Enthauptung des Einpeitschers Robespierre – und von der neuen Macht der Besitzbürger zu Napoleons Aufstieg.



STURM AUF DIE BASTILLE Am 14. Juli 1789 erobert das Volk die Pariser Festung – das verhasste Symbol des Ancien Régime. „Ist das eine Revolte?", fragt der König, als man ihm die Nachricht bringt. „Nein, Sire, eine Revolution", erwidert einer seiner Höflinge.



VORBILD AMERIKA Marquis de Lafayette, General im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, inspiriert die Erklärung der Menschenrechte vom August 1789.



KANONADE VON VALMY Hautnah beobachtet Goethe 1792 den Sieg der Revolutionsarmee über ihre europäischen Gegner – er sieht den Anbruch einer neuen Ära.



TERROR UND TUGEND Nur der Schrecken, so Robespierre, könne Tugend und Republik retten – im Juli 1794 fällt der oberste Scharfmacher der Guillotine zum Opfer.

IMPRESSUM

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG
Brandstwiete 19, 20457 Hamburg

TELEFON (040) 3007-0

TELEFAX (040) 3007-2246 (Verlag), (040) 3007-2247 (Redaktion)

E-MAIL spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo, Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEUR Dr. Martin Doerry

VERANTWORTLICH Dietmar Pieper, Norbert F. Pötzl

REDAKTION Karen Andresen, Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Annette Großbongardt, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub; *Autor:* Stephan Burgdorff

REDAKTEUR DIESER AUSGABE Dr. Johannes Saltzwedel

CHEF VOM DIENST Katharina Lüken, Holger Wolters

GESTALTUNG Ralf Geilhufe, Sebastian Raulf, Rainer Sennewald

BILDREDAKTION Claus-Dieter Schmidt

INFOGRAFIK Gernot Matzke, Michael Walter

SCHLUSSREDAKTION Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Dr. Karen Ortiz, Tapio Sirkka

DOKUMENTATION Sonny Krauspe; Jörg-Hinrich Ahrens, Ulrich Booms, Dr. André Geicke, Dr. Hauke Janssen, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Peter Kühn, Dr. Walter Lehmann, Michael Lindner, Rainer Lübbert, Nadine Markwaldt, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Anika Zeller

TITELBILD Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt

ORGANISATION Angelika Kummer, Antje Wallasch

PRODUKTION Maike Ahrens, Christiane Stauder, Petra Thormann

HERSTELLUNG Mark Asher

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN Norbert Facklam

ANZEIGENOBJEKTLEITUNG Arne Stefan Stiller

VERANTWORTLICH FÜR VERTRIEB Thomas Hass

DRUCK appl druck GmbH & Co. KG, Wemding

OBJEKTLEITUNG Sabine Krecker

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffe

 ISSN 3632-6037

AKG (O.+L.); TOPHAM PICTUREPOINT (M.); BRIDGEMANART.COM (R.)